Zwei Schwestern.

Zwei Schwestern.

Eine Erzählung aus der Gegenwart

von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

„Excelsior!“

Zweiter Band.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1863.

Mainz, Druck von Florian Kupferberg.

Inhaltsverzeichniß.

Mutter und Sohn.

Baden=Baden. 1860.

Zwei junge Männer gingen Arm in Arm, rauchend und mit dem Ausdruck der tiefsten Langeweile, in der Umgebung des Cursaals hin und her. Sie gehörten zu jenen liebenswürdigen Pflanzen, welche sich auf dem Boden einer in öden Materialismus versunkenen Gesellschaft entwickeln: sie gefielen sich darin, in allen Dingen den Indifferentismus zur Schau zu tragen und besonders alles Edle, Gute, Schöne, sowohl im Reich der Gedanken als der That, mit einem „Ah bah!" abzufertigen. Sie glaubten — oder eigentlich: sie suchten Andere glauben zu machen, daß sie auf einer erstaunlichen Höhe philosophischer Ruhe und kaltblütigen Urtheils sich befänden, die Welt abgeschätzt und in ihrer Nichtigkeit durchschaut hätten, so daß ihnen das Recht zustehe, dieselbe gründlich zu verachten. Wie wenig sie aber auf der Höhe der wahren Welterkenntniß sich befanden — und wie in ihrer Seele statt des ruhigen, überlegenen Gleichmuths nur stumpfe Gleich=

gültigkeit zu Hause sei, kam jeden Augenblick kläglich zum Vorschein; denn gerade die Freuden und die Genüsse der Welt, denen sie ihren Stumpfsinn für jede edle Richtung verdankten, gerade diese waren ihnen zum Bedürfniß geworden. Der gewisse bezaubernde Rausch, den diese Blendwerke über die erste Jugend bei ihrem Eintritt in die gefährliche Welt verhängen können, dieser Rausch, der eine Art von Entschuldigung mit sich bringt, war freilich für Beide längst verflogen. Doch ohne sittliche Kraft, um sich aus dem Schiffbruch zu retten, ließen sie sich treiben von den Windstößen ihrer ungeregelten Neigungen und folgten ihnen wie Sklaven. Und dies uneingestandene, heimliche Bewußtsein schmählicher Knechtschaft ist es, woraus der verschrobene Indifferentismus hervorgeht, der heutzutage in der jungen Männerwelt grassirt: man dient einem bösen Herrn; — woher soll da Licht, Muth, Kraft, Freudigkeit in die Seele kommen? Und weil sie fehlen, spricht man da, wo sie in Andern aufleuchten, halb aus Neid, halb mit Hohn „Ah bah.“

Der Jüngste von Beiden machte einen besonders traurigen, ja abstoßenden Eindruck, so jung sah er aus — und doch so alt, müde das Auge, scharfgegraben die Züge; dabei ein insolenter Mund und ein pfiffiger Blick. Dennoch flog zuweilen ein Etwas wie der Schatten einer unsichtbaren Sonne über sein Antlitz, gab ihm einen Ausdruck von Ernst und Nach-

denken und bewirkte, daß man ihn dann mitleidig betrachten konnte. Sein Gefährte war älter und viel unbedeutender. Er brach das Schweigen, als ein eleganter Wagen vorüberfuhr und sagte:

„Deliciöse Frau — diese Gräfin Ursperg."

„Nicht deliciös und nicht Gräfin!" sagte der Jüngere."

„Gräfin oder nicht, mir einerlei! Aber wunderschön ist sie."

„Ah, wunderschön... das kann sein! nur nicht deliciös! Deliciös gehört in eine ganz andere Kategorie."

„Immer in die der schönen Frauen."

„Mit nichten! Eine deliciöse Frau braucht nicht schön zu sein, aber sie muß elegant sein. Und zur Elegance gehören nicht blos Pariser Toiletten und englische Pferde nebst allem Zubehör in und außer dem Hause — sondern die Elegante muß auch gefeiert, umringt, bewundert, tonangebend, geistvoll... mit einem leisen Anflug von Insolenz sein. So componire ich die deliciöse Frau."

„Nun, componire sie, Tristan! Es wird vielleicht Dein Meisterwerk, das im zartesten Alabaster und Bisquit auf allen Camintafeln prangen und Dich unsterblich machen wird."

„Ich habe diese Beschäftigung aufgegeben," erwiderte Tristan; — „sie nahm viel Zeit und brachte wenig Geld. Ohne viel Geld aber kann man nicht leben, d. h.

leben, wie wir es verstehen: aus dem Vollen... und das ist die Hauptsache, wenn man von Leben redet."

„Freut mich, daß Du es kannst! Paris ist der Ort dafür und einige Wochen in Baden-Baden sind auch nicht übel."

„Du wirst doch nicht behaupten wollen, es fehle Dir in Marseille bei Deinem Onkel Millionär, der Dich mit verschwenderischer Großmuth überschüttet, an Lebensfreuden?"

„Das nicht. Allein ich sage, Paris ist einzig, um sie auf's Höchste raffinirt darzubieten. Seit vier Jahren sitz' ich in Marseille, bringe meinem Onkel, in Erwartung seiner Millionen, das Opfer als quasi Sohn und wirklicher Erbe bei ihm zu leben; aber auf die Dauer ist es tödtlich langweilig. Ich bekam den Spleen, ich fragte den Arzt, ob ich nicht leberkrank sei. Er sagte, allerdings. Ich fragte, ob nicht die kräftige nordische Luft des Schwarzwaldes in Baden mir wohlthun werde. Er sagte, allerdings. So kam ich her, freute mich, Dich hier zu treffen, werde aber doch bald nach Paris gehen und mich dort länger aufhalten."

„Wenn Du viel Geld hast, hast Du Recht. Ohne das ist Paris ein trostloser Ort — eine Qual des Tantalus bei Gasbeleuchtung. Rings um den Schmachtenden die süßesten Früchte... aber unerreichbar. Denn all diese Herrlichkeiten kosten Geld, mein lieber Edmund, viel Geld."

Kalt egoistisch, wie Edmund im anticipirten Besitz der Millionen seines Onkels war, fiel ihm doch der Ton auf, womit Tristan immer auf das „viel Geld" zurückkam und er fragte:

„Ebbe in der Casse?"

Ein leichtes Zucken der Oberlippe hätte verrathen können, daß diese Frage Tristan unangenehm berühre. Ohne sie zu beantworten, sprach er weiter:

„Wenn ich bedenke, wie mir, als ich noch ein junges Bürschlein war, tausend Harpyen ihre Krallen des Neides, der Eifersucht, der heißesten und wildesten Begierden in's Herz schlugen, so oft ich jene tantalischen Früchte gewahr wurde, oder sie in meiner Nähe wußte und nicht erreichen konnte, weil mir Geld, Geld und immer Geld fehlte: so kann ich nicht umhin, es höchst unpolitisch zu finden, daß in einer und derselben Stadt die höchsten Schwelgereien des Luxus und die üppigsten Genüsse des Reichthums sich gerade so vor dem Armen und Geringen, wie vor dem Millionär und dem hohen Würdenträger ausbreiten. Aug' ist Auge — möge es einem Prinzen oder einem Taglöhner, einer Grisette oder einer Herzogin angehören. Durch das Auge ziehen Wünsche und Verlangen in die Menschenbrust ein: man will besitzen und genießen, was sich so unaussprechlich reizend darbietet — und nun plötzlich sollen neun Zehntheil dieser begierigen Augen, dieser lechzenden Herzen sich mit ihrem

Tantaluszustand begnügen, während ein Zehntheil schwelgt! Die Zumuthung ist allzu stark! Auf die Dauer vermag der Arme eben so wenig als der Reiche seinen stets aufgereizten Gelüsten zu widerstehen. Ja, er bekommt durch Neid und Mißgunst einen neuen Stachel. So macht sich eine Empörung gegen die Ungerechtigkeit der socialen Verhältnisse und deren Umwälzung im Sinn und zum Vortheil der Darbenden — der Communismus von selbst, wenn er sich zur Zeit, aus Furcht vor der Polizei, auch ruhig verhält. Aber die Stunde wird kommen, wo er sich mit dem leeren Anschauen der Weltfreuden nicht begnügt — und das wird denn die Stunde einer ungeheuern socialen Revolution sein und nicht die Armen, mein lieber Edmund, sondern die Reichen haben sie verschuldet."

„Ist es möglich!" rief Edmund. „Du vertiefst Dich in sociale Fragen?"

„Von Vertiefen ist keine Rede," erwiderte Tristan, „denn diese Fragen liegen auf der Hand, schweben in der Luft und drängen sich ungerufen auf, da sie sogar, wie Du siehst, aus unserm freundschaftlichen Gespräch hervorgehen."

„In welchem Gasthof wohnst Du?" fragte Edmund abbrechend, wenig durch diese Wendung des Gesprächs erbaut, da er zu den Reichen und nicht zu den Darbenden gehörte. „Der meine läßt Manches zu wünschen übrig."

„Ich wohne in der Stadt, in einem Privathause."

„Seltsamer Geschmack! Wird wohl einen Grund haben... nicht wahr?"

„Ich bin nicht allein hier," sagte Tristan mit einem kühlen Lächeln.

„Sieh, wie ich gut rathen kann! Aber nun geschwind Deine Adresse, damit ich Dich morgen besuchen könne."

„Ist nicht nöthig — wir sehen uns hier."

„Wie? begreifst Du nicht mein Interesse..." —

„Ich wünschte, Du begriffest das meinige, welches darin besteht, daß ich Dich lieber hier, als in meiner Wohnung sehen möchte."

„Hm! eifersüchtig wie der Großtürk?... das, mein guter Tristan, ist noch eine gewisse Unerfahrenheit, die für mich bereits zu den überwundenen Standpunkten gehört, die ich aber bei Dir, um unserer alten Freundschaft willen, respectire. Sage mir aber, um wieder auf die schöne Frau von Ursperg zurückzukommen, ob Du sie kennst."

„Ich kenne hier nur e i n e Schöne und die ist mein Geheimniß!" sagte Tristan. „Ich kenne aber ein wenig den Vetter von Frau von Ursperg."

„Welchen Vetter?"

„Mein Gott, lieber Edmund, eine solche Frage ist für mich ein überwundener Standpunkt und bringt mir einen hohen Begriff von Deiner unangetasteten

Naivetät bei. Welcher Vetter! — weißt Du denn nicht, daß man in gewissen Verhältnissen immer einen Vetter hat?"

„Du traust mir Allwissenheit zu," sagte Edmund etwas gereizt durch Tristans persiflirenden Ton. „Gestern komme ich zum ersten Mal im Leben nach Baden. Wie soll ich da mit den Verhältnissen der hiesigen Frauenwelt bekannt sein!"

„Also: den Vetter von Frau von Ursperg kenne ich ein wenig... aus früherer Zeit in Paris. Ich war ganz jung damals und im Beginn meiner Künstlerlaufbahn. Da interessirte er sich für mein Talent — und zwar mit Verständniß und richtigem Geschmack. Jetzt bin ich ihm hier wieder begegnet — und es scheint mir, als habe er seine Kunstkennerschaft so gut an den Nagel gehängt, wie ich meine Kunst. Graf Meerhaim heißt er — Emanuel Meerhaim."

„Ich will wahrhaftig nicht unbescheiden fragen, Tristan, allein ich wüßte doch gern, weshalb Du Deiner Kunst Valet gesagt hast. Ich meine, es müsse ein großer Reiz in diesen schöpferischen Spielen der Phantasie liegen und eine angenehme Unterhaltung mit ihrer künstlerischen Ausführung verbunden sein. Da nun das Leben unleugbar seine langweiligen, ja erzlangweiligen Momente hat, die sich zu Stunden, Tagen, Wochen ausdehnen... oder eigentlich: da die Grundfärbung des Lebens Langeweile ist, so würde ich mit

beiden Händen nach einer Unterhaltung greifen, die Du wegwirfst... wie ich diesen Rest einer Cigarre wegwerfe."

„Mein Sohn, — „Life is dull as a twice-told tale" — hat schon vor dreihundert Jahren ein immenses Genie, ein ungeheurer Welt- und Menschenkenner gesagt. Weshalb willst Du... und weshalb soll ich es besser haben, wie ein Shakspeare?" — entgegnete Tristan, ohne zu bedenken, daß der dramatische Dichter im Geist verschiedener Rollen zu sprechen hat. „Mit der Zeit wird man aller und jeder Unterhaltung und Beschäftigung überdrüssig, besonders aber dann, wenn man gewisse, großartig spannende Realitäten kennen gelernt hat, neben denen sich phantastische und künstlerische Bestrebungen etwas kindisch und abgeschmackt ausnehmen, weil sich mit diesen nichts — mit jenen Alles... erreichen läßt."

„Alles, Tristan? wirklich Alles?" rief Edmund. „Läßt sich mit Deinen „spannenden Realitäten" auch der Tod der Hydra Langeweile erreichen, die mich mit ihren tausend Köpfen nicht sowohl anzischt, als angähnt!... Ist das der Fall, so mußt Du aus Mitleid mit einem großen Theil der europäischen Menschheit, die an Langeweile dahinsiecht, Deine Panacee verkündigen... und zwar mir, Deinem Freunde, zuerst."

Tristan machte eine lebhafte Bewegung der Hand nach einer Richtung, aus welcher ein Wagen kam. Es

war wieder Frau von Ursperg; aber diesmal nicht allein. Sie saß rückwärts in ihrer Calesche, neben ihr ein junges Mädchen und ihr gegenüber ein bejahrter Herr mit weißem Haar und eine ältliche Dame.

„Wo ist denn der Vetter?" fragte Edmund in der Meinung, daß Tristan neben ihm stehe. Er bekam aber keine Antwort, denn Tristan war verschwunden. Hm! murmelte Edmund überrascht, wenn seine Panacee nichts Anderes sein sollte, als irgend ein großartiger Liebeshandel, so müßte ich das von meiner Seite wieder für einen überwundenen Standpunkt erklären. Aber er gibt sich nicht aufrichtig hin... das ist sicher! Sagt mir nicht seine Wohnung, schweigt über seine unterbrochene Künstlerlaufbahn, verschwindet vor schönen Frauen... lauter Geheimnisse!... Ist aber gar nicht übel!... ihnen nachzuspüren, schlägt meiner Feindin, der bewußten Hydra, wenigstens einen ihrer gräßlich gähnenden Köpfe ab. Einstweilen wollen wir sehen, was der premier Paris im Siècle sagt — wenn man sich in diesem teutonischen Schwarzwald schon zu der Höhe erschwungen hat, Leser für den Siècle zu finden — was aber zu hoffen ist, da es hier von Franzosen wimmelt, folglich französische Einflüsse, wie überall, die Oberhand haben und die ächt französische Gesinnung sich doch nur im Siècle ausspricht... und wenn auch Monde und Correspondant darüber vor Aerger und Neid bersten möchten. — —

Tristan, der dem Cursaal zugeeilt war, prallte auf der Schwelle gegen Jemand an, der eben heraustrat und der ihn ohne Umstände wieder unter den Arm nahm und erfreut sagte:

„Endlich treffe ich Sie! da will ich dies glückliche Ungefähr benutzen und Ihnen meinen besten Dank sagen.“

„Wofür? weshalb?“ entgegnete Tristan ungeduldig und zerstreut auf Emanuel Meerhaims freundliche Anrede.

„Wissen Sie denn wirklich nicht, daß Ihre Cousine seit acht Tagen bei meinen Eltern ist?“

„Ich ahnte nicht, Herr Graf, daß Sie mir dafür danken könnten.“

„Doch, lieber Saint-Clair! wir verdanken ja Ihrer Empfehlung diese kleine Preciosa, von der meine Eltern ganz entzückt sind. Sie liest in drei, vier Sprachen bald Zeitungen und Romane, bald das Stud-Book und Flugschriften über die weltliche Souverainetät des Papstes vor; sie versteht ganz allerliebst Lieder und Romanzen zu singen; sie hat ein äußerst einnehmendes, ja einschmeichelndes Benehmen und einen so feinen Tact, daß sie sehr bald die gewisse Steifheit ablegen wird, die allen jungen Mädchen anklebt, welche ihre ganze Erziehung in einer Pension erhielten, wo eine gewisse Schablonen-Dressur, der Masse wegen, unvermeidlich ist. Endlich ist sie bildhübsch. Das gefällt immer und überall, besonders aber alten Leuten.“

„Ich dachte, besonders den jungen," entgegnete Tristan lakonisch.

„Nicht doch! junge Leute, die eine lebhafte Phantasie haben, lieben nicht selten unschöne ältere Frauen. Alte Männer aber haben eine entschiedene Neigung für möglichste Jugend und möglichste Schönheit. Meine gute Mutter schwärmt um so mehr für dies allerliebste Persönchen, als es den phantastischen Namen Chiara Stella trägt — und wenn wir Uebrigen uns begnügen, sie mit der letzten Hälfte desselben zu nennen: so versäumt meine Mutter nie, ihren Namen, vollwichtig und klingend wie ein Cremnitzer Ducaten, ihr auszuzahlen."

„Und wie gefällt die kleine Stella der Frau Baronin von Ursperg, die als Enkelin gewiß eine entscheidende Stimme im Hause hat?"

„Ach, mein lieber Saint-Clair, zum Verständniß dieser schweigenden Seele fehlt mir der Schlüssel. Was sie von den Menschen denkt und nicht denkt, urtheilt und nicht urtheilt — ich weiß es nicht und Niemand weiß es! Aeußerlich ist Alles in ein allgemeines, stilles Wohlwollen eingehüllt."

„Ist so etwas auf Erden möglich?" rief Tristan mit spöttischem Erstaunen. „Eine schweigende Frau!... eine Frau ohne ausgeprägte Sympathien und Antipathien!... Welch ein Mirakel verbirgt dieser Schwarzwald!"

„Wenn Sie noch Ihre schöne Kunst übten, so würde ich Sie bitten, ein kleines Bild der Baronin Ursperg, sei es eine Büste oder ein Hautrelief, in Alabaster zu machen. Es würde meine Mutter sehr erfreuen und könnte dazu beitragen, Ihr Talent hier aufleuchten zu lassen.“

„Ich danke Ihnen, Herr Graf,“ sagte Tristan kalt. „Das Portrait war eigentlich nie meine Sache, wie gesagt, ich fand in jeder Beziehung zu wenig meine Rechnung auf dem Wege der Kunst. Die Künstler wollten mich nicht als ebenbürtig anerkennen, weil meine Kunstwerke nur nach Zollen, nicht nach Fuß und Klafter maßen; und der Geschmack des großen Publikums ist etwas so Rohes, so Wetterwendisches, so Launenhaftes, daß er im Stande ist, Figuren von Jean Goujon über Kautschuk-Fratzen zu vergessen und tanzende Hunde Thorwaldsens Alexanderszug und den idealen Gestalten eines Flaxman vorzuziehen. Je mehr die Kälte des Publikums für gewisse Zweige der Kunst steigt, desto mehr sinken die Aufträge der Kunsthandlungen und das Honorar besonders wird zu Null. Aber ohne Ruhm und ohne Gold zu ernten, wer mag da Künstler sein? ich nicht!“

„Sie sind sehr jung, um schon in den Lorbeerhainen des Ruhmes wandeln zu wollen,“ sagte Emanuel lächelnd.

„Ja,“ sagte Tristan, „heutzutage lebt man rasch und

deßhalb muß man früh anfangen: sonst kommt man zu kurz. Uebrigens spazieren nicht bloß Greise in Lorbeerhainen umher! wie jung starb Rafael und wie hoch stand sein Ruhm. Bernini hatte sich schon bei sechzehn Jahren berühmt gemacht — wie Sie Selbst, Herr Graf, bei unserer ersten Begegnung in Paris ermunternd mir sagten — und will ihm auch die Nachwelt seine Lorbeerkränze schmälern .... immerhin! Er hat sie getragen und sich ihrer gefreut. Das ist die Hauptsache für ihn. Ruhm über das Grab hinaus ist nicht nach meinem Geschmack, gibt mir weder Eifer noch Ermunterung. Ist die Mitwelt mir nicht tributpflichtig mit Huldigung aller Art, so verlange ich auch keine von der Nachwelt."

„Dann sind Sie aber überhaupt nicht ruhmdurstig," sagte Emanuel; „denn es ist das Charakteristische des Ruhmdurstigen, daß ihm die Huldigung der Mitwelt nicht genügt und daß er in die Zukunft hineinleuchten, wirken, herrschen will. Dann sind Sie nur genußsüchtig."

„Da können Sie Recht haben," sagte Tristan trocken. „Dennoch bin ich im Stande, viel zu entbehren, viel zu opfern .... und darin einen hohen Genuß zu finden, der freilich von der Hoffnung gestützt und getragen wird."

„Sie sprechen plötzlich wie ein Mystiker," rief Emanuel lachend. „Und doch kann ich nicht bei Ihnen vor-

aussetzen, daß die Mystik des Glaubens oder der Liebe Sie beseele."

„So wird man verkannt," entgegnete Tristan mit leichtem Achselzucken und setzte dann abbrechend hinzu: „Ich bin Ihnen von Herzen dankbar, daß die kleine Stella so nachsichtig in Ihrem Hause aufgenommen wurde. Es wird ein großer Trost für meine Mutter sein."

„Vor Jahren in Dresden, wenn ich Sie Beide zuweilen mit Madame Saint=Clair spazieren gehen sah, hielt ich die Kleine für Ihre Schwester," sagte Emanuel.

„So sind wir auch aufgewachsen," entgegnete Tristan.

„Und wo hält sich Ihre Frau Mutter jetzt auf?"

„In Paris."

„Immer mit Malerei beschäftigt?"

„Sehr beschäftigt; doch nicht in dem Fach."

„Es scheint in Ihrer Familie üblich zu sein, der Kunst untreu zu werden und das ist, was Madame Saint=Clair betrifft, höchst undankbar," sagte Emanuel verbindlich; „denn ihr hätte die Kunst gewiß einen Lorbeerkranz gegeben."

„Keineswegs!" erwiderte Tristan; „sie gab ihr kranke Nerven, geschwächte Augen und kaum das liebe Brod für uns Drei. Nein, die Künstlerlaufbahn meiner Mutter ist nicht lockend zur Nachfolge! . . . — Aber ein Jugendfreund erwartet mich — also Vergebung."

„Adieu, adieu, lieber Saint-Clair,“ sagte freundlich Emanuel und setzte, als Tristan ihn verließ, in Gedanken hinzu: Schade um den hübschen, talentvollen Jungen! es hätte etwas Anderes aus ihm werden können, als der kleine, blasirte Taugenichts, der er ist.

Tristan aber hielt seinerseits Betrachtungen über Emanuel: Was sich doch ein solcher Sohn des Glückes einbildet, um den Künstler mit hohen Idealen von Ruhm und ähnlichen Vorstellungen abspeisen zu wollen, während er bei dem festlichen Bankett des Lebens schwelgt! Meint er, man sei weniger dafür empfänglich, weil man nicht mit einem wohlgefüllten Geldbeutel in der Hand auf die Welt kam — oder weil man von der Natur jenes Naphthaflämmchen, jenen Aethertropfen empfing, den man Talent, Genie, Phantasie — und was weiß ich! nennt? — Fehlgeschossen, mein Herr Graf! Für dies kleine Flämmchen, welches in der Brust da, oder im Gehirn, oder wo die Physiologen es hinverlegen mögen! wohnt, für diese Flamme ist der Erdball nicht zu groß, um von ihm, so viel sie vermag, zu zehren. Ohne sie ist es noch eher möglich, nur den Zuschauer bei ihren Festgelagen abzugeben, mein Herr Graf! mit ihr — ist es unmöglich, denn sie begehrt Nahrung — und zwar andere, als an dem Schattenspiel des Ruhmes und an botanischen Studien über den Lorbeer sich zu ergötzen. Ich bin nun ein Mal, Gottlob! kein Schwärmer, sondern durch und

durch praktisch, mit ganz bestimmtem Zweck und Ziel: reich werden, um das Leben zu genießen. Und dazu muß mein Mittel mir verhelfen! . . . . Der Edmund ist aber allzu stupide! hat Millionen — und langweilt sich! unvernünftiges Subject! . . . . Ich langweile mich, weil ich keine Millionen habe — und das ist sehr vernünftig, denn in der Welt wiegt Menschenwürde und Menschenglück nur nach dem Geldeswerth, und in der Welt leb' ich, weil ich auf der Welt bin und keine Karthäuserneigungen habe. — — Mit diesen Betrachtungen bewegte er sich und verschwand er in der bunten schillernden Menge, die sich um das Herz von Baden, das große Gesellschaftshaus, Cursal genannt, mit den verschiedenen Tanz-, Speise-, Spiel-, Lese- Unterhaltungssälen, zusammendrängte und in Gruppen auseinander ging. Aber er hörte nicht auf die Musik, er blickte nicht auf die Frauenwelt, die ein wahres Pfauenrad von Luxus und Toiletten rauschend und schillernd aufschlug. Er sprach mit Niemand; er schien Niemand zu kennen, und ihn kannte Niemand; in dieser zusammen gewirbelten Mosaik von Flittergold, Moder und Staub war er ein unbeachtetes Atom.

Tristan betrat einen Saal, der glänzend erleuchtet war und in dem sich viele Menschen befanden. Trotzdem herrschte eine eigenthümliche Stille darin, denn von allen diesen Menschen sprach Keiner ein lautes Wort. Dennoch ließen sich Töne vernehmen, ein

Murmeln, ein Geflüster, ein metallisches Klimpern, ein leises Rollen. Zwei große compacte Menschenmassen standen von einander getrennt fest und beinahe unbeweglich mitten im Saal, die eine rechts, die andere links. Zuweilen löste sich ein Einzelner von der Masse ab und ging hinweg. Dann traten Andere heran. Einige blieben längere, Andere kürzere Zeit; noch Andere schienen in dem Boden Wurzel gefaßt zu haben. Manche hielten kleine Papierhefte in der Hand und Nadeln mit rothen und schwarzen Köpfen, die eine Bedeutung zu haben schienen, da sie mit einer gewissen Ueberlegung durch das Papier gesteckt und zuweilen aufmerksam betrachtet wurden. Auf den Sopha's rings an den Wänden saßen auch Personen, die einen ruhig, indifferent, beobachtend: gleichsam die Zuschauer; die andern müde, abgespannt, unruhig, aufgeregt: die Theilnehmer. Erwartungsvolle, neugierige, gespannte Blicke kreuzten sich, ohne es zu bemerken, mit starren, gläsernen, trostlosen, habgierigen Blicken — mit Blicken, in denen brutale Begierde, zitternde Spannung, dämonische Freude, stumpfe Vernichtung, ohnmächtige Verzweiflung lag. Der Grund dieser so ungewöhnlichen Affecte war das tonlose Gemurmel, das sich aus der Mitte der einen — und das leise Rollen, das sich aus der Mitte der andern Gruppe vernehmen ließ. Dort hieß es: „Rouge a gagné, Noir a perdu.“ Hier rollte eine kleine Elfenbeinkugel in ein Becken, das von Zahlen und Buchstaben umgeben war.

So wie Tristan den Saal betrat, veränderte sich sein Gesicht, seine Haltung, sein Ausdruck in solchem Grade, daß es war, als falle ein Maskenkleid von ihm ab. Kühne Erwartung, feurige Spannung gab seinem Auge Glanz, seinem Antlitz Energie, seinen Zügen frisches Leben. Wie ein arabisches Pferd, das auf dem Weg durch die Wüste vor Durst verschmachtend müde geworden ist, aber nun eine Quelle wittert und all seine feurige Kraft zusammenraffend auf sie zurennt, als ob es keine Ermattung kenne: so eilte er zu dem Rouge- et Noir-Tisch — und wie Jemand, der entweder sehr viel Goldstücke oder der nur ein einziges hat, nahm er einen Napoleon aus der Westentasche und warf ihn auf Rouge. Er gewann; dann verlor er ... und gewann wieder. Das Spiel ging fort. Es nahm Tristans Seele mit.

Waren auch die Männer bei Weitem in der Mehrzahl, so fehlte es doch nicht ganz an Frauen um diese entsetzlichen Spieltische. Der Anblick einer Frau auf einem solchen Platz erregt Schauder, weil er so widernatürlich ist. Die Stellung des Mannes in der Welt, in der Familie weist ihn an, ja verlangt von ihm jene Thätigkeit, die auf Erwerb gerichtet ist. Handel und Wandel, Gewerbe und Gewinn sind auf dem großen Markt des Lebens sein Fach, sein Beruf — und man kann allenfalls das Spiel als eine Ausartung der Neigung zu gewagten Speculationen betrachten, da die

Neigung zu Wagnissen wiederum mit Eigenschaften zusammenhängt, welche tief in des Mannes Natur begründet sind. Aber keine Frau unter der Sonne hat in ihrer Natur auch nur die mindeste Anlage, die in eine Neigung für gewagten Gelderwerb umschlagen könnte. Sie hat vielmehr eine Abneigung dagegen, weil ihre Natur haushälterisch ist und sie muß völlig mit ihrem natürlichen Wesen — von höherer Auffassung gar nicht zu reden! — gebrochen haben, um sich auf die abschüssige Bahn gewagten Gelderwerbes zu begeben und öffentlich den Kampfplatz zu betreten, wo man um den Mammon ringt. Daher ist es etwas Monstroses — eine Frau, die sich dem Spiel ergeben hat! Der Mann hat es seiner gröberen — ich sage nicht: stärkeren — Organisation, in geistiger und körperlicher Beziehung, zu danken, daß er minder schnell und minder gründlich unter dem Einfluß böser Leidenschaften entartet, als die Frau. Er verträgt den Gifthauch beträchtlich länger als sie. Aber sie, deren unsäglich hohe und unsäglich zarte Bestimmung es ist, als Mutter in die innigste und unmittelbarste Lebensverbindung mit einer künftigen Generation zu treten, sie ist so durchdringend fein angelegt, daß sie die Verstörung und Zerrüttung, welche im Gefolge böser Leidenschaften sind, durchaus nicht vertragen kann. Daher verfällt sie ihnen sklavischer, dient ihnen besinnungsloser, ist schwerer von ihnen zu heilen.

Unter den Frauen, die am Roulette-Tisch als bekannte Spielerinnen saßen — d. h. bekannt als Spielerinnen; denn außerdem kannte sie Niemand — befand sich eine, die weniger alt als die Uebrigen war und sich durch bessere Manieren auszeichnete. Diese Frau mußte in ihrer Jugend von großer Schönheit gewesen sein. Ihre Züge waren noch edel geschnitten, aber scharf und hart, entstellt durch ein nervoses Zucken, das zuweilen über sie hinfuhr und durch ihre krankhaft gelbe Hautfarbe. Sie trug ihr schwarzes Haar in kurzen Locken, augenscheinlich nur aus Gewohnheit oder um keine Zeit auf ihren Kopfputz zu verwenden, denn diese Locken, die früher sehr anmuthig gewesen sein mochten, waren jetzt mit vielen Silberfäden durchzogen und lagen unregelmäßig auf ihrer schönen breiten Stirn und den furchtbar eingesunkenen Schläfen, deren bläuliches Geäder stark hervortrat. Sie war mit größter Nachläßigkeit — oder Armuth, in ein graues, starkgetragenes Seidenkleid gekleidet und trug immer eine blaue Brille. Sie erschien mit dem Beginn des Spieles, als ob das Wort des Bankhalters: „Faites votre jeu!“ sie aus irgend einem verborgenen Winkel hervorrufe — und sie verschwand, wenn man den Spielsaal schloß. Uebrigens versteht es sich, daß kein Mensch dieser Frau auch nur die mindeste Aufmerksamkeit schenkte. Sie war eine Spielerin!

An diesem Abend aber spielte sie nicht, obschon sie

mit ganzer Aufmerksamkeit bei dem Spiel war. Machte sie Combinationen? studirte sie die tausend Möglichkeiten eines glücklichen Kugelfalles? wollte sie ergründen, ob nicht auf irgend eine Weise ein großer Gewinn sich vorhersehen, sich berechnen lasse? Genug, sie war und sie blieb in jener ersten Reihe, die am Spieltisch sitzt, und es fiel ihr nicht ein, den Platz an Andere abzutreten, die hinter ihr standen und sich mit lebhaftestem Eifer am Spiel betheiligten. Der Ausdruck ihrer Augen war hinter den ungewöhnlich großen, dunkelbauen Brillengläsern verborgen, welche ihrer Physiognomie etwas unheimlich Starres gaben. Um ihren Mund — diesen Verräther der Empfindungen, auch wenn er schweigt! — lagen unverkennbar Züge des Grames, aber wie versteinert. Dieser Gram hatte keine Thränen und keinen Trost. Es war ein gewitterschwüler Juniabend; die zahlreichen Gasflammen, der drei- und vierfach gedrängte Menschenkreis um den Tisch machten die Hitze unerträglich. Die Atmosphäre im Saal war wie geschmolzenes Blei. Aber nicht der leiseste Anflug einer lebhafteren Farbe war in ihrem Gesicht wahrzunehmen: so unempfindlich war sie gegen äußere Eindrücke. Sie wußte nicht, was um sie her — nicht, was in der Nähe noch was in der Ferne vorging: die ganze Welt war ihr gleichgültig. Sie hatte kein anderes Interesse, als die kleine weiße Kugel zu ver-
...en, wie sie rollte, wie sie fiel, wie das Gold auf

dem grünen Tuchbezug des Tisches so geschwind und so leise mit den Spielharken hin und her geschoben wurde. Aber auch dies Interesse sprach sich nicht, wie bei Tristan, in hoffender Spannung aus, denn sie hatte nichts zu hoffen, da sie nicht spielte. Wie von einem Bann war sie gefesselt. So vergingen Stunden, ohne daß sie es bemerkte.

Die Bank wurde endlich für den Abend aufgehoben. Manches Herz war schwer, mancher Geldbeutel leicht geworden. Manches Gewissen regte sich und manches verstockte sich. Die Menge rieselte auseinander, dahin und dorthin. Auch die Frau im grauen Kleide suchte ihre Wohnung im entferntesten und unansehnlichsten Theil der Stadt auf. Leise trat sie in das Haus und suchte vorsichtig, wie Jemand, der nicht bemerkt sein will, die Treppe zu erreichen. Sie fuhr zusammen, als sich eine Thür öffnete und die Hausfrau mit einem Licht aus dem Zimmer auf den finstern Gang trat, indem sie sagte:

„Ich werde hinaufleuchten; — der Herr Sohn ist schon zurückgekommen.“

Die graue Frau holte tief Athem, stieg zwei enge, steile Treppen hinauf, schloß ihr Zimmer auf, zündete ihr Licht an dem der Hauswirthin an und wünschte derselben gute Nacht.

„Wäre Ihnen etwas gefällig?“ fragte diese.

Sie dankte — und blieb allein. Dann rief sie mit gedämpfter Stimme:

„Tristan, bist Du da?"

Statt der Antwort trat aus dem Nebenzimmer Tristan ein, mit der Cigarre zwischen den Lippen.

„Nun?" fragte sie.

„Ich habe die Hauswirthin bezahlt," sagte er.

„Ich dachte es . . . denn sie war höflich! Aber was weiter, Tristan?"

„Weiter nichts, Mama!" sagte er eisig.

Sie nahm die Brille ab, sah ihn mit ihren großen, dunkeln, tief eingesunkenen Augen fast drohend an, schüttelte langsam den Kopf und sagte:

„Das ist nicht wahr, Tristan."

„Du zwingst mich zur Unwahrheit," entgegnete er mit derselben Kälte. „Schlaf wohl, Mama."

Er wollte in sein Zimmer gehen. Sie sprang vom Stuhl auf und hielt ihn fest am Arm.

„Tristan!" sagte sie mit gepreßter Stimme, „wenn Du es ändern kannst, so laß mich nicht in dieser Qual."

„Sie ist das einzige Mittel, um Dich zu retten, Mama; denn Du hast kein Glück und für uns Beide kann ich doch unmöglich gewinnen."

„Ich thue es doch für uns Beide, ja, mehr für Dich als für mich — das weißt Du."

„Ja, aber Du kannst nichts mehr thun, Du hast kein Glück mehr! drum höre auf zu spielen. Das ist das Beste, was Du für Dich und mich thun kannst.

Du siehst, ich thue ja auch das Beste für Dich: ich trug Deine Schuld hier im Hause ab."

„Hättest Du mir doch dies Geld gegeben! Tausende hätte ich damit gewinnen können! Tausende! ... auch für Dich."

„Aber Du gewinnst sie nicht, Mama! halte Dich an dieser Ueberzeugung."

„Kind, Du sprichst Unsinn! wie kann man nur bei einer solchen Sache, die einzig und allein auf Glücksfall beruht, von Ueberzeugung reden!"

„So halte Dich an der Erfahrung, Mama. Die hat Dir genugsam bewiesen, daß ein Glücksfall Dich nicht trifft. Du gewinnst noch ab und an ein paar hundert Francs, die mit Ach und Krach ausreichen, um die nothwendigsten Lebensbedürfnisse zu bestreiten; ... und mir scheint, daß sogar diese armseligen Gewinne mehr und mehr ausbleiben."

„Natürlich! — seit drei Tagen spiel' ich nicht ... weil ich kein Geld habe. Es ist fürchterlich, so da zu sitzen, stundenlang, tagelang, unbeschäftigt und unthätig, immer auf diese Goldquelle zu blicken, die sich wechselnd bald hierher, bald dorthin ergießt, für den Einen in Tropfen, für den Andern in Strömen... dabei immer zu denken; mit einem Goldstück — ja mit einem armseligen Silberstück ließe sich dieser Strom mir zuwenden — — und dies elende Silberstück nicht zu haben!"

„Ja! das kenn' ich! es ist furchtbar!" sagte Tristan.

„Nun! hab' ich Dich je in einer solchen Qual gelassen, wenn ich Mittel besaß, um ihr abzuhelfen?"

„Nein!... aber Du hofftest auf mein Glück und ich hoffe nicht auf das Deine. Du dachtest, ich könne uns Beide aus dem Abgrund ziehen — und ich denke, Du könntest uns Beide hinein reißen; das ist ein großer Unterschied, Mama. — Schau! hättest Du so viel Selbstbeherrschung, um das Spiel aufzugeben, so könnten wir ganz gute Geschäfte machen. Ich brächte Dir jeden Abend einen Theil meines Gewinnes; Du legtest ihn zurück, bis er zu einer beträchtlichen Summe aufgelaufen wäre — die setzte ich dann auf Rouge... und ließe sie stehen, immerfort, immerfort, bis ich die Bank gesprengt hätte. Ha! dies Labsal! — Aber es wird mir nicht zu Theil, weil ich mich nicht auf Dich verlassen kann. Statt das Geld aufzubewahren, verspielst Du es bis zum letzten Kreuzer... und da ich das lieber selbst thue, als von Dir thun lasse: so gebe ich Dir nichts mehr in die Hände, sondern zahle unsere drückendsten Schulden — wenn der Gewinn nicht allzu elend ist."

„Wie hoch war er denn heute? sage mir wenigstens das!"

„Ich hatte erst Glück, dann horrendes Unglück;

zuletzt gewann Rouge wieder... aber da war mein Satz zu gering!"

„Weshalb klammerst Du Dich so unsinnig an Rouge an!" rief sie aufgeregt. „Man muß die Umstände beobachten und danach wechseln."

„Das mag für Roulette richtig sein," erwiderte Tristan lebhaft. „Bei Rouge et Noir, wo nur zwei Chancen sind, ist es aber falsch! da muß man fest bei einer Farbe bleiben, weil es ja unmöglich ist, daß sie nicht zuweilen gewinne. Uebrigens hab' ich es auch schon mit Noir versucht — denn womit würde man es nicht versuchen, Mama! da ist kein Teufel zu schwarz und keine Hölle zu roth. Was mir jetzt übrig bleibt, willst Du wissen? Nun, ich denke dreißig bis vierzig Goldstücke."

„Vierzig Goldstücke!" rief sie. „Oh, Tristan, da wirst Du Deiner Mutter drei oder vier geben!"

„Aber zum letzten Mal, Mama!"

„Gewiß! gewiß!... zum letzten Mal — wenn ich gewinne."

Er legte hundert Franken in Gold auf den Tisch.

„Ah, Sonnenaufgang!" sagte sie mit einem langen Athemzug. „Ich kann wieder spielen, wieder hoffen... für Dich, mein Sohn... und für unsere arme Stella."

„Was Stella betrifft, so kannst Du ruhig sein, Mama; sie wird im Meerhaim'schen Hause auf Händen getragen. Graf Emanuel sagte es mir vorhin."

„Aber in welcher untergeordneten Stellung! Lectrice! ist das ein Platz für sie? habe ich ihr dazu eine so elegante Erziehung geben lassen?“

„Warum denn nicht, Mama? der Platz ist ganz gut — für den Anfang: ein nobles Haus, wohlhabende ältliche Leute, ein junger Graf. Ist Stella wirklich ein gescheutes Mädchen und nicht blos ein Papagei, der in vier Sprachen plappert, so wird sie Gräfin Emanuel Meerhaim.“

Ein Freudenblitz erhellte den dunkeln Abgrund ihres Auges und sie sagte:

„Wie das ausruht... Hoffnung nach allen Seiten hin! und das dank' ich Dir, mein Herzenssohn.“

„Ja!“ sagte Tristan, „was aus dem Kunstgenie geworden ist, das ich nach dem Ausspruch von Meistern und Kennern vor einigen Jahren gewesen sein soll — das weiß ich nicht, denn es ist sicher, daß ich jetzt nicht einen Mops mit seinen Attributen und Emblemen zu Stande brächte. Aber Eines weiß ich: ich bin ein Genie im Hoffen — und das Genie bringt immer eine gewisse Kraft mit sich, die auch auf seine Umgebung übergeht.“

Sprach er im Ernst oder im Scherz, spottete er über sich selbst oder über Andere, glaubte er eine Sylbe von dem, was er sagte — seine Mutter wußte es nicht, ja er selbst wußte es nicht: so groß war das Chaos in

seiner Seele, die zu einem herrlichen Bau angelegt, aber vor der Zeit eine Ruine war.

Seine Mutter war das an ihm gewohnt und hatte für ihn jene blinde Zärtlichkeit, die weiter nichts ist als Egoismus in die Mutterliebe verpflanzt. Sie umarmte ihn, sie dankte ihm, als ob er einen wichtigen Dienst ihr geleistet habe. Sie bat ihn, sich nicht in schlechte Gesellschaft zu begeben, als wolle sie sich die Illusion machen, daß dies nicht schon jetzt der Fall sei.

„Das könnte wohl geschehen," entgegnete Tristan; „denn Edmund Sirey ist gekommen und der kennt keine andere — trotz seiner Millionen in Hoffnung."

„O weh, Edmund Sirey!" rief sie; — „dessen Bekanntschaft hat Dir kein Heil gebracht."

„Sei ruhig, Mama! sein Einfluß konnte schädlich sein, bevor ich die Welt kannte. Jetzt nicht mehr... denn ich kenne sie — und ihn. Auch schwöre ich Dir, daß nichts auf Erden mich außer Rouge et Noir wirklich interessirt und daß ich die Zeit, die ich nicht mit Spiel und dessen ergreifenden Ereignissen ausfüllen kann, nur so ganz oberflächlich hinzuschleppen suche. Da vermag kein Edmund mir zu schaden! Ueberdas ist er dumm und stumpf geworden und hat gänzlich in meinen Augen jene Ueberlegenheit verloren, die ich an ihm bewunderte, als ich ein unerfahrener Knabe war. — Nun schlafe wohl, Mama, und gewinne uns mit Deinen

hundert Franken ein Californien — aber nicht im Traum."

Damit ging er in sein Zimmer zurück.

Schlafen sollte sie? das klang so leicht! Ach! es war so schwer. — Der Rauch und Geruch der Cigarren erfüllte ihr kleines niedriges, dürftig eingerichtetes Zimmer, in welchem sich nur die allernothwendigsten Möbel — von ihren eigenen Sachen aber nichts befand. Kleine Geräthschaften, wie die Frauen sie haben und lieben, zum Arbeiten, zum Schreiben, die tausend Kleinigkeiten für kleine Gewohnheiten, ein Etui, ein Kästchen, ein Buch, nichts der Art war in diesem trostlos öden Zimmer zu entdecken — wenn man nicht etwa die Nähnadel, die in der Seitenlehne des Sopha's steckte, als das Wahrzeichen, daß ein weibliches Wesen hier wohne, gelten ließ. Ein einziges Licht brannte auf einem Leuchter von rothem Blech, dessen Lackirung sehr beschädigt war — und erleuchtete spärlich den mit Cigarrendunst erfüllten Raum. Sie öffnete das Fenster, um diese Atmosphäre durch die reine kühle Nachtluft erneuern zu lassen. Dann setzte sie sich an's Fenster und starrte hinaus in den weiten Sternenhimmel. Es mag ruhig sein da oben, still und kühl! dachte sie. Es mag süß sein, das zu genießen. Aber wer genießt es? — Der Körper modert im Grabe und die Seele?... — Ist die Seele unsterblich und für ein ewiges Leben geschaffen, so kann innerhalb der sichtbaren Schöpfung

kein Aufenthalt, auch nicht auf dem höchsten der Sterne, ihr zur Erquickung gereichen, denn immer und überall wird sie sich als eine Verbannte aus ihrer wahren Heimath fühlen; — das kann gar nicht anders sein. Ist sie aber nicht unsterblich, hört sie auf zu sein, wie der Duft der Blume aufhört, wenn die Blume selbst entblättert ist — nun, dann hört so gut für sie wie für den Körper die Wanderschaft zu besseren Sternen auf und nur wir sind es, wir armen Menschen, die wir die Erfüllung unseres Traumes von ununterbrochenem Glück — von Seligkeit... zu den Sternen hinauf verlegen.

Sie lehnte ihren Kopf an die Wand zurück und sog die Nachtluft ein, bis ihre Nerven von der Stille und Kühle beschwichtigt waren und sie in einen leichten Schlummer fiel.

Welch ein Jammerbild — die schöne, die stolze, die bewunderte Richenza Meerhaim in diesem Elend, in dieser Vereinsamung, in dieser Versunkenheit! — Schritt vor Schritt war das gekommen. Je mehr sie den schillernden Ringeln nachging, welche die alte Schlange so verlockend um die Welt geschlungen hat, daß sie einem Jeden gerade den Apfel der Versuchung darbietet, der für ihn am gefährlichsten, weil am lockendsten ist: desto mehr wurde sie von diesen Ringeln umschlungen und nach und nach so fest umspannt, ja umnetzt, daß Verstand und Wille, überwältigt von der zwingenden Macht einer unbeherrschten Leidenschaft,

sich nur in derjenigen Richtung äußerten, wohin diese sie drängte. Bei ihrer Liebe für ihre Kinder hatte die Schlange Richenza zu erfassen gewußt. Ungeordnet, wie ihr ganzes inneres Sein, war auch diese Liebe, denn Richenza hatte nicht ihr Herz auf Gott gerichtet, um es nach dessen ewigen Gesetzen zu lenken. Sie hatte es den Geschöpfen zugewendet. Sie hing an ihren Kindern mit ihrer ganzen natürlichen Liebe, also mit allen Täuschungen, mit aller Schwäche, mit aller Selbstsucht, mit aller Launenhaftigkeit, durch welche eine solche Liebe Dem, der so liebt, zuweilen noch gefährlicher wird als Dem, der so geliebt wird. Ohne Regel und Gesetz warf diese Liebe ihre krankhaft gespannte Thätigkeit auf eine Bahn, deren Ziel ein Blendwerk war: das auf Geld begründete Glück ihrer Kinder. Zu der Mutterliebe hatte sie ihr leeres Herz geflüchtet, um diese Leere auszufüllen und um Achtung vor sich selbst haben zu können; allein sie verwechselte den natürlichen Instinkt für das Wohl der Kinder, mit der himmlischen, gottähnlichen Liebe für die übernatürliche Bestimmung derselben. Dennoch ist die Mutterliebe dermaßen mit der Vorstellung von Opfern verwebt, daß man sogar bei Andern, um wie viel mehr bei sich selbst, Entschuldigung für Handlungsweisen findet, welche ohne diesen Grund auf Mißbilligung stoßen müßten und würden. Und so wähnte sich Richenza in ihrem Thun und Treiben vollkommen im Recht durch ihre

Absicht auf das, was sie als die Wohlfahrt ihrer Kinder betrachtete. Zu ihrem Unheil ging es ihr anfangs sehr glücklich durch Theilnahme an Unternehmungen, welche der speculirende Geist der Zeit nicht blos aufzufinden, sondern zu erfinden versteht. Natürlich sah sie nie bis auf den Grund der Geschäfte; dazu fehlte ihr alle Sachkenntniß, alle Uebung, alle Verbindungen, durch welche sie eine Art von Controle über den Verlauf ihrer Angelegenheit hätte üben können. Sie war nur von dem Schwindel des plötzlichen und mühelosen Reichwerdenwollens befallen, den heutzutage Millionen mit ihr theilen — und sie warf sich besinnungslos in den Ankauf von Papieren, immer den Augenblick berechnend, wo sich dieselben in ein solides Vermögen verwandeln würden. Diese Gedanken und Beschäftigungen nahmen sie so ganz in Anspruch, daß sie alles Andere darüber vergaß. Sie hatte nur noch einen halben Blick für Tristan, der durch seine Kunst mit jungen Leuten in Verbindung gekommen war, die den traurigsten Einfluß auf ihn übten. Voll Talent, Phantasie und Lebhaftigkeit, war er sehr geneigt, Alles zu unternehmen und zu versuchen, was ihm Aufregung und Unterhaltung — gleichviel welcher Art! — zu versprechen schien. Durch seine Arbeiten, die ihm bezahlt wurden, hatte er, trotz seiner großen Jugend, eine Art von geistiger und pecuniärer Unabhängigkeit, die er auch seiner Mutter gegenüber ganz rücksichtslos

hervortreten ließ, so daß sie in dem Maß, als sie die Herrschaft über sich selbst — auch mehr und mehr die über ihren Sohn verlor. War ihr Streben ausschließlich auf die Güter dieser Welt gerichtet — „Nun wohlan!" sagte Tristan, „ich unterstütze Dich darin!... für meine Bedürfnisse brauchst Du nicht zu sorgen. Aber kleine Erholungen mit meinen Freunden in munterer Gesellschaft, im Schauspiel, bei Landpartien sind mir durchaus nothwendig, wenn sich bei angestrengter Arbeit nicht meine Ideen sowohl, als meine Nerven erschöpfen sollen; — nicht wahr, Mama, so nothwendig wie die Luft, die ich athmen muß, um nicht zu ersticken. Das Geld, das ich dafür ausgebe, schaffe ich mir: also ersparst Du es und kannst eine Actie mehr kaufen. So haben wir Beide Vortheil: Du Deine Actien, ich mein Vergnügen."

Sie versuchte wohl zuweilen, Tristans Interesse für die Kunst aufzufrischen und Gegenstände zu besprechen, die ihn zu ernsten, eifrigen Studien antreiben sollten. Aber ach! nicht blos Tristans Gedanken und Bestrebungen, nein! auch ihre eigenen vererdeten und krochen allmälig im Staube; die ihren — im Staube des Goldes; die seinen — im Staube falscher Freuden. Sie fand immer weniger in sich den Ton und in ihm das Echo für ein edles Streben. Zuweilen blickte sie mit bitterer Trostlosigkeit auf die Verwüstung, die „das Leben" — wie man zu sagen pflegt, ob in

Gedankenlosigkeit? ob aus höhnender Geringschätzung dieser heiligen Gabe? — in Tristan anrichtete; denn dagegen ist keine Mutter gleichgültig. Aber was konnte sie thun? Rathlos wie sie war, mußte sie ihn hülflos in dem Strudel lassen, der ihn Gott weiß in welche Abgründe stürzte. Sie klammerte sich an die Hoffnung, auf Tristans allzu frühe Berauschung werde eine frühe Ernüchterung folgen — und der tobende Strom seiner Jugend werde sich bald in festen Ufern zur Ruhe begeben. Aber dieser unbestimmte Trost für die Zukunft verhehlte ihr nicht, wie dieser Strom in der Gegenwart alles Gute und Schöne fortriß und Schlamm und Moder zurückließ. Die Arbeit wurde ihm lästig; ernstes Studium zuwider; Beharrlichkeit unmöglich. Große, schöne schöpferische Gedanken finden nur durch innere Sammlung und anhaltende Arbeit einen entsprechenden Ausdruck. Dazu ist es nothwendig, daß der Geist sich nicht von materiellen Eindrücken knechten lasse, sondern über sie hinaufsteige; und daß die Phantasie nicht an die sinnlichen Bilder, die ihr dienen sollen, wie dem Juwelier bunte Steine dienen, damit er eine Königskrone daraus fertige, — sich verliere, oder gar mit ihnen in jene Sphäre versinke, wo die Sinnlichkeit in Gemeinheit ausartet — und wo ein zersplitterndes, zugleich nichtiges und brutales Vielerlei die Sammlung der höheren geistigen Kräfte, welche schaffend und beseelend wirken,

unmöglich macht. Um zu den höchsten, nur von Wenigen erklimmten Höhen der Kunst sich zu erschwingen, ist mehr noch nöthig. Da gilt dasselbe Gesetz, wie bei dem Erklimmen der sittlichen Höhe: da muß der Mensch über sich selbst und sein Ich hinausgehen, um größer zu werden, als er durch dasselbe ist; — da muß er sich selbst mit seinen kleinen Eitelkeiten und kleinen Absichten vergessen, um sich frei hingeben zu können dem Gegenstand eines hohen Cultus und einer heiligen Liebe; — da muß er Opfer bringen, seine Freuden, seine Mühen, seine Tage und Nächte: denn nur die Atmosphäre des Opfers ist die der ruhigen, langathmigen Begeisterung. Wenn Michel-Angelo die gewaltigen Entwürfe seines Genies reifen wollte, verschwand er wochenlang in seinem unscheinbaren Häuschen, das er mit einem einzigen Diener einsam bewohnte, verbrachte täglich viele Stunden auf den Knien vor einem Cruzifix und dann ging er hinaus und wölbte die Kuppel von St. Peter und meißelte das göttliche Antlitz des Christus in S. Maria Minerva — diese beiden Werke, von denen das eine an Großartigkeit und das andere an Schönheit in erster Reihe unter den Werken von Menschenhand stehen.

Wenn nun auch der geniale Funke in Tristan nicht zu einer solchen leuchtenden Flamme wurde, so kannte Richenza doch allzu genau seine ungewöhnliche Begabung, um ihm nicht, ohne alle mütterliche Verblen-

dung, eine schöne Laufbahn zu prophezeien. Und diese Laufbahn, die sie ihm ebnen, erleichtern, sorgen- und dornenlos machen wollte, — auf der er unbehindert von Mühsal und beklemmender Enge, in heiterem Frieden, zwischen blühenden Phantasien und frischen Schöpfungen seiner anmuthigen Kunst wandeln sollte — wie war sie kaum begonnen und schon so schrecklich unterbrochen!... vielleicht verwüstet für immer!

Das ist das Schicksal der menschlichen Berechnungen — ohne Gott.

Da Tristan nur noch mit halben Gedanken bei seiner Arbeit war und sich nie Zeit nahm, um sie zu vollenden, so verloren sie ihre Frische, ihre Zierlichkeit, ihren eigenthümlichen Animo, blieben stumpf und characterlos. Es war natürlich, daß der Beifall ausblieb und mit ihm — die Bestellungen. Je weniger er zu thun hatte, desto ungebundener gab er sich allen Zerstreuungen hin, die ihn immer unfähiger zu ernsten Beschäftigungen machten. Es geschah genau das Gegentheil von dem, was er gewähnt und zu seiner Mutter gesagt hatte: seine Ergötzungen raubten ihm Ideen, anstatt ihm neue zu bringen. So war er ohne Arbeit und folglich ohne Geld, und je leichter er jene entbehrte, um so schwerer dieses. Seine Mutter mußte nachhelfen. Er nahm die Gewohnheit an, blindlings Geld auszugeben, gewiegt von der Sicherheit, daß sie mit ihren Millionen, den geträumten! ihn nie im Stich

lassen werde. War Richenza auch weit von Millionen entfernt, so war sie doch genug vom Glück begünstigt, um bei mäßigen Ansprüchen befriedigt sein und den unsichern Boden zu rechter Zeit verlassen zu können. Aber das war nicht in ihrem Sinn! sie hatte den Plan gemacht, mit Stella glänzend in der Welt aufzutreten. Da nun die Mittel zum Glanz nicht vorhanden waren, mußte Stella auf's Neue zu einem Vorwand dienen: sie war zu jung, um schon in der Welt zu erscheinen; bis sie ein etwas reiferes Alter habe, solle sie in der Erziehungsanstalt bleiben — und so lange wollte Richenza denn auch noch ihre Speculationen fortsetzen, dann aber aufhören.

Das Jahr 1857 jedoch kam dazwischen mit der furchtbaren Geldkrisis, welche colossale Vermögen ruinirte. Es stieß denn auch Richenza's Luftschlösser um, und statt ihr Vermögen zu vergrößern, ging ihr fast Alles verloren, was sie besessen und gewonnen hatte. Sie wurde ärmer, als sie je gewesen war. Sie litt Unaussprechliches, Namenloses, denn sie litt mit einer Bitterkeit, einer Verzweiflung, welche durch die äußere Unruhe der letzten Jahre in ihrem Herzen eingeschläfert waren und jetzt durch diese Ereignisse wieder geweckt wurden und wie Schlangen an ihrer Seele nagten. Warum denn ihr wieder und immer wieder seit fast zwanzig Jahren einen Kelch herber Enttäuschung nach dem andern? Warum denn ihr die Sisyphus-Arbeit,

den herabrollenden Felsen des Schicksals, der sie zu zermalmen drohte, immer wieder umsonst hinauf zu wälzen? — Die Antwort auf diese grollenden Fragen war sehr einfach: Du hast ihn dir ausgewählt — den Kelch voll Täuschungen; du hast dich freiwillig unter den Felsen des Schicksals gestellt. — Aber das verstand sie nicht. Sie sah nur ihr Unglück, nicht ihre Schuld. Was nun anfangen: wovon leben — physischer Weise; und wie leben — moralischer Weise! Für jene sah sie sich ohne Mittel und für diese ohne Gegenstand des Interesses und der Thätigkeit. An Tristan hatte sie in jener kummervollen Zeit nicht die mindeste Stütze; denn statt in die Kunst — hatte er sich in eine Kunstreiterin verliebt. Zu seinem Glück merkte diese Amazonenkönigin, wie er sie nannte, sehr schnell, daß seine Fonds gründlich gefallen waren — und sie entließ ihn in Gnaden. Das brachte ihn etwas zur Besinnung und auch er fing an zu fragen: Was nun? Arbeiten... mit diesem Kopf, der wüst von Orgien war — das war unmöglich! Eine Stelle annehmen? auch unmöglich! er hatte ja nichts gelernt! er konnte und wußte nichts von dem, was man in einem alltäglichen Beruf braucht. Ueberdas gibt es immer für eine Stelle hundert Aspiranten. Eines Tages kam er aber freudestrahlend zu Richenza und rief:

„Alle Noth ist zu Ende, Mama!"

„Hast Du einen Schatz gefunden?" fragte sie.

„Ja, den größten: einen wahren Freund! — Laurent, der prächtige Junge, geht in die rheinischen Bäder, aus Neugier und um sich ein paar Sommermonate von der Wintercampagne zu erholen, und statt Alkohol-Punsch Mineralwasser zu genießen. Und stelle Dir vor! dieser Vortreffliche will mich unentgeltlich mitnehmen als Gesellschafts-Cavalier... um nicht in dem Deutschland allein zu sein, da er nicht eine Sylbe deutsch versteht."

„Laurent ist ein gutmüthiger Mensch und reich genug," sagte Richenza. „Allein er spielt stark."

„Das ist in den rheinischen Bädern ganz an der Tagesordnung, als ein honetter bürgerlicher Erwerbszweig... hat Laurent mir erzählt," entgegnete Tristan. „Es gibt Wiesbadener Spielbank-Actien, gerade so gut wie Eisenbahn- und Bergwerks- und sonstige Actien — und ehrsame Bürger von Wiesbaden fungiren als Croupiers an der Bank, sagt Laurent. Dort ist das Hazardspiel in höchst solider Weise organisirt, und da Laurent nach und nach daran denkt — besonders wenn er auf ärztlichen Befehl Mineralwasser vertilgen muß — ein solider Mensch zu werden: so paßt diese solide Spielbank zu Wiesbaden ganz in seinen Kram. Eigentlich soll er nach Ems... aber Wiesbaden und Ems wird wohl ungefähr dasselbe sein."

Richenza hatte von dieser Erörterung eigentlich nichts gehört, als das eine Wort: Wiesbadener Spielbankactien. Das versprach ja eine ganz sichere Specu-

lation zu sein, wenn auch nicht im großen Maßstab. War aber nur erst wieder ein Anknüpfungspunkt gefunden, so ließ sich schon weiter manipuliren. Sie faßte den Entschluß, Paris zu verlassen, da sie in Tristans Reise wieder einen günstigen Wink der Vorsehung sehen wollte. Was sie noch zu eigen besaß, veräußerte sie, beruhigte ihre Mutterpflicht gegen Stella dadurch, daß sie deren Pension auf ein Jahr vorauszahlte, und folgte ihrem Sohn und seinem Freunde an den schönen Rhein.

Der Rhein! das ist ein wundersamer Strom; ist einer von den ganz wenigen Strömen, die in der Weltgeschichte einen ganz eigenthümlichen Klang haben. Der Jordan, der Tiber, der Rhein! welch ein Accord! Zwei Jahrtausende der Menschheit klingen darin. Vorher kann man Namen nennen: den Indus, den Nil; nachher — keinen, denn keiner hat eine weltgeschichtliche Bedeutung. Der Rhein — das ist der germanische Strom, die Pulsader Germaniens, wohin die germanischen Völker in ihren alten, großen Tagen gravitirten, wo sie ihre Kaiser hatten und ihr frisches, thatkräftiges, freies Leben, in kaiserlichen Palästen, in stolzen Burgen, in ernsten Abteien und Klöstern, in mächtigen Städten, um herrliche Dome gelagert; dort war Reichthum und Kunst, Handel und Gewerbfleiß zu Hause; — dort waren die Reichstage und die Kaiserwahlen, und dort geschahen all die großen Dinge,

welche während eines Jahrtausends Europa's Axe und Schwerpunkt bildeten. Der Rhein — das ist der wundersame, lockende Strom, der die Völker anzieht, und über den sie gehen, hinüber, herüber; — aber nie anders, als mit gezogenem Schwert. Drum hat er neben großen und glänzenden — auch schlimme Tage zu allen Zeiten gesehen, Tage voll Krieg und Zerstörung, voll Blut und Flammen. Und in dieser seiner großen Geschichte, die in Denkmalen und Erinnerungen lebt, vereint mit seiner lieblichen, romantischen Natur, besteht sein Zauber, wenn er, wie ein alter Magus, mit wissendem Blick und beredtem Munde die Fülle seiner Bilder vor unserm geistigen und leiblichen Auge entrollt. Aber was kümmerten diese Bilder Richenza! aber was ging Völkerleben und Völkerfreiheit, was Kunst und Romantik Richenza an! das war ihr Alles wie ein verschollenes Kindermärchen. Es tauchten wohl einzelne Gedanken, abgerissene Momente aus jener Zeit in ihrem Gedächtniß auf, wo auch sie ein lebhaftes Interesse für dergleichen Dinge gehabt hatte; allein sie hatte Sinn und Verständniß dafür verloren. Eine Leidenschaft läßt über Alles, was nicht ihren Gegenstand betrifft, ein Leichentuch fallen.

Tristan empfing sie frohlockend in Wiesbaden.

„Mama, wir sind in Jubilo! wir amüsiren uns königlich, Laurent und ich .... und werden nebenbei

steinreich, denn wir spielen von früh bis spät, und ich .... mit horrendem Glück."

„Hüte Dich, Tristan! das Glück ist falsch!" Dies war die einzige Ermahnung, die Richenza ihrem Sohn gab, als sie hörte, er spiele glücklich. — Er beachtete es auch nicht im mindesten, sondern fuhr fort:

„Ich kannte gar nicht das Roulettespiel, nahm ein Goldstück von Laurent und warf es auf den Tisch. Es fiel auf eine Nummer und nachdem die Kugel ihre Runde gemacht hatte, wurden mir 70 Goldstücke ausgezahlt. Daß ein solches Debüt rasend ermuntert, kannst Du Dir vorstellen; aber kaum das ungeheure Interesse, welches man am Gang des Spieles nimmt. Diese Spannung, diese Erwartung, diese Enttäuschung oder diese Freude bringen nicht nur einen immensen Wechsel der heftigsten Emotionen zuwege, sondern concentriren ihn in einer ganz kurzen Spanne Zeit. Bei Papierspeculationen wird diese Spannung gleichsam verdünnt, weil sie sich durch Tage, Wochen, Monate hinzieht. Auch ist's sehr langweilig, immer nur Papiere vor Augen und in Händen zu haben. Aber hier, Mama, regnet's Gold, Schlag auf Schlag! Du darfst nicht umsonst nach diesem Eldorado gekommen sein — mußt gleich heute Abend Dein Glück versuchen."

Richenza that es. Dies trug sich zu im Sommer 1858. Der Erfolg trat zwei Jahre später in Baden zu Tage.

Mutter und Tochter.

An jenem nämlichen Abend in Baden befanden sich mehrere Personen im Salon eines Hauses, das ein herrschaftliches Gepräge und nicht die hohle Elegance der Miethwohnungen in einem Bade zur Schau trug. Es gehörte dem Baron Adrian Ursperg. Vor vier Jahren, bald nach seiner Vermählung mit Grazia, hatten ihn die Aerzte nach Baden geschickt und die dortige Mineralquelle, Luft und Gegend als heilsam bezeichnet. Das Haus war eben damals neu gebaut; man bot es ihm zur Miethe an. Er kaufte es, denn irgendwo mußte er bei seinem leidenden Zustand einen festen und bequemen Wohnsitz haben. Durch den außerordentlichen Zufluß von Fremden besitzt Baden eine Menge von Annehmlichkeiten, die man nur in großen Städten zu finden pflegt, während die herrliche Umgebung zu schön ist, um die Natur durch das städtisch-luxuriöse Treiben ganz unterdrücken zu lassen. Auch im Winter halten sich viele Fremde dort auf, —

namentlich solche, die aus fernen Ländern gekommen sind und die Cur wiederholen müssen, so daß Baden ein Stadt=, Land= und Badeleben vereinigt, was für Adrian, den Reisen belästigten, sehr zweckmäßig war. Auf seine Gesundheit hatte jedoch der Aufenthalt nicht den geringsten günstigen Einfluß. Der furchtbare Nervenkrampf, der plötzlich und ohne bemerkbare Veranlassung eintretend, den lebendigen Menschen in eine unbewegliche Statue verwandelt und der die Folge einer übergroßen Erschütterung des ganzen Nervensystems ist: die Katalepsie ließ ihre Beute nicht fahren. Die Aerzte hatten zu verstehen gegeben, auf Genesung sei ebensowenig zu hoffen, als für das Leben des Kranken zu fürchten; — er könne alt dabei werden. Er war jetzt in dem Alter von vierundzwanzig Jahren, wo die Jugend zugleich in schöner Blüthe und in frischer Kraft steht; aber er hatte ein greisenhaftes Ansehen. Seine lange Gestalt war von mumienhafter Magerkeit, die Gesichtszüge welk, die Farbe abgeblaßt, der Blick ängstlich und schwermüthig. Er schien sich beständig vor der unheimlichen Gewalt zu fürchten, die ihn jeden Augenblick zu übermannen drohte. Ebenso wie sein Aeußeres hatte sich sein Charakter geändert: sein sinniger Ernst war in grämlichen Trübsinn ausgeartet, seine ruhige Gelassenheit in Gleichgültigkeit, seine Festigkeit in kleinlichen Eigensinn. Anhaltende geistige Beschäftigung war ihm sowohl untersagt

als unmöglich; daher trat das Bedürfniß der Thätigkeit als abspringende Unruhe hervor, die um so greller auffiel, als sie mit lethargischer Abgespanntheit, welche seinen kataleptischen Anfällen folgte, abwechselte.

An jenem Abend ging er mit fieberhafter Erregtheit im Salon hin und her, bald auf den Balcon, bald an ein Fenster; dazwischen blieb er stehen und schien auf etwas zu horchen. Es hatte sich nämlich das höchst ungewöhnliche Ereigniß zugetragen, daß die Theestunde da war und daß Grazia fehlte. Eine ältere Dame, die lesend auf einer Chaise longue ruhte, bemerkte Adrians Unruhe über ihr Buch hinweg und sagte freundlich:

„Der Zug wird sich verspätet haben, lieber Adrian. Wenn Du es wünschest, kann ja Chiara Stella den Thee machen.“

„Mit nichten, mein Schatz! wir spielen Sechsundsechzig!“ ließ sich eine tiefe, kräftige Männerstimme vernehmen, die von einem alten Herrn herrührte, welcher eifrig mit einem jungen, bildhübschen Mädchen Karten spielte; — und zu gleicher Zeit erwiderte Adrian:

„Tausend Dank, Großmama! sie wird ja gleich kommen . . . . sie muß ja durchaus bald kommen;“ — und darauf setzte er seine unruhige Wanderung fort.

Die Dame machte ihre stillen Betrachtungen über die Herren der Schöpfung: Wie eigensinnig der arme

Adrian ist! .... Wie egoistisch mein guter Mann ist, nicht auf fünf Minuten sein Kartenspiel unterbrechen zu wollen! ... So sind sie Alle .... eigensinnig und selbstsüchtig .... sogar in Romanen! daher finde ich auch bis zu dieser Stunde keine Lectüre belehrender und bildender als Romane, denn man sieht in ihnen, wie man sich gegen diese Tyrannen zu benehmen .... oder nicht zu benehmen hat. — Sie seufzte und las weiter.

Gräfin Meerhaim war seit vier Jahren wieder mit ihrem Gemahl vereinigt. Ein heftiger Gichtanfall machte seinem Sportsman-Leben ein Ende. Mit dem Rennen, Reiten, Jagen war es aus und vorbei, denn Hände und Füße versagten den Dienst zu dergleichen heftigen Leibesübungen und zeitweise wurde er von heftigen Schmerzen geplagt. Der Aufenthalt in England wurde ihm zuwider, da er an den Dingen, die ihn dort gefesselt hatten, keinen Theil mehr nehmen konnte.

„Der Neid, daß Andere es können, verdirbt mir meine Laune, Doctor!" sprach er zu seinem Arzt. „Ich gehe nach dem Continent zurück .... und zu meiner Frau. Ha, ha, ha, Doctor! wenn wir in einem Zustand sind, daß wir nicht mehr Arm und Bein rühren können — dann fällt uns die Frau ein, dann können wir sie brauchen. Es ist doch angenehmer, von ihren kleinen, weichen Katzenpfoten gepflegt zu werden, als von den grobknochigen Tatzen unserer Diener."

„Geschmackssache, Herr Graf!“ sagte der Arzt, ein alter Junggesell. „Ich meines Theils ziehe eine grobe ehrliche Tatze einer kleinen Katzenpfote vor. Aber ich will Sie nicht irre machen! gehen Sie nach dem Continent zurück und brauchen Sie Baden-Baden: das wird Ihnen wohl thun.“

Gräfin Meerhaim befand sich in Kreuzbronn, als dieser doppelte Plan auf Baden zur Sprache kam, den Euphrosyne sogleich mit inniger Wärme ergriff, da er ihren lebhaften Wunsch, die Vereinigung ihrer Eltern, erfüllte und da durch diese für Grazia ein Schutz, ein Haltpunkt inmitten einer fremden Welt sich darbot. Gräfin Meerhaim sah wohl ein, daß ihre Neigungen und Gewohnheiten eine Abänderung durch das Zusammenleben mit ihrem Mann erleiden würden; aber war es nun die Passivität ihrer Natur oder war es das erwachte Pflichtgefühl — genug, sie erklärte sich gegen ihren Mann vollkommen einverstanden mit seiner Absicht und empfing ihn in Baden in einer Wohnung, die sie möglichst im englischen Geschmack eingerichtet hatte. Vielleicht wirkte auch Grazia's Beispiel auf sie. Sie fand es unendlich rührend, daß Grazia dem lieben Gefährten ihrer Jugend das gegebene Wort hielt und sich durch seine Kränklichkeit nicht berechtigt glaubte, es zurückzunehmen. Wozu Grazia sich bei sechzehn Jahren freiwillig entschloß — durfte sie, für die etwas Aehnliches eine Pflicht war, das zurückweisen? — Von

dem innersten Geheimniß der Familie Ursperg und Grazia's Ehe hatte sie keine Ahnung. Das blieb verborgen zwischen Pater Smaragd, Euphrosyne, Adrian und Grazia. Die beiden letzteren hatten in gültiger Form ein gerichtliches Document aufgesetzt, worin Einer dem Andern im Fall des Todes sein Vermögen vermachte, mit der Bestimmung, daß nach Beider Ableben der ganze Besitz jener Ordensgenossenschaft übergeben werde, welche der geistliche Oberhirt am geeignetsten dazu erachte.

Graf Meerhaim war ein höchst jovialer Mann, der sich nicht leicht um seine gute Laune bringen ließ, da er entschlossen war, sich sein Lebenlang auf's Allerbeste zu unterhalten, ohne viel zu fragen, ob auch Andern diese Unterhaltung genehm sei. Er machte sich höchst unbefangen zur Axe der Welt, indem er nur das beachtete, was ihn irgendwie berührte. So hatte er Frau, Kinder, Vermögen, Heimath — Alles vergessen, so lange es galt, seiner wahnsinnigen Leidenschaft nachzugehen. Jetzt aber, da ihm dieses unmöglich war, verbrachte er seine Tage keineswegs in vergeblichem Bedauern vergangener Zeiten, sondern nahm, was ihm die Gegenwart bot. Kam ein tüchtiger Gichtanfall, so brummte oder tobte er; war der Anfall vorüber, so stellte sich auch seine gute Laune wieder ein. Er sah gern Menschen, gab gern kleine Diners, spielte gern L'hombre, Whist und Schach, und da dies

lauter Neigungen sind, die im vollkommensten Gleichgewicht mit der Richtung der Welt sich halten: so war denn auch die Welt entzückt von diesem liebenswürdigen alten Mann, — und seinen guten Diners, die er immer selbst, unter langen Berathschlagungen mit seinem Koch, anordnete. Gräfin Meerhaim, die stets wie unter einem Zelt gelebt hatte, verstand gar nichts von dergleichen Einrichtungen und war außerordentlich zufrieden, daß ihr Mann all die materiellen Mühen und Anordnungen auf sich nahm und nichts von ihr begehrte, als in verbindlicher Weise die Wirthin zu machen.

Es war eine Ausnahme, daß das Ehepaar am Abend bei Grazia war; gewöhnlich war sie bei den Großeltern. Aber heute erwartete sie ihre Mutter und zwar nur auf vierundzwanzig Stunden, weil Euphrosyne sich nie länger von Bernhard trennte; da wollten denn auch die Eltern die Tochter gleich bei ihrer Ankunft begrüßen. Endlich fuhr ein Wagen vor. Adrian schöpfte beruhigt Athem: sie kam! — Die Thür flog auf. Emanuel trat ein.

„Warum kommst denn Du heute gefahren?“ fragte Adrian getäuscht und unmuthig.

„Weil es ein tropischer Abend und jeder Schritt eine Qual ist!“ erwiderte Emanuel und begrüßte seine Eltern und Fräulein Stella Saint-Clair.

„Fräulein Stella wird eine perfecte Sechsundsechzigerin,“ sagte Graf Meerhaim zu Emanuel.

„In fünfzig Jahren, Herr Graf,“ rief sie, auf ihr Alter anspielend, mit einem allerliebsten Lachen.

„In früheren Zeiten hieß dies Kartenspiel nicht Sechsundsechzig, sondern Mariage,“ sagte Graf Meerhaim, gemäß der stereotypen Passion aller alten Herren, junge Mädchen mit dem Capitel vom Ehestand in Verlegenheit zu setzen. „Da würden Sie denn wohl nicht die Aussicht — in fünfzig Jahren! so erheiternd finden.“

„Warum nicht? es würde dann eine goldene Hochzeit daraus!“ sagte sie, ohne eine Spur von Verlegenheit.

„Bravo, kleine Stella!“ rief Graf Meerhaim entzückt; „mit Ihnen ist gut scherzen.“

Emanuel saß ihr gegenüber und betrachtete diese reizende Erscheinung, der die Mode des Tages — dies Begrabensein in Wolken von Gaze oder Mousseline, aus denen eine zierliche Büste und ein Kopf mit geziertem Haarputz auftaucht — ungemein vortheilhaft war. Sie sah aus, als wäre ein Bild von Watteau oder Boucher lebendig geworden und aus dem Rahmen herausgetreten, schelmisch, üppig, fein, mit den schönsten dunkelblauen Augen und mit den glänzendsten hellbraunen Locken um die blütenweiße Stirn.

„Endlich kommt sie! endlich! endlich!“ rief Adrian, als wiederum ein Wagen vorfuhr. Diesmal war sie es. Alle standen auf und gingen ihr entgegen. Grazia

trat mit ihrer Mutter ein. So wie Grazia erschien, verschwand Stella für Emanuel, denn Grazia war allerdings eine jener Frauen, neben denen viel schönere aussehen wie Kammerzofen neben einer Königin. Vom Scheitel bis zur Sohle sah sie edel aus und dabei eigenthümlich interessant durch ihre schwarzen Augenbrauen und Wimpern bei blondem Haar und meerblauen Augen. Dies Gemisch von Energie und Zartheit in ihrem Aeußern war der treue Ausdruck ihres Innern und gab ihr ein solches Gepräge von Einfachheit und Zarheit, daß Jeder einen wohlthuenden Eindruck von ihr empfing. Nur nicht Stella. Was findet er denn an dieser langen, blonden, faden Deutschen mit ihren Augen couleur d'eau chaud? fragte Stella heimlich sich selbst und drückte unmuthig ihre Fußspitze auf das Parquet, während ihr Mund lächelte. — —

Euphrosyne war immer die liebliche, die seelenvolle Euphrosyne, die sie in den Tagen ihres Glückes und ihrer Jugend gewesen war. Von dem Augenblick an, als in ihrem Herzen das wundervolle Licht des beseligenden katholischen Glaubens aufging, hatte sie sich daran gewöhnt, ihr Leben in diesem Lichte, immer im Zusammenhang mit der ewigen Liebe und mit der Bestimmung für ein ewiges Leben, zu betrachten. Mit seliger Freude stand sie früher mitten in dem schönen Kranz ihres häuslichen Glückes und opferte ihn Gott auf — und wie eine Selige stand sie jetzt da, als Gott

das Opfer annahm, und als eine Blüthe nach der andern an diesem Kranz sich entblätterte oder verwelkte. Sie liebte die Hand, die ihr Leben regierte, zu kindlich, um sich gegen deren Fügungen aufzulehnen und so wurde sie weder kalt, noch trübsinnig, noch starr, sondern sie wurde wie jener indische Baum, der Balsam träufelt, wenn man ihm seine Zweige raubt. In dem süßen, kühlen Schatten einer heiligen Gelassenheit entstand aus den Wunden ihres Herzens kein Fieber und kein Gift.

Sie wurde von den Ihren mit wahrem Frohlocken empfangen. Alle meinten, nun sei ihr Liebstes da. Gräfin Meerhaim vergaß ihren Roman, Graf Meerhaim — Sechsundsechzig, Adrian seine Nervosität, Emanuel — sich selbst; Grazia — hatte nichs zu vergessen. Froh ging der Abend hin. Für den nächsten Tag wurde ein Beisammensein von früh bis spät organisirt. Dann trennte man sich. Adrian hatte sich nach seiner Gewohnheit früh zurückgezogen, da späte Stunden ihn immer aufregten und noch kränker machten. Endlich führte Grazia ihre Mutter in das Zimmer, welches immer für sie in Bereitschaft und so vollkommen eingerichtet war, daß sie Alles fand, was sie in Kreuzbronn gelassen hatte; denn sie sollte hier gerade so zu Hause sein, wie dort. Und als nun Mutter und Tochter allein beisammen waren, da ging das fröhliche Geplauder des Abends in einen ernsten Ton

über, den sie nur im Zwiegespräch anschlagen konnten, denn die Familie Meerhaim war protestantisch und somit durch eine unausfüllbare Kluft — nicht von dem Leben in äußern Verhältnissen, wohl aber von dem ganzen innern Leben der Ursperg's getrennt.

„Also er ist in der Ewigkeit .... Pater Smaragd, der Vater, der Freund, der Führer unserer Seelen!"

Welcher Meerhaim hätte diesen Klageruf verstanden, mit dem sich Grazia an ihre Mutter wendete, sobald sie allein waren!

„Und wie ging er hinüber, der selige Greis?" setzte sie hinzu.

„In der vollkommensten Vereinigung mit dem Herrn, dem er sechzig Jahre in Glauben und Liebe gedient hat," sagte Euphrosyne.

„So lebte er, so starb er!" rief Grazia in Thränen.

„Sechzig Jahr ein frommer Priester gewesen zu sein; dem Heiland das Kreuz getragen zu haben, als ein freiwilliger Simon von Cyrene; die Bosheit und Ungerechtigkeit der Welt, die Wuth der Feinde, die Verrätherei der Freunde, die Verachtung des Hochmuths, die giftigen Angriffe des Unglaubens, die Verleumdungen der Lüge, — mit einem Wort: die volle Sündenwucht der gottentfremdeten Menschheit an sich selbst erfahren zu haben: und Alles zu begraben in den Wunden Jesu, und Alles zu verzeihen in der Liebe

Jesu — o Kind, das gibt ein süßes Sterbestündlein!" sagte Euphrosyne.

„Hat er sehr gelitten?" fragte Grazia.

„Seit dem Winter war er vor allgemeiner Schwäche seines hohen Alters erblindet, konnte also weder die Messe lesen, noch sein Brevier. Das fiel ihm hart. „Gott will mir zeigen, daß ich ein ganz unnützer Knecht bin," sagte er mir an dem Tage, wo er zum ersten Mal in seinem Priesterleben das heilige Opfer nicht darbringen konnte; — „und das ist mir sehr heilsam. Jede Entziehung ist eine Gnade. Man soll dadurch lernen, mit Christus arm und nackt am Kreuz zu hängen. Beten Sie nur recht für mich, damit ich es lerne und der liebe Gott mir nicht vergebens diese Gnade geschickt habe," setzte er hinzu. Eigentlich krank war er nicht. Er litt nur durch die langsam fortschreitende Hinfälligkeit des Leibes. Sein Geist blieb in ungetrübter Kraft und Klarheit. Sein Brevier betete er mit Amandus, wie er das seit langen Jahren gewohnt war — aber auswendig, anstatt es zu lesen. Er war immer in Betrachtung der heiligen Lehren und der göttlichen Geheimnisse versenkt, so daß er sich nie in stumpfes Hinbrüten verlor. Die Trübsale, welche die heilige Kirche in der Nähe und in der Ferne zu dulden hat — die Leiden unsers lieben heiligen Vaters und der Abfall schlechter Priester in Italien — boten ihm beständig eine Veranlassung, sein Kreuz mit dem Kreuz unseres Heilan-

des vereint für diejenigen armen Menschen aufzuopfern, die in sündhafter Blindheit Christus in seiner Kirche verfolgen, mißhandeln und verrathen. Jeden Morgen, wenn ich bei ihm eintrat und nach seinem Befinden fragte, antwortete er: „Ich wünsche aufgelöst und bei Christus zu sein.“ Gewöhnlich setzte er sogleich hinzu: „Aber es steht geschrieben: In der Geduld werdet ihr eure Seelen besitzen. Ich warte gern, so lange es Gott gefällt, und leide gern, wenn es sein anbetungswürdiger Wille ist.“ Täglich brachte ihm der Pfarr-Verwalter die heilige Communion, die er nie anders, als auf den Knieen empfing. Er saß fast immer in einem Lehnstuhl und begab sich nur auf ganz wenig Stunden zu Bett, weil er an Schlaflosigkeit litt. Auch darüber sagte er gelassen: „Wenn die Ewigkeit so nah ist, muß man nicht die kurze Zeit verschlafen.“ Einmal fragte ich ihn, wie er die dunkeln, langen Nächte hinbringe? „Irdisch dunkel sind ja auch die Tage für mich,“ sagte er lächelnd; „aber der Glaube hat seine eigenen, überirdischen Gestirne.“ So verblieb er in einem himmlischen Gleichmuth, ohne zu ahnen, daß derselbe aus einer hohen Vollkommenheit seiner Seele hervorgehe. Der Frühling brachte nur die Veränderung, daß er mehr und mehr abnahm. Er fühlte es und setzte seinem Tode Epochen an. „Sollte ich wohl auf Himmelfahrt zu meinem Herrn gehen?“ fragte er Anfang Mai; und als das Fest vorüber war, sagte er: „Ob

ich wohl noch das heilige Pfingstfest erleben werde? Ach, wie klar sehe ich jetzt ein, daß ich die Gaben des heiligen Geistes recht unvollkommen benutzt habe." Am Morgen des Frohnleichnamfestes kam ich zu ihm. Da hatte er eben die heilige Communion empfangen und auf einem Altärchen, das Amandus immer zierlich herrichtete, brannten Kerzen und dufteten Rosen. Mir war, als ob hier noch die Engel weilten, die anbetend den eucharistischen Gott umschweben. Pater Smaragd richtete plötzlich sein wachsbleiches Antlitz mit den tiefen dunkeln blinden Augen zum Himmel auf und sagte: „Es kommt, glaub' ich, mein armes letztes Stündlein. Betet für mich um gnädiges Gericht." Wir begannen die Sterbegebete. Aber ganz bald sagte er mit stillem Lächeln: „Komm, Herr Jesu!" lehnte sich mit einem leisen Seufzer zurück und wir hörten noch: „In manus tuas"... — Dann war Alles still. Die Kerzen brannten, die Rosen dufteten, die kleinen Vögel sangen in der Linde des Schloßhofes, der Brunnen rieselte zu Füßen des Cruzifixes, ein namenloser Friede lag auf dem Antlitz des Abgeschiedenen und auch auf uns ging dieser Friede über. Mir war, als sei etwas Himmlisches an mir vorüber gegangen."

„Hat mein armer Vater eine Ahnung von Pater Smaragds Abscheiden?" fragte Grazia beklommen.

Traurig und schweigend verneinte es Euphrosyne und fragte dann, indem sie Grazia zärtlich umfaßte

und sich mit ihr in einen Erker setzte, um den die Zweige einer blühenden Akazie wehten:

„Nun aber sprich Du!... Wie steht's mit Adrian?"

„Gerade so, wie Du ihn heute gesehen hast, immer aufgeregt oder abgespannt; nie ruhig," entgegnete Grazia gelassen. „Die Nervenanfälle geben ihm eine gereizte Stimmung, so daß er zuweilen auffahrend, zuweilen mißmuthig ist — der Arme! Er kann nichts dafür und er bittet mich manchmal in der rührendsten Weise um Verzeihung, wenn er fürchtet, mich durch Launen oder kleinliche Rechthaberei ein wenig gequält zu haben. Da ich weiß, daß sein Nervenzustand das so mit sich bringt, und daß sein gutes Herz nicht den mindesten Antheil an solchen kleinen Quälereien hat, so nehme ich sie leicht, thue das, was ich zu thun habe, mit möglichster Schonung seiner Launen — und so ist er denn so wenig unglücklich, wie das bei seinem Zustand möglich ist."

„Und wie geht es mit den Großeltern?"

„Ach!" rief Grazia, „das wird mir immer schwerer. Ach verzeih, Mama! wenn ich diese zwei Leben betrachte, muß ich immer denken: Was bleibt denn da übrig für die Ewigkeit?" —

„Sieh, wie Gott das Alles fügt!" sagte Euphrosyne mild: „In Wellenbewegungen verläuft das Leben der Menschheit und des Einzelnen. Es gibt aufsteigende und absteigende Epochen in der Weltgeschichte

und in den Generationen. Warum sie sinken, warum sie sich wieder erheben, das ist, im letzten Grunde, immer durch Abfall von der ewigen Wahrheit und ihren Gesetzen — und durch die Umkehr zu ihr; aber der Einzelne hat nicht immer allein im vollen Umfang die Schuld des Abfalls und noch weniger das Verdienst der Umkehr. Da wirken tausend Umstände und Verhältnisse, da knüpfen oder lösen sich tausend Faden, um hinauf- oder herabziehen zu helfen. Aber wer von der göttlichen Gnade nach Oben gezogen wird, Grazia, der muß sich darauf verlegen, Vieles zu leiden und sich liebend zu einem Brandopfer zu machen, das auch für Diejenigen dargebracht wird, die das Opfer vergessen haben. Sieh, wie gut Gott ist, — sieh, wie er uns liebt, — wenn er etwa Dich und mich zu einem solchen Brandopfer der Liebe auserwählt hätte! Das Opfer hat die Welt erlöst und zum Opfer gehören Leiden. Darum sagt die heilige Catharina von Siena: „Vom Anfang bis zum Ende der Welt hat unser Herr gewollt und wird er wollen, daß nichts Großes geschehe ohne viele Leiden.“ Und was ist groß vor Gott, Kind? — Die Seelen! Alles Andere ist Asche und Moder, und nur insoweit wichtig, als es am richtigen Platz höherem Zweck dient. Aber die Seelen, auch die elendesten und verkommensten, sind getaucht in das Blut Jesu: das ist ihre Größe, ihr Werth, ihre Wichtigkeit vor Gott. Eine einzige Seele retten helfen, bekehren

helfen, für sie genugthun helfen, ist größer, als den Erdball zu erobern und deshalb muß es mit manchen Leiden verknüpft sein. Diejenigen, die nicht das ewig sich erneuernde, stellvertretende göttliche Opfer zum Mittelpunkt ihres Glaubenslebens haben — sei es durch Irrglauben, sei es durch anderweitige Schuld — verstehen auch nicht das Opfergeheimniß, das in der Buße, der Sühne, der Fürbitte, der stellvertretenden Liebe eines Menschenherzens liegt. Aber wir verstehen es! wir wissen, daß wir viel zu sühnen und zu büßen haben — denn Familien sind solidarisch! — Wie dankbar müssen wir für diese Erkenntniß, für diesen Willen sein! O, in der Ewigkeit erst wird es uns klar werden, wie dankbar!"

So sprach sie noch lange aus der Fülle ihres Herzens mit Grazia, die weniger als ihre Mutter durch Erfahrung in der Schule der heiligen Liebe geübt war und noch nicht wußte, wie geringe äußere, sichtbare Erfolge das Himmlische in der irdischen Welt hat. Aber sie begriff — auch ohne zu wissen.

„Ich möchte Dir etwas zeigen, Mama," sagte sie schüchtern; — „aber ich sage Dir vorher... Einwendungen darfst Du nicht machen."

„Das klingt ja sehr ernsthaft!" entgegnete Euphrosyne lächelnd. „Da könnte ich ja vielleicht meine mütterliche Autorität einbüßen."

„Komm mit mir," erwiderte Grazia, den Arm

ihrer Mutter nehmend: „komm' nach meinen Zimmern."

Sie gingen nach der andern Seite des Hauses, die Grazia bewohnte. Es waren ein paar elegante, bequeme Zimmer, Euphrosynen wohlbekannt, in denen sich nicht das mindeste Merkwürdige befand. Das letzte hatte verschiedene Tapetenthüren, welche große Wandschränke verschlossen. Vor einer solchen Thür blieb Grazia stehen, zog einen Schlüssel aus der Tasche und öffnete. Es wird ein Capellchen sein! dachte Euphrosyne. Grazia leuchtete ihr mit einer Kerze vor und sie traten ein. Euphrosyne rief überrascht:

„Eine Klosterzelle, liebes Kind!"

So war es. Der kleine Raum mochte ursprünglich zu einem Ankleidecabinet bestimmt gewesen sein; jetzt war er zu einer Zelle in aller Dürftigkeit eingerichtet, mit einem Feldbett, zwei Strohstühlen, einem Tisch und einem Betschemel vom geringsten Holz. Unter einem Strom von plötzlich ausbrechenden Thränen rief Grazia, indem sie die Stirn auf die Schulter ihrer Mutter legte:

„Ja! ja! eine Zelle ist's!... Die Zelle von Kreuzbronn, die mein unglückseliger Großvater verlassen hat. Hier schlafe ich! hier bete ich! hieher flücht' ich mich, wenn mir das Herz manchmal schwer werden will! hier sagt mir Alles, daß ich Grazia Ursperg heiße und wozu dieser Name mich verbindet! hier bin

ich, dem Willen nach, so arm wie ich sein möchte, um nicht mehr die Wucht dieses fürchterlichen Vermögens zu tragen, das ich jetzt nicht von mir werfen darf, weil Pater Smaragd uns ausdrücklich anbefahl, kein unnützes Aufsehen zu machen und meines unschuldigen Vaters Namen zu schonen und zu bedenken, daß nicht blos der Fluch der Sünde, sondern auch meines Vaters Tugenden: seine Thätigkeit, Einfachkeit, Mäßigkeit und Barmherzigkeit — auf dem Vermögen ruhten. Hier ist mein wahrer Platz: mitten in der Welt die Zelle der Entsagung! — Und ich wollte Dir doch sagen, daß ich das einigermaßen begriffen habe, Mama."

Schweigend, zitternd vor Wehmuth und Wonne umarmte Euphrosyne ihre Tochter und beide knieten dicht aneinander geschmiegt auf dem Betschemel zu Füßen eines großen Cruzifixes nieder und beteten ein „De profundis." Dann sagte Grazia:

„Niemand hat eine Ahnung von meiner Zelle, deren Schlüssel ich immer bei mir trage."

„Aber Dein Kammermädchen?"

„Ja, Jeannette weiß es. Allein sie hat mir bei den Wunden Jesu versprochen, mit Niemand, auch nicht mit Dir, Mama, davon zu reden; — und da sie fromm ist, hält sie Wort."

Arm in Arm kehrten sie nach Euphrosynens Zimmer zurück. Die kurze Mittsommernacht war fast vor-

über, und als sie den Erker betraten, wehte die erste Morgenluft erfrischend sie an; die Sterne erbleichten und die kleinen Vögel in der Akazie regten sich und zirpten schlaftrunken.

„Wie kurz ist die Nacht!" rief Grazia überrascht.

„Kurz wie das Leben, meine Grazia," sagte Euphrosyne: „nur mit dem Unterschied, daß auf die Lebensnacht ein ewiger Tag folgt. O, wie sind wir glücklich... glauben, hoffen, lieben zu können!"

Sie trennten sich und Euphrosyne blieb allein auf ihrem Platz im Erker und schaute mit stillen Augen auf die verschwindenden Sterne. O Menschenhoffnungen! o Herzenswünsche! seufzte sie: so schwindet ihr, so seid ihr mir alle, alle entschwunden. Auch nicht ein Wunsch ist so erfüllt, wie ich es gehofft hatte! Es gibt Probleme, die Gott allein lösen kann und in dieser Zuversicht hab' ich meinen Frieden gefunden. Was beginnt aber gegenüber solchen Problemen der Mensch, der keinen Gott hat? — Der Morgenwind säuselte durch die blühenden Akazienzweige und wehte Euphrosynen wie zum Morgengruß lieblichen Arom zu.

Und er fuhr auch über Richenza hin und weckte sie aus ihrem leichten Schlummer am Fenster. Sie erschauerte, stand auf, langsam und schwer. Dann aber, als ob plötzlich das Bewußtsein in ihr erwache, warf sie mit einer Geberde der Verzweiflung beide Hände vor ihr Gesicht und ächzte: Muß denn immer der Tag

wieder kommen!... Oh! ich bin zu elend!... Da fiel ihr Blick auf ihre fünf Goldstücke und sie setzte hinzu: Nun aber heute kann ich spielen... und vielleicht Glück haben.

Am andern Morgen, lange bevor Gräfin Meerhaim sichtbar war, begab sich Euphrosyne zu ihrem Vater. Ihr Herz vergaß nichts und sie war froh, in Graf Meerhaim Theilnahme für Richenza's Schicksal gefunden oder geweckt zu haben. Obschon mit jedem Jahr die Hoffnung schwächer wurde, Richenza zu entdecken: so ließ doch Euphrosyne nicht nach, jeder Möglichkeit einer Entdeckung nachzuspüren. Und dies war auch der Gegenstand ihres Gespräches mit Graf Meerhaim. Auf ihre Frage, ob nirgends Licht aufblitze, erwiderte er:

„Ich muß glauben, daß sie nicht mehr am Leben ist; denn es scheint mir unmöglich, daß ihr nicht eine einzige Anzeige zu Augen gekommen sein sollte, die ich von England aus in so viele englische und französische Blätter setzen ließ."

„Also hast Du schon in England nach ihr gesucht?" rief Euphrosyne freudig.

„Leider etwas spät!" sagte er mit einem Anflug von Verlegenheit. „Es thut mir jetzt recht leid, in früheren Jahren die Sache so ganz Deiner Mutter überlassen zu haben, die nun einmal nicht den Muth

hat, den Dingen, wie sie sind, in's Auge zu sehen. Sehr leid ist es mir — wahrhaftig! aber wir hätten doch nichts ändern können und es wäre immer so gekommen."

„Wie gekommen, bester Vater?" fragte sie.

„Ich will Dir eine Begebenheit erzählen, die sich im letzten Winter meines Aufenthaltes in London zutrug. Sie ist schauerlich genug; deshalb theilte ich sie Dir bisher nicht mit — was um so überflüssiger war, als die Nachforschungen, die ich in Folge derselben anstellte, zu keinem Resultat führten. In jenem Winter ritt ich einmal ohne Groom durch Piccadilly. Da fiel mir ein, daß ich einen Bekannten, den ich schon mehrmals umsonst in seiner Wohnung aufgesucht hatte, vielleicht in einem der Clubs von Piccadilly treffen würde. Ich hielt an und schaute mich nach Jemand um, der mein Pferd halten könne. In den Straßen von London fehlt es nirgends an armen, zu jedem Dienst bereiten Leuten, und als ich mich anschickte abzusteigen, erschien sofort ein Mann und erbot sich das Pferd zu halten. Ich warf ihm die Zügel zu und ging, ohne ihn zu beachten, in's Clubhaus, wo ich mich eine Stunde aufhielt. Als ich wieder herauskam, war es dunkel und kalt geworden, und da ich im Schein einer Gasflamme die schrecklich elende Gestalt des Mannes bemerkte, dauerte er mich und ich gab ihm eine halbe Krone. „Herr!" sagte er, „das ist zum Ster-

ben zu viel und zum Leben zu wenig." — „Mein Freund," erwiderte ich, „es ist nicht an mir, für Ihr Leben zu sorgen. Wenn Sie selbst das nicht können, so gehen Sie in's Workhouse." — „Daher komme ich!" sagte er: „ich sollte dort Wolle kartätschen. Das hält meine Brust nicht aus. Ich bekam Blutspeien... und heute früh verließ ich es... und hungere und friere seit heute früh." Während er sprach, bemerkte ich, daß er allerdings wie eine wandelnde Leiche aussah, aber auch, daß eine starke Branntwein-Atmosphäre ihn umgab und deshalb sagte ich: „An Gin scheint es doch nicht gefehlt zu haben;" — und wollte ihm die Zügel abnehmen. Aber er hielt sie fest und sagte plötzlich in schlechtem Deutsch: „Das habe ich mir angewöhnt, um all mein Leid mit Ihrer Tochter Richenza Meerhaim zu vergessen!"

„Barmherziger Gott!" schrie Euphrosyne auf.

„Mir war zu Muth, als hätte mich der Blitz getroffen," fuhr Graf Meerhaim fort, und ich rief: „Wer sind Sie? und wo ist Richenza Meerhaim?" — „Ich bin der Maler Wilhelm Sinkler und Richenza ist meine Frau," erwiderte er; — „allein sie hat mich seit vielen Jahren verlassen... um eines Andern willen... und nach und nach bin ich in's Elend und zum Gin gekommen, um mich zu betäuben gegen den Gram um sie und um die Kinder und um mich selbst." — „Aber wo ist Richenza?" rief ich zitternd vor Spannung... —

„Das weiß ich nicht!" antwortete er. „Im Jahr 1844 ließ ich sie in Rom, ging nach Paris, dann nach Belgien, endlich hieher... und hörte nie wieder eine Sylbe von ihr." — Auf einmal fing er an zu husten. Ein Strom von Blut schoß so heftig aus seinem Munde, daß er fast erstickte und taumelnd zu Boden stürzte. Ich rief um Hülfe. Constabler eilten herbei und ich beauftragte sie, den Kranken in das nächste Hospital zu schaffen. Man holte einen Wagen und fuhr ihn fort. Ich ritt langsam in einiger Entfernung nach. Als man am Hospital anlangte, war er eine Leiche. Kein Paß, kein Brief, kein Papier, nichts, gar nichts wurde bei ihm gefunden. Nichts erwies seine Identität mit dem Maler Wilhelm Sinkler. Aber er war es; darauf lebe und sterbe ich. Deshalb ließ ich sofort folgenden Aufruf durch alle größere Blätter gehen: Die Wittwe des in London verstorbenen Malers W. S. wird gebeten, ihren dermaligen Aufenthaltsort dem Banquier Z. in London kund zu geben. — Das war ein halbes Jahr, bevor ich England verließ. So schnell, wie jetzt öffentliche Blätter über die Erdkugel fliegen, hätte ich binnen sechs Monaten vom Aequator so gut wie vom Süd- und Nordpol Richenza's Antwort haben können. Allein ich erfuhr gar nichts. Als ich dann herkam und Du mich batest, einen Aufruf an die Frau Wilhelm Sinkler ergehen zu lassen, that ich es, weil ja möglicher Weise — oder sogar sehr wahrscheinlich Richenza nichts

wußte vom Tode ihres elenden Mannes und weil vielleicht mein englischer und französischer Aufruf, der nur die Initialen, nicht den ganzen Namen enthielt, nicht deutlich genug gewesen war. Aber da immer noch dasselbe Stillschweigen herrscht, so müssen wir wohl annehmen, daß sie nicht mehr unter den Lebenden ist."

„O Gott!" seufzte Euphrosyne, „wie mag sie gelebt haben — und wie gestorben sein... unsere unglückliche Richenza! Ach und die armen Kinder, was wurde wohl aus denen!"

Graf Meerhaim zuckte schweigend die Achseln. Daß Richenza oft genug jene Aufforderung gelesen und dabei im Herzen gedacht habe: Nein, jetzt nicht! Künftig... wenn es mir besser geht oder... in meiner Todesstunde, meiner Kinder wegen: dann sollen sie von mir hören! — das fiel ihnen ebensowenig ein, als daß Stella Saint-Clair Richenza's Tochter sei.

Stella war, ihre erste Kindheit abgerechnet, immer in Erziehungsanstalten gewesen und dadurch ihrer Mutter, besonders seitdem sie Dresden verlassen hatten, sehr entfremdet. Gerade in den Jahren, wo das Herz und der Verstand eines jungen Mädchens sich entwickeln und wo kein Auge so tief und so scharf als das der Mutter, drohende Gefahren erkennt und sie zu beseitigen sucht, gerade damals ging Richenza nach Paris und ihr Leben nahm dort eine so ganz andere Wendung als in Dresden, daß der Umgang mit Stella fast

aufhörte. Diese fand sich sehr glücklich in einem höchst eleganten, ganz auf die große Welt berechneten Institut, und als Richenza ihren Pariser Aufenthalt mit dem in den rheinischen Badeorten vertauschte, war Stella recht froh, in Paris bleiben zu dürfen. Sie wußte, daß ihre Mutter das Kostgeld auf ein Jahr für sie voraus gezahlt hatte; daraus schloß sie, daß die Mutter in Jahresfrist wiederkehren, sie aus der Anstalt nehmen und — glänzend verheirathen werde, so glänzend, wie die Herzogin von X., die Gräfin Y. und der Banquier Z. ihre Töchter, welche mit Stella erzogen waren, verheirathet hatten. Als das Jahr um war, kam zu Stella's großem Kummer ein Brief ihrer Mutter, in welchem diese die Vorsteherin bat, Stella noch sechs Monate zu behalten. Dann werde sie ihre Tochter abholen und nachträglich das Kostgeld zahlen. Aber nach Verlauf dieser Frist kam weder die Mutter, noch das Kostgeld, sondern nur ein Brief mit der Bitte um eine abermalige Frist von sechs Monaten. Stella gerieth ganz außer sich; sie war jetzt sechszehn und ein halbes Jahr alt, sie hatte alle Studiencurse durchgemacht, sie wußte sich fertig, sehnte sich von ganzem Herzen in die Welt und fühlte sich grenzenlos unglücklich zwischen einem Schwarm von Kostschülerinnen, die alle jünger waren als sie. In diesem Sinn schrieb sowohl sie als die Vorsteherin an Richenza: Beide wünschten dringend ihren Aus-

tritt. Richenza schrieb einfach zurück: für den Augenblick habe ihr Vermögen derartige Unfälle erlitten, daß sie gar nichts für ihre Tochter thun und am wenigsten sie zu sich nehmen könne, da sie eine höchst genirte Existenz führe; und ob es nicht möglich sei, daß Stella Lehrerin oder Aufseherin im Institut, mindestens für einige Zeit, werden könne. Stella war in Verzweiflung. Lehrerin im Institut, sie, die sich schon im Geist als eine der reichsten und elegantesten Frauen von Paris gesehen hatte! Lehrerin! gräßliche Zumuthung! was dachte, was träumte nur ihre Mutter, ein so rabenschwarzes Schicksal ihr zu bereiten! Auch die Vorsteherin war in einiger Verzweiflung, denn sie konnte ebensowenig das hülflose junge Mädchen aus dem Institut verstoßen, als es in demselben auf irgend einem Platz verwenden, weil es bei Stella durchaus an gutem Willen dazu fehlte. Und so verging die zweite Frist. Da kam abermals ein Brief von Richenza. Sie schrieb ihrer Tochter:

„Mein geliebtes Kind, da die traurige Beschränktheit meiner Vermögensumstände noch immer fortdauert — was ich viel mehr für Dich, meine Stella, als für mich selbst beklage: so sehe ich mich genöthigt, Dir einen Platz vorzuschlagen, auf dem Du Dich, wie ich hoffe, nicht unglücklich fühlen wirst und wo Du ruhig abwarten kannst, daß bessere Tage für Deine vielgeprüfte Mutter eintreten. Du kommst als Lectrice

und Gesellschafterin in ein gutes, wohlhabendes, angesehenes Haus, zu Gräfin Meerhaim, einer Dame von etwa sechszig Jahren, welche mit ihrem Gemahl in dem glänzenden, berühmten Curort Baden-Baden sich niedergelassen hat. Töchter sind nicht im Hause. Ein Sohn von etwa siebenundzwanzig Jahren kommt ab und an. Du findest also ganz einfache und leichte Verhältnisse, in denen Du mühelos Alles leisten kannst, was man von Dir erwartet. Aber ein Punkt, meine Stella, wird Dir schwer werden... wenn auch Dir bei Weitem nicht so schwer als mir. Traurige Umstände erheischen, daß auch ich in demselben Baden lebe, wo Du leben wirst, geliebtes Kind; und sie zwingen mich, Dir zwei Dinge an's Herz zu legen. Erstens: ich halte mich im tiefsten Incognito in Baden auf; Du darfst nie zu mir kommen und nie Dir merken lassen, daß ich Paris verlassen habe. Zweitens: da es möglich wäre, daß Du in Baden irgendwie mit Tristan zusammenträfest, und da dies einen gewissen vertraulichen Verkehr zwischen Euch zur Folge haben würde, den ich um vieler Gründe willen vor der Hand nicht wünschen darf: so wirst Du als meine Nichte und Pflegetochter in das Meerhaim'sche Haus eingeführt. Dadurch ist Dein Umgang mit Tristan abgeschnitten; denn es würde sich nicht schicken, daß zwischen einem jungen Mädchen und ihrem Vetter die geringste Intimität obwaltete. Um Dich in solcher Weise von Deiner Mutter

und Deinem Bruder äußerlich zu trennen, geliebtes Kind, bringe ich harten und gebieterischen Umständen ein schweres Opfer, indem es mein einziges Glück und meine höchste Wonne wäre, mit meinen Kindern vereinigt zu sein und mich nie von ihnen zu trennen. Du hast Einsicht genug, um aus der Schwere des Opfers auf die ernste Nothwendigkeit jener Rücksichten zu schließen, welche mich dazu zwingen. Deshalb lege ich Dir die Beherzigung jener beiden Vorschriften nicht weiter an's Herz. Deine Liebe zu mir wird Dich am besten mahnen, sie mit aller Vorsicht zu beobachten. Gott geleite Dich in Deine neuen Verhältnisse! Hoffte ich nicht, daß sie nur vorübergehend sind und daß eine bessere Zukunft uns erwartet: so würde ich erliegen unter der Last meines sorgenvollen Lebens. Du aber, mein süßes Kind, betrete fröhlich Deine Laufbahn und überlasse allen Kummer Deiner Dich liebenden Mutter Richenza Saint-Clair. P. S. Vernichte alle Briefe, die Du etwa von mir besitzest. — Das beigefügte Reisegeld ist von Tristan."

Richenza hatte eine zwiefache Absicht, indem sie ihrer Tochter diese Verhaltungsregeln gab: sie wollte vor Stella ihre klägliche Existenz verbergen; und sie wollte möglichst für ihre Person jeden Verbindungsfaden mit dem Meerhaim'schen Hause, der zu einer Entdeckung hätte führen können, sorgfältig abschneiden. Daß Stella nie in den Spielsaal kommen werde,

darauf durfte sie zählen. Die Damen der guten Gesellschaft gehen höchstens einmal flüchtig hindurch — wenn sie fremd in Baden sind. Sind sie aber da zu Hause, wie Gräfin Meerhaim es war: so hat der Spielsaal auch nicht mehr das Interesse des Fremdartigen oder Schauerlichen und man besucht ihn nicht.

Stella war so glücklich, aus ihrem Institut erlöst zu werden, daß ihr alles Uebrige ganz willkommen war. Hatte sie doch Mutter und Bruder seit vollen zwei Jahren nicht gesehen und nur höchst spärlich ungenügende Kunde von ihnen erhalten! weßhalb sollte sie nicht noch einige Zeit ohne sie leben können? .... und besonders, wenn das irgend einen günstigen Einfluß auf die Verhältnisse ihrer Mutter haben könne? Genug, sie verließ mit Freuden das Institut, ja sogar Paris — was sie früher nicht für möglich gehalten hatte — und nahm sich vor, im Meerhaim'schen Hause aus allen Kräften nach der Rolle einer Tochter des Hauses zu streben, indem sie sich dem bejahrten Ehepaar unentbehrlich machte, was nach ihrer Meinung nicht schwer sein konnte. Und in der That, es gelang ihr überraschend schnell. Sie begriff, daß die Menschen sich durch nichts so leicht gewinnen lassen, als durch Schmeichelei — nicht sowohl durch die grobe Schmeichelei der Worte, als durch die des Eingehens auf Geschmack, Gesinnung, Ansichten und Neigungen Anderer.

Der heilige Augustinus sagt: „Der gefällt Gott, dem Gott gefällt.“ Bei Stella konnte man sagen: Sie gefiel allen Menschen, weil ihr alle Menschen ganz außerordentlich zu gefallen schienen; — dermaßen lebte sie sich in deren Eigenthümlichkeit hinein. Das kann ja eine große Tugend sein; der Apostel Paulus suchte Allen — Alles zu werden, um Alle für Gott zu gewinnen. Bei Stella aber fehlte dieser Beweggrund; an die Stelle Gottes trat ihr Ich: sie wollte Alle für sich gewinnen und deßhalb Allen gefallen: sie schillerte stets in der Farbe Desjenigen, mit dem sie eben zu thun hatte, und ging eben so auf die Scherze und Unterhaltungen des Grafen — als auf die Schwärmereien und Neigungen der Gräfin Meerhaim ein. Gern hätte sie dasselbe bei Emanuel gethan; allein sie wußte nicht genau, was ihm denn eigentlich gefalle. Das war auch schwer, denn Emanuel selbst wußte es nicht.

Ein leeres Herz.

Emanuel war seit einigen Monaten bei seinen Eltern, ohne Beschäftigung, ohne Zweck, ohne Interesse. Eine solche Existenz war in den Augen der pflichttreuen, opferwilligen Euphrosyne ebenso gefährlich als ungenügend, während seine Eltern, die nur an das Angenehme seiner Anwesenheit dachten, gar keine Einwendung dagegen machten. Euphrosyne ließ nicht leicht eine Gelegenheit vorübergeben, um hie und da ein gutes Wort zu sagen, wenn sie ahnte, daß es eine gute Aufnahme finden werde; und deßhalb nahm sie auch einen einsamen Augenblick wahr, um ihren Bruder mit ihrer eigenthümlichen, herzgewinnenden Innigkeit zu fragen:

„Emanuel, was soll denn eigentlich aus Dir werden? — sprich!“

Er saß neben ihr. Als sie diese Frage that, sprang er auf, stellte sich vor ihr hin und rief:

„Was aus mir werden soll? Du fragst noch? . . . Schau mich an! Emanuel Meerhaim, fünf Fuß, eilf Zoll,

zehn Linien, Haar — schwarz, Bart — schwarz, Augen — bezaubernd, Stirn — geistvoll, Mund — gutmüthig, Physiognomie — interessant! Und aus einem solchen Menschen, der noch dazu im achtundzwanzigsten Jahr ist, soll erst etwas werden? Schwesterchen, Du verlangst viel!"

„Mit Deiner äußern Persönlichkeit wäre ich schon zufrieden, wenn auch nicht so sehr, wie Du selbst," entgegnete sie lächelnd. „Ist aber dieser fünf Fuß, eilf Zoll lange Emanuel Meerhaim wirklich ein so eminenter Mensch: so möchte ich mit schwesterlichem Stolz auf seinen Lebensplan schauen. Ist der in Harmonie mit dem Geist und der Güte, die sein Antlitz verspricht?"

Emanuel setzte sich wieder zu ihr und sagte:

„Vor acht oder neun Jahren, in Dresden, fragte mich der gute Bernhard ungefähr ebenso. Damals kannte ich noch nichts vom Leben, als meine jugendlichen Träume und meine Malerei. Zwischen Damals und Jetzt, zwischen Deiner und seiner Frage, liegt ein enormes Stück Welt mit ungeheuren Erfahrungen; trotzdem habe ich dieselbe Antwort, wie damals, nämlich: keinen Lebensplan! — Wäre das Jahr 1859 nicht gekommen, so hätte ich mich vielleicht in die Staatsdienstdressur eingeschult, hätte die Tochter eines Präsidenten geheirathet, wäre Freimaurer geworden 2c. 2c. Ich hatte es ja schon bis zum Referendar gebracht, zur ersten Stufe einer schwindelnd hohen

Carriere. Aber! aber! das Jahr 59 machte ihr ein Ende. Denn das kannst Du mir unmöglich zumuthen, einem Staat zu dienen, dessen Gang und Richtung ich verabscheue. Meiner Erziehung, die mich in ganz Deutschland umhergewürfelt hat, habe ich ein großes Gut zu danken: ich habe deutsche Interessen, deutsche Sympathieen, ein Herz für Deutschland, Liebe für Deutschland. Ich könnte auch ein Herz für ein Partikular-Vaterland innerhalb Deutschland haben und als Referendar in Berlin, wenn ich vor dem Brandenburger Thor stand und mir die Victoria auf ihrer Quadriga anschaute, wie sie aus Frankreich daher gesaust kommt und vor den Linden Halt macht — nahm ich auch einen Anlauf zu dieser patriotischen Liebe. Aber wenn ich dann nach dem andern Ende der Linden schaute, wo eine Statue von Friedrich II. steht: so sank mir die Lust dazu, denn diese preußische Größe hatte kein Herz für Deutschland und hat diesen Mangel seinem Preußen bis zur heutigen Stunde eingeimpft. Das kam in erschreckender Weise im Jahr 1859 zu Tage! — Der Erbfeind bekämpft den Bruderstaat, den Bundesgenossen; Deutschland zittert in Kampfeslust, um ihm beizustehen gegen den Erbfeind. Da erfindet die Fridericianische Tradition die Politik der freien Hand und die schleppende Mobilmachung der Armee, um scheinbar etwas zu thun und in Wahrheit Schlimmeres als nichts zu thun! Das gab denn meinen preußischen

Gefühlen den Todesstoß. Ich zog ab — und bin nun ein freier deutscher Mann."

„Lieber Emanuel!" rief Euphrosyne, „mit dieser Sorte von freien Männern, die sich in Baden umhertreiben, ist dem armen Deutschland nicht geholfen."

„Mein Gott!" rief er ungeduldig, „soll ich etwa Schaffner an einer Eisenbahn, Kammerherr am Hof von Vaduz oder Aufseher in einer Fabrik werden! Grazia zieht auch immer zu Felde gegen mein dolce far niente. Weil Ihr Frauen schon in der Wiege anfangt, geschmacklose Meßgewänder zu sticken und unpraktische Bettdecken zu häckeln und damit Euer Leben ausfüllt: so bildet Ihr Euch ein, etwas Aehnliches wäre auch für uns möglich. Aber ich sage Dir: die Welt ist jetzt so beschaffen, daß man auf irgend eine Weise der Staatsmaschine maschinenmäßig dienen muß, oder aber isolirt und beziehungslos dasteht, wenn man sich nicht der revolutionären Bande anschließen mag, die in den Kammern, in den Zeitungen, bei den Zweckessen, in den Bier- und Branntweinschenken, bei Schuster- und Schneider-Tagen, bei Schiller- und Göthe-Festen das große Wort führt und durch dessen Verlogenheit und Brutalität den friedfertigen deutschen Michel terrorisirt; — und dazu bin ich zu sehr Gentleman. Aber sage mir, wo ist eine Ueberzeugung, ein Princip, ein Character — ein Mann? Wahrhaftig, wäre

unter der revolutionären Bande ein Mann, dem Ueberzeugung und Princip etwas Anderes wäre, als die wächserne Nase, die er rechts und links dreht, um seine ächte Physiognomie dahinter zu verbergen — wahrhaftig, ich könnte mich zu ihm halten, weil es denn doch ein Character wäre. Aber sie sind ja Alle hohl, Einer wie der Andere! Es sagt ja Keiner ein Wort, das nicht, beim Licht besehen, verdreht oder falsch, lügenhaft oder boshaft wäre; — und nichts weiter steckt hinter all dem Bombast à la Mirabeau oder à la Danton, als eine Eitelkeit, die sich, wie der Frosch in der Fabel, bis zum Bersten aufbläht. Nichts steckt dahinter! Der Erste streichelt sich den Bart, der Zweite den Bauch, der Dritte die Glatze und dann stellt er sich vor seiner Partei auf die Schaubühne — die er die Weltbühne titulirt — sei's in einer Kammer, sei's in einer Kneipe, und tanzt sein pas de deux mit dem Popanz Kleindeutschland, Großdeutschland, dem einigen Deutschland, dem deutschen Volk, dem Fortschritt, wird rasend applaudirt, aber doch nicht zum hundertsten Theil so, wie die erste beste Comödiantin, ist jedoch damit zufrieden, setzt seine Wühlereien gegen Alles, was besteht, gegen Alles, wovor ein vernünftiger Mensch Respect hat, fort, streichelt sich abermals selbstgefällig den Bart und behaglich den Bauch — und erlebt, daß die Fürsten, die Regierungen, die Großmächtigen ihm dasselbe thun. Sage mir, wo es anders

ist! dahin gehe ich .... und wenn es zu den Hottentotten wäre!"

„Gott Dank und Dank und aber Dank!" rief Euphrosyne, „bei uns ist es anders."

„Kind, sei nicht wegen Bernhard verblendet über Dein kleines Partikular-Vaterländchen! Sollten in Baden ein paar Männer mehr vernünftig sein, als anderswo, — was ich jedoch mit nichten glaube: so haben sie deßhalb doch nicht mehr Einfluß auf den allgemeinen gesunden Menschenverstand. Im Gegentheil! Ihr zeichnet Euch ja recht aus durch den allerbrutalsten Liberalismus."

„Wer spricht von Baden, lieber Emanuel! ich spreche von der heiligen katholischen Kirche," rief Euphrosyne. „Principien, Ueberzeugungen, Charactere willst Du? ... In ihr findest Du das Alles! Sie ist selbst ein Princip, eine Grundlage — und zwar das der Weltordnung: auf ihr ruht die Welt, entwickelt sich die Welt, schreitet fort zu einer Bestimmung, deren letztes Ziel über die Erde hinausliegt. Nach dieser Grundlage wird dereinst die Welt gerichtet. Der ewige Gott hat sie gelegt — und rebelliren die Menschlein dagegen, indem sie dies leugnen und verwerfen: so beweist das nur, daß sie die Freiheit ihres Willens und Denkens mißbrauchen; — die Grundlage der Weltordnung bleibt unerschüttert. Das ist die Kirche. Und so lehrt sie, wie sie ist: Ewiges; d. h. Wahrheit. Denn die Signatur der Wahr-

heit ist Ewigkeit; die Lüge wechselt. Die Lehren der ewigen Wahrheit aber, mein Emanuel, die geben und bilden Ueberzeugungen — und aus und an den tiefen, unerschütterlichen, weltüberwindenden Ueberzeugungen entwickeln sich Charactere. Willst Du ein Beispiel? — Es leuchtet gerade jetzt über die Erde hin: es ist der heilige Vater! in wunderbarer Großartigkeit findest Du bei ihm Princip, Ueberzeugung und Character — und da Du vorhin sagtest, zu einem solchen Mann, selbst wenn er revolutionär und bei den Hottentotten wäre, wolltest Du Dich halten: so wirst Du Dich dem heiligen Vater um so leichter und lieber zuwenden, als er conservativ im edelsten Sinn, conservativ für die höchsten Güter der Menschheit, conservativ für Recht und Gerechtigkeit, für Ehre und Treue ist. Die will er auf Erden erhalten; für die kämpft und leidet er. Dem Mann, mein Emanuel, kannst Du mit Ehren dienen."

„Welch ein Unglück, daß der Mann gerade der Papst ist!" rief Emanuel. „Ich habe viel katholische Sympathien — aber vielleicht nur deßhalb, weil meine protestantischen Antipathien noch entschiedener sind. Doch — um dem Papst zu dienen, ... so weit bin ich noch nicht! Ueberdas ist er nur ein Mann. Hat aber die katholische Kirche ewige Principien, bildet sie unerschütterliche Ueberzeugungen: so muß sie überhaupt festere, edlere, selbstlosere Charactere entwickeln. Und .... o weh! o weh! wo sind die!"

„Wegen eines Mannes wolltest Du zu der Revolution überlaufen,“ entgegnete Euphrosyne lächelnd; „ist es in der Ordnung, daß Du von der Kirche mehr verlangst? — statt eines Mannes ... Männer? ... Nun wohlan, Emanuel, Männer von festem, geraden, selbstlosen Character, fußend auf den ewigen Principien der Kirche, erfüllt von unerschütterlichen Ueberzeugungen, redend und handelnd, wie diese es gebieten, findest Du in unserm Episcopat. Ja, durch eine besondere Gnade Gottes besteht der Episcopat in unseren Tagen fast nur aus solchen Männern. Wer spricht denn heutzutag ein unerschrockenes Wort gegen Alles aus, wovor die feigen Seelen zittern, möge es gegen John Bull's brutales „No-popery-Gebrüll sein, oder gegen Italiens krankhaften Einheitsschwindel, oder gegen Deutschlands bureaukratische, absolutistische, parlamentarische Eingriffe in Rechte und Freiheit des Volkes — als eben der Episcopat. Wer hält in Frankreich den Autokraten par excellence in Schach? — Wer liefert aus allen diesen Ländern Apostel in Amerika, Martyrer in Asien? — Der Episcopat?“

„Ja, ja! allen Respect! Ich greife ihn gewiß nicht an und lese immer mit höchstem Vergnügen alle Schriften zur Vertheidigung des heiligen Stuhles oder sonstiger Rechte, die von Bischöfen verfaßt wurden, weil sie ungemein logisch und consequent zu sein

pflegen. Aber Bischöfe sind Priester — und Priester stehen außerhalb der Welt" .... —

„Verzeihe, Emanuel! sie stehen dermaßen innerhalb der großen Weltkämpfe, daß deren schärfste Streiche gegen sie sich richten, denn sie sind — nicht durch ihre Person, aber durch ihre übernatürliche Bestimmung — Mittelpunkt des geistigen Gesammtlebens der Menschheit insoferne, als sie Lehrer und Beschirmer und Vertheidiger der ewigen Wahrheit sind. Folglich ist Niemand der Lüge so sehr im Wege, als eben sie."

„Ah! nun sind wir auf dem wahren Punkt angelangt! nun steh' mir Rede. Du behauptest also, der katholische Episcopat sei der Träger und Verkündiger einer höheren Weisheit" .... —

„Nämlich der offenbarten christlichen Wahrheit, lieber Emanuel! Großmeister von Loge oder Venta sprechen von höherer Weisheit."

„Laß mir doch meine Art, mich auszudrücken!" rief Emanuel ungeduldig. „Von offenbarter christlicher Wahrheit kann nur der sprechen, der an sie glaubt! — Aber gleichviel! Weisheit ist auch eine Frucht der Wahrheit! und so frage ich also: Warum haben Deine Träger und Vertreter der Wahrheit und Weisheit so wenig Einfluß auf das Volk in Masse? warum bilden sie nicht ein großes, tugendhaftes Geschlecht heran? warum durchleuchten sie nicht mit dem Glanz eines

unwandelbaren Lichtes den verfinsterten und verblendeten Sinn der Menge? . . . Sprich!"

„Weil sich seit dreihundert Jahren der Geist der Staatsomnipotenz in ganz Europa befleißigt, das Volk dem Einfluß der Kirche wo möglich ganz zu entziehen, mindestens zu entfremden. Die Kirche soll den Kindern den Katechismus beibringen und den Erwachsenen Sonntags eine Predigt halten über die Vorzüge der Arbeitsamkeit, der Mäßigkeit, der Sparsamkeit, des schuldigen Respectes gegen die Obrigkeit; soll Taufen, Copulationen und Beerdigungen besorgen und darüber Buch führen; — aber sich beileibe weiter nicht um das religiöse Leben und die geistige Bildung des Volkes kümmern: das Alles übernimmt der Staat! dazu besoldet er ja seine Schullehrer, seine Professoren, die das ohne alle Kirche vortrefflich verstehen."

„Du vergißt nur, liebste Euphrosyne, daß dieser Staat mit seinen Fürsten, Beamten und Lehrern ebenfalls katholisch ist — oder sein kann. Warum geht er nicht Hand in Hand mit Deinen Trägern der Wahrheit?"

„Weil alle Menschen ohne Ausnahme, der König wie der Bettler, ihren freien Willen gebrauchen oder mißbrauchen können, indem sie sich zur Wahrheit, mit allen ihren Consequenzen, welche die Kirche lehrt — oder zur Lüge mit ihren Folgerungen, welche die Kirche nicht lehrt, halten. Wie aber die menschliche Schwäche nur allzu oft wählt — ach! wir wissen es. Warum ver-

zehrte Adam den verhängnißvollen verbotenen Apfel, während ihm alle Früchte des Gartens Eden zu Gebot standen?"

„Weil er naschhaft war . . . denk' ich?"

„Und weil ihm das Wort der Schlange gefiel: Wie Götter werdet ihr sein! Sieh, in diesen beiden Richtungen, der sinnlichen, die lüstern nach dem Verbotenen begehrt — und der geistigen, die ihrem Hochmuth keine Grenzen setzt, begegnet und umzingelt die alte Schlange täglich den Menschen und spiegelt ihm vor, daß es erhabener und ehrenvoller sei — wie Götter zu werden, als Kind Gottes zu sein. Und was sie dem Einzelnen vorspiegelt und wodurch sie ihn zu ihrem Sklaven macht, die Lüge! — sie geht allmälig in eine allgemeine Gesinnung über, in Ansichten und Handlungen, in Wort und Schrift, in die ganze Auffassung des Lebens und in jede Beurtheilung der Dinge und der Erscheinungen, so daß jeder Geist, der nicht mit übernatürlicher Kraft an den Glauben der Offenbarung und an die Lehren, die in ihm wurzeln, sich klammert, bethört, umnebelt, verwildert, in das große Meer der Lüge stürzt und somit dessen Wellenschlag verstärkt. Lieber Emanuel, Du wähnst, die Kirche habe keinen guten, großen Einfluß auf die Masse des Volkes. O Gott! wenn sie ihn nicht hätte, so wäre die Menschheit längst in Horden von Ismaels zerfallen, von dem die heilige Schrift sagt: „Seine Hand gegen Alle und Aller

Hand wider ihn.“ Aber daß ihr Einfluß leider! unendlich viel zu klein ist, das ist nicht ihre Schuld, sondern Derer, die ihr nicht gehorchen. Uebrigens mußt Du bedenken, daß er denn doch in vielen tausend Seelen verborgen ist, die im öffentlichen Leben nicht mitzählen“ ... —

„Ja, ja! in dem frommen Geschlecht!“

„Mit nichten, lieber Emanuel! Dazu gehören Tausende von Männern, z. B. im Landvolk. Da kann eine ganze Gemeinde, Männer und Frauen, Jünglinge und Mädchen, in stiller, einfacher Frömmigkeit der Kirche, dem Glauben, dem Pfarrer anhangen; davon spricht selbstverständlich kein Mensch. Aber ein einziges Individuum in dieser Gemeinde, das etwa ungläubig und freimaurerisch und so weit gebildet ist, daß es unorthographisch schreiben kann, folglich zur Aufklärungs- und Fortschrittspartei gehört, dies Individuum greift zur Feder und schreibt z. B. bei Gelegenheit einer Volksmission in irgend eine schlechte Zeitung: „Es ist im ganzen Ort nur e i n Schrei der Entrüstung über das Unzeitgemäße 2c. 2c.“ Und so stempelt dieser Schrei, der allerdings nur e i n e r ist, in der Oeffentlichkeit eine ganze gutkatholische Gemeinde zu einer lichtfreundlichen um.“

„Das glaub' ich gern!“ rief Emanuel: „auf politischem Gebiet erlebt man täglich Aehnliches. Die Lügen der revolutionären Partei — denn Aufklärung,

Fortschritt, Liberalismus, Volksthümelei — sind doch nur Papiermäntel um den Leib der Revolution, der zersetzenden, deorganisirenden Richtung! — diese Lügen, sag' ich, könnten dem lieben Gott im Himmel ein X für ein U machen, wenn er nicht allwissend wäre! wie leichtes Spiel haben sie also bei der immer oberflächlichen, kurzsichtigen, großen Masse! — Dennoch, mein Schwesterchen, bleib' ich dabei: es gibt allzu wenig ausgezeichnete Katholiken in der Welt."

„Besonders in der Welt der Schreier," sagte Euphrosyne lächelnd. „Aber sei ruhig, ich stimme Dir in etwas bei. Die Katholiken haben nicht immer und nicht überall verstanden, ihr höchstes Kleinod, die Lehre ihrer Kirche, mit äußerster Entschiedenheit nach jeder Richtung, gegen jede Anfechtung zu vertheidigen. Sie haben vielfach traurig fraternisirt mit dem Irr- und Unglauben. Das hat sie gelähmt bis in's Herz hinein. Wer für die Vertheidigung der höchsten Güter kein Wort spricht, keine Hand hebt, wie sollte der für geringere mit Energie und Ausdauer kämpfen können? Aber unsere Zeit nimmt eine Wendung, die mehr und mehr mit matter Lauheit bricht. In der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts betrachtete man die äußerste Verschwommenheit in Sachen des Glaubens und eine Art von Verflüchtigung der Religion als einen Aufschwung des Geistes; in der letzten Hälfte erscheint dies als ein tiefer Verfall — und wird immer mehr so

erscheinen, je mehr sich die Katholiken zur Entschiedenheit sammeln, kräftigen und einen — und dann gewahr werden, welch eine Macht sie besitzen."

„Nun? .... welche Macht?" fragte Emanuel gespannt.

„Die, um welche es sich handelt: ewige Principien; — und folglich Compaß und Anker für Alles — für das politische und bürgerliche Leben; für eine neue Organisation der socialen Verhältnisse; für die Kunst und die Wissenschaft; — mit einem Wort, für Alles, was auferstehen muß aus der allgemeinen Sündfluth.

Emanuel schwieg. Euphrosynens mildes Auge ruhte mit mütterlicher Theilnahme auf ihm. Grazia trat in den Salon. Er blickte zu ihr auf und fragte:

„Glaubst Du auch, daß in etwaigen Sündfluthen sittlicher, politischer, socialer Decomposition die katholische Kirche immer ihren Ararat finden werde?"

„Gewiß! ihr Ararat ist der Felsen Petri."

„Was seid Ihr für beneidenswerthe Geschöpfe!" rief Emanuel; — „ob verblendet, ob prophetisch, ich weiß es nicht. Aber beneidenswerth, — das weiß ich! — Die kleine Stella ist eine Katholikin von anderm Schlag!" setzte er plötzlich abspringend hinzu.

„Das bedaure ich," sagte Euphrosyne.

Durch Grazia's Auge flog ein Schatten. Emanuel fuhr fort:

„Ja, heute Morgen, bei ich weiß nicht welchem

Frühstücksgespräch, erklärte sie zum höchsten Entzücken unserer guten Mutter und zu Papa's Gaudium, sie halte alle Religionen für gleich gut."

„Wer da sagt gleich gut — wird bald sagen gleich schlecht," erwiderte Euphrosyne ernst; „denn bei solcher Gesinnung ist Liebe für die Religion unmöglich und liebt man sie nicht, so läßt man sie bei nächster Veranlassung fallen."

„Emanuel!" rief Grazia in ihrer feurigen Art, „wenn Du sprichst: Da sind drei junge Mädchen; welche soll ich erwählen? sie sind alle drei ganz gut! — — liebst Du dann Eine? — O nein! wenn Du Eine liebtest, würdest Du sprechen: Die! keine Andere! nur Die ist für mich bestimmt! — So ist es auch mit der Religion. Müßt' ich denken, da sind drei, vier, fünf, auch zehn, oder auch nur zwei, die mich auf dem Wege der Wahrheit zur ewigen Seligkeit führen, so könnte ich nicht eine mit begeisterter Liebe lieben."

Ja, Eine!... die möchte ich lieben! dachte Emanuel bei sich selbst. Aber er sagte es nicht und es war auch nicht die Religion, die er dabei im Sinn hatte.

Grazia war früh in den Ernst des Lebens und das große Mysterium des Kreuzes eingeweiht. Unsäglich froh, unschuldig und glücklich verlief ihre Kindheit in den schönsten und gesegnetsten Familienverhältnissen. Allein die Krankheit ihres Vaters begann, als sie noch,

den Jahren nach, Kind war und sogleich begann sie, alle Sorgen und allen Kummer ihrer Mutter zu theilen und derselben tröstend und hülfreich zur Seite zu stehen. Je mehr schmerzliche Prüfungen über Euphrosyne kamen, desto mehr fühlte sich Grazia angetrieben, durch ihre Liebe und Zärlichkeit der Mutter Alles zu ersetzen, was sie nach und nach in ihren übrigen Kindern verlor. Das machte Grazia früh vertraut mit ernsten Gedanken, mit einem bestimmten, kräftigen Streben, mit einer Gesinnung, die sich leicht vom Niedern ab- und dem Höheren zuwendete und mit dem Bewußtsein, daß das Glück auf Erden nicht an der Vergänglichkeit hafte. Und als nun der schwerste Schlag sie traf und sie das bittere Geheimniß entdeckte, das wie ein vergifteter Kern im innersten Schooß ihrer Familie ruhte: da umfing ihre reine, energische, dem Idealen zustrebende Seele mit einem Tiefblick und einer Entschlossenheit, welche einen höheren Grund hatten, als jugendliche Begeisterung — das Opfer aus Liebe: die Entsagung. Wie die heilige Catharina von Siena griff sie freiwillig nach der Dornenkrone, obschon ein Blumenkranz ihr nicht verboten gewesen wäre. Hätte sie in dem abgeschiedenen Kreuzbronn in den gewohnten Umgebungen und Verhältnissen an der Seite ihrer Mutter bleiben dürfen, so hätte sich vielleicht ihr späteres Leben ebenso friedlich, wenn auch nicht so fröhlich, wie ihre Kindheit, fortgesponnen, und ihr das Opfer erleichtert. Aber sie

mußte heraus aus der geliebten stillen Heimath und mußte in die Welt. Denn so krank war Adrian nicht, wenigstens nicht im Anfang und nicht andauernd, um sich gänzlich von allem Umgang, von aller Gesellschaft zurückzuziehen. Besonders wünschte er immer für Grazia etwas Zerstreuung und Erholung, die sich ihr so einfach im Hause ihrer Großeltern darbot; nur verstand es sich bei ihm von selbst, daß er nicht dabei zu kurz kommen dürfe. Wenn er Grazia's Anwesenheit nicht entbehrte, war er sehr zufrieden, sie in guter Gesellschaft zu wissen. Mochte sie nun mit ihm oder ohne ihn in die Welt gehen — immer war ein Dorn für sie dabei. Mit ihm — hatte sie das für ein Frauenherz so namenlos demüthigende Gefühl, den Menschen gegenüber nicht stolz sein zu können auf den Gemahl, der nichts weiter als Mitleid einflößte; und ohne ihn — da war sie allein, da konnte sie sich nicht unter den natürlichen Schutz des Mannes stellen, da war ihre Stellung vereinsamt. An ihren Großeltern hatte sie äußerlich einen Halt und Gräfin Meerhaim unterrichtete sie auf's Gründlichste, wie sie ihren Anzug für den Morgen und für den Abend, für den Winter und für den Sommer einzurichten — in welchen Abstufungen sie Besuche zu machen und zu erwidern — welchen Umgang sie zu pflegen, welchen sie fallen zu lassen, welchen sie ganz und gar zu meiden habe. Dafür war Grazia sehr dankbar und bei ihrem starken

Familiensinn hätte sie sich gern aus ganzem Herzen ihrer Großmutter angeschlossen. Aber statt einer innern festen Grundlage, fand sie bei Gräfin Meerhaim nur Triebsand, der von dem wechselnden Luftzug der Gefühle hin und her geweht wurde und daher einen immer wechselnden Standpunkt für Beurtheilung der Menschen, der Ereignisse, der Erscheinungen, der großen Fragen über Bestimmung und Ziel abgab. Indessen — Gräfin Meerhaim kannte doch wenigstens die Pflicht, wenn auch nur als Gefühlssache, und erkannte an, daß man sie nach Kräften zu erfüllen habe, ohne sich jedoch zu bemühen, den Umfang dieser Kräfte zu erweitern und ihren Nachdruck zu verstärken; Graf Meerhaim aber besaß auch das nicht. Der Begriff von Pflicht war ihm abhanden gekommen, in seinem Hauptstreben sich ein vergnügtes Dasein zu verschaffen. Er gönnte ein solches auch Andern, insofern das seine nicht dadurch beeinträchtigt wurde. Er hatte niemals Gräfin Meerhaims Empörung und Zorn über Richenza's Schritt begriffen, vielweniger getheilt. Er dachte so: Das arme Kind!... es hat sich verliebt und dem Zug des Herzens nachgegeben... — das ist ja ganz natürlich! Schlimm nur, daß dieser Zug sie zu einem armen Teufel führte! — Ich verzeihe ihr herzlich gern die Hintansetzung meiner väterlichen Autorität... nur kann ich nichts für sie thun... vor der Hand. — — Und dabei blieb es. Er hätte es sehr gern ge-

sehen, wenn Grazia eine lebhafte Neigung für weltliche Freuden an den Tag gelegt und sich dem Tand der Eitelkeiten hingegeben hätte. Ja, es war ihm im Grunde nicht recht, daß sie so wenig in diese Richtung einging und er hielt ihr zuweilen Ermahnungen in diesem Sinn:

„Kind, genieße doch Dein junges Leben! Du glaubst nicht, wie kurz die Jugend einer Frau ist. Beherzige den Ausspruch eines höchst berühmten Blaustrumpfes: Nach fünfundzwanzig Jahren wird ein Tag immer affröser als der andere."

„Das ist ja eine furchtbare Prophezeihung!" rief Grazia lachend.

„Frau von Staël hat so gesagt: Après vingt-cinq ans chaque jour vaut mieux que le lendemain, und darin hat sie nicht unrecht, denn jeder Tag bringt mehr Leid;" — bemerkte Gräfin Meerhaim.

„Ich kannte noch gar nicht Deine Ehrfurcht vor den Blaustrümpfen, Großpapa!" fuhr Grazia neckend fort.

„Kind, es gibt Blaustrumpf und Blaustrumpf. Die eine Sorte: grobe Wolle, dunkles gemeines Waschblau, Umfang von Soldatenkamaschen, Pfoten, die dazu passen. Die andere Sorte: weiche Seide, feines Gewebe, edles Ultramarin zum zarten Anhauch abgedämpft, ein schlanker Fuß, der hiezu paßt. Warum sollte ich vor dieser letzten Sorte keinen Respect haben?

Kluge Frauen sind sehr unterhaltend, meine Tochter. Und daß sie Bücher schreiben? — mein Gott, es ist ja Niemand gezwungen, sie zu lesen, und ich sehe durchaus nicht ein, warum die Männer das Privilegium haben sollen, allen Unsinn, den sie denken, drucken zu lassen."

„Unsinn?" rief Gräfin Meerhaim empört: „die erhabenste Thätigkeit des menschlichen Geistes, die schöpferische, die gestaltende — die nennst Du Unsinn?"

„Lieber Schatz, Du weißt, ich disputire höchst ungern," erwiderte Graf Meerhaim äußerst gemüthlich — „und deshalb komm' ich auf mein erstes Thema zurück und sage, Grazia soll die Freuden der Welt genießen, so lange sie jung ist."

So waren ihre Großeltern: Grazia nahm sie, wie sie waren. In ihrer Empfindungsweise war nichts Kränkelndes, Verstimmtes, Phantastisches, und wenn ihr Herz den starken Schlag und den großen Schwung hatte, der sie befähigte, die Höhen des Lebens zu erklimmen: so hielt sie das ganz einfach für ihre Bestimmung, für ihre Aufgabe — und forderte nicht dasselbe von Anderen. Daß und wie der Mensch die Schule des Leidens durchzumachen habe, sah sie mit den Augen des Glaubens im Erdenleben des göttlichen Erlösers und mit leiblichen Augen an ihrer Mutter. Sie wunderte sich also gar nicht, daß auch sie zu leiden habe und litt so, wie Euphrosyne immer zu ihren Kin-

dern sagte, und wenn sie auch so jung noch waren, daß sie es kaum verstanden: „Leide es, halte es aus, Gott zu Lieb!“ — Die Schule der Selbstverleugnung, die sie bei Adrian durchmachen mußte, war nicht leicht, am wenigsten für sie, die klar, entschieden und rasch im Erkennen, Wollen und Handeln war. Er war in Folge seines Nervenleidens, das immer wie das Schwert des Damokles über ihm schwebte, von peinlicher Ungewißheit und Aengstlichkeit bei den gleichgültigsten Dingen und den unbedeutendsten, geringfügigsten Vorkommenheiten. Sollte er ausgehen oder ausfahren — den Mantel ablegen oder umnehmen — von dieser Speise oder von jener essen — zwölf Minuten lesen oder nur zehn — das Alles besprach er unter tausend Schwankungen, nicht Einmal, sondern täglich auf's Neue mit Grazia. Hundertmal forderte er den Rath, die Ansicht, die sie schon hundertmal gegeben hatte. Aber theils vergaß er es und theils sprach sich seine nervose Aufregung dadurch aus. In der ersten Zeit war ihm sein Zustand ganz klar; da hatte er innige Theilnahme und aufrichtige Dankbarkeit für Grazia's unermüdliche Geduld und für die zarte Rücksicht und Schonung, mit der sie ihr Haus, ihr Leben, ihr ganzes Sein, in Bezug auf ihn und im Zusammenhang mit ihm, ordnete und richtete. Dann sagte er wohl mit Thränen im Auge:

„Arme Grazia, welch Opfer bringst Du.“

Aber tröstend und liebevoll entgegnete Grazia:

„Und Du bist ein Opfer, Adrian! Die Hand Gottes nagelt Dich an's Kreuz. Laß uns nur so sein, daß unser Opfer Gott gefalle."

„Was würde wohl aus mir ohne Dich!" rief er. „Kreuzbronn paßt nicht für mich, hat keinen Arzt zur Stelle, ist so abgeschieden und ernst — und all die Erinnerungen an unsere glückliche Vergangenheit thun mir so weh! da könnt' ich es auf die Dauer nicht aushalten. Wie könnt' ich aber in meinem kranken Zustand an einem fremden Ort allein mit Dienstboten leben?"

„Sieh, wie gut Gott ist, daß er uns zusammengeführt hat!" sagte sie lieblich.

Im Lauf der Zeit und durch die tägliche Gewohnheit stumpfte sich Adrians Dankbarkeit gegen Grazia ab. Er gewöhnte sich dermaßen an ihr Dasein, ihre Fürsorge, ihr stilles Walten, daß er sie nie in Anschlag brachte, wenn er etwas wollte oder wünschte — aber immer sich voranstellte, sobald sie einmal einen Wunsch äußerte. Dann sagte er wohl:

„Grazia, es geht mir mit Dir, wie mit meinem Schutzengel: ich vergesse Euch;" — doch im Ganzen blieb die Sache dieselbe, weil sein Leiden blieb. Seine ewig vibrirenden Nerven versetzten ihn in die qualvollste Unruhe, welche der Starrkrampf vorübergehend bändigte, um einer ebenfalls vorübergehenden Lethargie

Platz zu machen, aus der dann wieder, wie ein gescheuchtes Wild, die alte peinigende Unruhe auffuhr. Grazia gewöhnte sich auch an Adrians Zustand. Wenigstens machte er ihr nicht den beklemmenden Eindruck, den er in andern Personen hervorrief. Gräfin Meerhaim sagte zuweilen ganz erschöpft zum Grafen, wenn Adrian da gewesen war:

„Gott im Himmel, mir ist immer zu Muth, als käme mit Adrian ein wilder Vogel aus Versehen in den Salon geflogen und suche verzweiflungsvoll, gegen Fenster und Spiegel anfliegend, wieder herauszukommen. Keine Minute auf demselben Platz! keine Minute bei dem nämlichen Gespräch! — Mein Kopf schwindelt! Wie hält Grazia das beständige Zusammensein mit ihm aus!“

„Grazia hat starke Nerven,“ sagte Graf Meerhaim trocken. „Im Uebrigen finde ich es die unsinnigste Ehe, die je unter der Sonne geschlossen wurde.“

„Sie hat ihre sublime Seite in Grazia's Treue.“

„Ach was sublim! was treu! das sind Nebensachen!“

Da schlug Gräfin Meerhaim ihr Buch so energisch zu und sagte mit so großer Entschiedenheit:

„Nein! das sind große Hauptsachen!“ — daß Graf Meerhaim, als entschiedener Gegner jeder ernsten Erörterung ohne practisches Resultat, für gut fand zu verstummen, um bei guter Laune zu bleiben.

In der Gesellschaft wußte man nicht recht, was man von Grazia halten solle. Eine originelle Erscheinung, nannte man sie; auch „Die Tochter der Wildniß;“ sogar einen Juwel, nur nicht gehörig nach allen Seiten geschliffen. Letzteres war ganz richtig, denn das ist überhaupt Niemand in der Jugend. Dazu dient das Leben mit seinen Kämpfen. Aber ihr vorsichtiges und tactvolles Benehmen fand um so größere Anerkennung, als es ein Contrast zu ihrem lebhaften Character war. Sie ging nie ohne Gräfin Meerhaim in größere Gesellschaften, blieb nie lange da, tanzte sehr wenig. Das Schauspiel besuchte sie nur mit Adrian, der aber selten länger als während eines Actes blieb; dann fortfuhr und zuweilen zum Schluß des Stückes wiederkam. Er bat sie mitunter, sie möge doch bleiben, wenn die Aufführung sie interessire. Doch das geschah nie.

„Nein!“ sagte sie, als sie eines Abends von einer solchen unterbrochenen Aufführung zu ihren Großeltern kam; — „ich gehe ja nur wegen Adrian, der zuweilen eine flüchtige Zerstreuung dort findet. Allein bleiben im Theater, dieser geschminkten Scheinwelt gegenüber — das ist furchtbar unheimlich! Mein Grauen überwiegt meine Neugier.“

„Seltsame Person!“ sagte Graf Meerhaim. „Ein alter Kauz wie ich ist blasirt über Theatergenüsse; aber junge Menschen pflegen ungeheuern Spaß daran zu haben, weil die Darstellung der Leidenschaften neu

und anziehend für sie ist. Warum ist denn das nicht bei Dir der Fall?"

„O das ist einfach! weil der liebe Gott immer in diesen Stücken und sehr oft bei Denen, welche so rasend gern den Darstellungen beiwohnen, zu kurz kommt," sagte Grazia höchst unbefangen, obschon mehrere Personen gegenwärtig waren, die vermuthlich Alle das Theater zu besuchen pflegten. Gräfin Meerhaim wendete geschwind das Gespräch auf die künstlerische Seite der Bühne und deren hohe Vorzüge und veredelnde Einflüsse — und sprach mit solchem Feuer von Shakespears und Calderons erhabener Auffassung des Menschen und seines Schicksals, die aus ihren Tragödien leuchte, als ob die gegenwärtige niedrige, ja gemeine Richtung der Bühne mit jener hohen und edlen eine andere Verbindung habe, als das Gerüst von Latten und bemalter Leinwand, worauf die Schauspiele dargestellt werden. Und nun war man wieder glücklich im Fahrwasser der hergebrachten Redensarten und schwamm darin weiter.

Als die Familie wieder allein war, sagte Graf Meerhaim:

„Meine Tochter, Du verblüffst die Leute! ich frage Dich nach dem Theater und Du antwortest mit dem lieben Gott — das geht nicht an."

„Hätte ich Dir denn einen falschen Grund angeben sollen, Großpapa? — Bedenke doch, wie das langwei-

lig ist; zehn Menschen sitzen zusammen und Keiner spricht, was er denkt. Ist das eine Unterhaltung, die sich für Menschen, für denkende Wesen, schickt?"

„Denkende Wesen? siehst Du in allen Menschen denkende Wesen, meine Tochter? — Da bist Du wahrhaftig ungeheuer großmüthig."

„Sie sind nach dem Ebenbild Gottes geschaffen, folglich haben sie ein geistiges Leben: folglich denken sie, Großpapa."

„Kind!" sagte Graf Meerhaim und ließ matt seine Hände sinken: „nun wirst Du kolossal in Deinen Anschauungen! Frau von Sömmerlich z. B. ein Ebenbild Gottes... dies geht über meinen Horizont."

Sobald Grazia bemerkte, daß sie mit ihren Großeltern auf das Gebiet des übernatürlichen Lebens gerieth, das ihnen eine terra incognita war, — pflegte sie mit einem Scherz das Gespräch abzubrechen. Und das that sie auch jetzt, indem sie lachend sagte:

„Beruhige Dich, Großpapa! ich habe ja keine Photographie gemeint!"

Und so war denn Grazia einsam — in ihrem Hause, bei ihren Nächsten und in der Welt. Sie fühlte wohl einen gewissen allgemeinen Mangel, doch ohne sich Rechenschaft darüber geben zu können, daß es Einsamkeit des Herzens sei, weil sie sich bisher ganz und gar nicht um Bedürfnisse des Herzens gekümmert hatte. Ihre Mutter war ihre Freundin und Vertraute

— und durch diese Freundschaft wurden eine Menge Regungen des Herzens und Träume der Phantasie entweder ganz ausgeschlossen oder im Keim erstickt, welche durch Freundschaften zwischen jungen Mädchen, in der Regel nicht zu ihrem Heil, hervorgerufen werden. Grazia's höchster Wunsch ging dahin, daß ihre Mutter dereinst mit ihr vereinigt leben werde. Da dieser Fall aber nur nach dem Tode ihres armen Vaters eintreten konnte, so schwieg sie darüber; auch vor sich selbst. Nach Kreuzbronn kam sie wohl öfter, aber nur flüchtig, weil Adrian in ihrer Abwesenheit noch unruhiger als gewöhnlich war. Euphrosyne besuchte selten ihre Tochter, denn Bernhard war in einem Zustand, der jeden Augenblick auf das letzte Erlöschen seines physischen Lebens vorbereitete. Es war entsetzlich, welchen langen zähen Widerstand seine eiserne Organisation der Ueberwucherung des Todes leistete.

So vergingen Jahre. Da kam Emanuel plötzlich mit der Erklärung zu seinen Eltern, die Welt sei ihm ein Gräuel! die Carrieren in derselben nicht minder; — sein Genius breite wieder die Flügel aus, um etwaigen Staub abzuschütteln. Er wolle fortan im Schooß seiner Familie für die Kunst leben.

Man muß gestehen, daß sein Genius beträchtliche Anstrengungen machen mußte, um freie Flügel zu bekommen; — denn sie waren stark bestaubt. Bei seiner Characterschwäche hing er stets in seiner Lebensrich-

tung von den Personen ab, mit denen er eben lebte. Ohne es zu wollen, ja ohne es zu ahnen, ließ er sich durch fremde Meinungen und Ansichten in seinem Denken und Handeln so lange beeinflussen, bis irgend ein Anprall von Außen oder ein innerer Paroxysmus ihn weckte und ihn gleichsam auf einen andern Planeten schleuderte. Hätte er vor Jahren Grazia gewinnen und in die ruhigen, geordneten Bahnen der Häuslichkeit und der Familie einlenken können: so hätte er damit vielleicht den Schwerpunkt gefunden, der ihm fehlte. Vielleicht auch nicht. Bei der unsäglichen Hinfälligkeit unserer Natur darf man ja nie sicher sein, daß ein Mensch seinem besseren Selbst treu bleibe. Aber am wenigsten Sicherheit in dieser Beziehung geben die schwankenden, principienlosen Charactere, denn sie thun nicht blos das Unrecht, welches sie selbst wollen, sondern auch noch das, welches Andere wollen. Emanuel warf sich in den Leichtsinn des Lebens, um sich über Grazia's Verlust zu betäuben — wie er es nannte; denn Arbeit und regelmäßige anstrengende geistige Beschäftigung einer Leidenschaft als Damm entgegen zu setzen, wäre ihm nie eingefallen. Das hielt er von Hause aus für unmöglich. Deshalb war ihm auch seine Carriere höchst gleichgültig. Er schob sie nur immer als Entschuldigung vor, indem er nicht Lust hatte, die Einladungen seiner Eltern anzunehmen und sie in Baden zu besuchen.

Alle zwei Jahre pflegten diese einige Wochen auf ihrem Gut in Schlesien sich aufzuhalten; und diese Zeit brachte Emanuel immer bei ihnen zu. Nach Baden kam er nicht. Mehr seiner selbst als der Welt überdrüssig — obschon sich sein Groll nur gegen diese äußerte — traf ihn das Jahr 1859 und gab ihm den erwünschten Anlaß, mit allen seinen Verhältnissen zu brechen. Am liebsten hätte er den Feldzug Oestreichs gegen Piemont mitgemacht. Dank Preußens Politik der freien Hand, wurde aber ganz Deutschland in der Spannung und Erwartung hingehalten, daß Oestreichs Bundesgenossen nicht würden auf sich warten lassen, da Piemont so schnell den seinen gefunden hatte. Und bis man hierüber enttäuscht wurde, trat der Friede von Villafranca ein. Emanuel mußte seine Kriegslust aufgeben. Dafür aber reiste er nach Italien und betrachtete in der Nähe das schauerliche Spiel, welches die Umsturzpartei hinter der Larve der Nationalität, unter dem Feldgeschrei der Einheit Italiens und durch den Köder der Freiheit für niedrige Leidenschaften — mit dem politischen Blödsinn und der moralischen Erbärmlichkeit der Halbgebildeten und mit den überrumpelten großen Massen treibt. Er hätte nicht nöthig gehabt, Deutschland zu verlassen, um diese gräuliche Comödie zu studiren. Er hätte in Deutschland nur eine geringe Veränderung der Larve und des Feldgeschreies und ganz denselben Köder bei

dem Treiben der Umsturzpartei, auch ganz den politischen Blödsinn und die moralische Erbärmlichkeit der Halbgebildeten gefunden — nur freilich noch nicht so, wie in Italien im vollen Tageslicht und im vollen Flor von Feuer und Blut. Trostlos ging Emanuel nach Italien; trostloser kam er zurück. Er sah nicht in der Tiefe der Ereignisse und im Hintergrund der Erscheinungen die Hand Gottes, welche die Welt umpflügt, um Samenkörner ihr einzupflanzen, die auf ihrer von Selbstsucht vertrockneten Oberfläche nicht gedeihen können und die dennoch zu einer großen herrlichen Ernte heranreifen sollen. Er sah nicht die Stigmaten des Kreuzes an der gekreuzigten Kirche und ihren Stellvertretern und Trägern hervortreten, zum sprechenden Zeichen, daß in diesem Kampf — Christus und folglich eine übernatürliche Siegesgewißheit ist. Er sah nur die Lüge, den Verrath, die Käuflichkeit, die sittliche Verkommenheit, die Gier nach Geld und Genuß; — aber die Vertretung der Wahrheit sah er nicht. So fand er denn nur Gegenstand und Veranlassung zum Haß; aber nichts, aber gar nichts für die Liebe. Und in dieser Stimmung kam er zu seinen Eltern nach Baden.

Da sah er Grazia wieder. Ihr edles Bild hatte sich in seiner Erinnerung verschleiert. Nun stand sie auf einmal vor ihm, und ihm war, als reiche sie ihm einen Spiegel, in dem er sie — und sich

selbst sah. Das war ihm unbehaglich. Welt und Menschen sollten daran Schuld sein, daß er seinen Frieden nicht gefunden; aber nicht er selbst! Das ist ja die trostlose und unsinnige Verkehrtheit, für das Böse, das man thut, etwas Anderes verantwortlich zu machen, als das eigene böse Herz mit seinen bösen Leidenschaften und Neigungen! Es ist das Characteristische der Welt, daß sie von Sünde nichts weiß und durchaus nichts wissen will. Sünde — freiwillige Uebertretung des Willens Gottes — ist ihr unbekannt, sie kennt statt dessen nur Unglück oder Schwäche; zuweilen sogar eine liebenswürdige Schwäche! — und versperrt sich durch diese falsche unwürdige Auffassung den Rettungsweg: Reue, Buße, Bekehrung, Versöhnung mit Gott. Emanuel war ein Schooßkind der Welt: er machte es so, wie er es von ihr gelernt hatte. Es waren aber auch in ihm ursprünglich schöne Anlagen, edle Neigungen, Verständniß für höheres Streben. Es war nur Alles verwirrt und vermengt mit Irdischem, Selbstsüchtigen und Eitlen — und doch ging ein Zug seiner Seele zu Grazia. Nichts Verweichlichtes war in ihr zu finden, nichts Geschminktes, nichts kränklich Angekünsteltes. Aber auch nichts so gewiß Liebliches und Bezauberndes nach Frauenart. Das war ihm gerade recht! Welche Wohlthat, einmal einer Frau zu begegnen, in die sich alltäglich zu verlieben keinem Menschen einfallen wird! seufzte er. Sie nahm ihn

auf mit einem schwesterlichen Herzen und da er mit ihr ernster und vertraulicher sich aussprach, als es sonst seine Gewohnheit war und dabei immer nur die edlen Saiten seines Wesens anklingen ließ: so fand sie plötzlich einen Austausch der Gedanken, ein lebendiges Interesse, ein theilnehmendes Verständniß in der Sphäre ihres innern Lebens, die ihr selbst bis dahin verschlossen gewesen war. Emanuel hatte so viel gesehen, gehört, gelesen — und sie so wenig; er kannte so viel — und sie fast nichts; — daß er dadurch eine Art von Uebergewicht über sie hatte. Allein sie ließ sich nicht dadurch blenden. Den wahren Glauben hat er doch nicht! sprach sie zu sich selbst: O, wenn er ihn fände! bis dahin ist all sein Wissen unvollkommen, ja vielleicht ... unwahr!

Bis zu einer gewissen Stufe der geistigen Erhebung konnte Emanuel ihr wirklich folgen — in Gedanken versteht sich! Daraus schloß sie, daß es auch bei der rechten Veranlassung im Handeln sein werde. Da, wo das Positive des Christenthums mit dem Offenbarungsglauben begann, hörte freilich seine entschiedene Beistimmung auf; allein er folgte ihr dennoch mit seiner Sehnsucht, so daß sich Grazia geistiger Weise mit Emanuel nie einsam, nie auf sich selbst zurückgewiesen fühlte. Nichts thut dem Menschenherzen so wohl, als im unbefangenen traulichen Verkehr hohe Interessen pflegen zu können — und gibt es ein höhe-

res, als Seelen zu gewinnen? Nie dachte Grazia daran, durch persönlichen Einfluß Emanuel von der ewigen Wahrheit zu überzeugen, denn es schien ihr immer, als sei sie höchst unwissend und er höchst unterrichtet; allein sie dachte, Gott könne sie zum Werkzeug brauchen wollen, um Emanuels Willen in den Brennpunkt der göttlichen Gnade zu bringen.

Ja, Eine! die möchte ich lieben! dachte Emanuel; als Grazia vom Glauben sprach. Er dachte an sie, Grazia dachte an Gott.

„Nun Emanuel, werd' ich nichts aus Italien von Dir hören?“ fragte Euphrosyne, als sie Alle nach dem Mittagessen in Gräfin Meerhaims Salon versammelt waren und mit ihnen auch Odo Ursperg, der zuweilen nach Baden kam mit der Hauptabsicht, zu ergründen, ob Adrian ein Testament — und welchen Inhalts — gemacht habe. Zu Grazia's Gunsten? Entsetzlich! Wurde sie Wittwe, vermählte sie sich wieder, so schleppte sie das Ursperg'sche Vermögen in eine fremde Familie. Unaussprechlich quälte ihn diese Vorstellung und die Unmöglichkeit, darüber klar zu werden.

„Nur nichts von Gemälden!“ rief der Graf seinem Sohn zu: „das ist langweilig!“

„Und nichts von revolutionären Wühlereien,“ setzte die Gräfin hinzu: „das ist empörend!“

„Und nichts von der französischen Occupation,“ sagte Grazia: „das ist traurig.“

„Und Odo wird sagen: Nur nichts von Aufhebung der Klöster; — das ist herzzerreißend!“ sagte Emanuel boshaft.

„Also Deine Eindrücke! .... Kleine Bilder, lieber Emanuel!“ rief Euphrosyne.

„Kleine Bilder .... wohlan! ich bin so eine Art von Guckkastenmann. Schaut auf! — Stiller, süßer italienischer Mondscheinabend zu Ende Octobers. Eine Weiche der Luft — wie Sammt, und eine Transparenz der Atmosphäre — wie Cristall. Es ist neun Uhr. Ich komme eben von dem brutalen unruhigen Livorno an, nehme gleich am Eisenbahnhof einen Cicerone und sage: zum Dom! — während mein Diener mit dem Gepäck nach dem Gasthof abzieht. Denn, wenn Ihr meint, ich reiste ohne Bagage und ohne Diener: so irrt Ihr heftig. Das überlasse ich den Handwerksburschen. Zum Dom also. Wir gehen und gehen, in die Stadt, durch die Stadt, aus der Stadt. Sie ist eigenthümlich still und einsam, ohne das Treiben, das gewöhnlich in italienischen Städten Abends auf den Straßen beginnt. Plötzlich bin ich wie auf freiem Felde und vor mir liegen vier Gebäude von weißem Marmor, welche diesen Platz zu einem der interessantesten in Italien — und folglich in der ganzen Welt machen. Denn dies ist der Dom, der

Campanile, die Taufcapelle und das Campo santo zu Pisa. Der ernste Dom mit der mächtig gewölbten Kuppel — und der Glockenthurm, der von neun Reihen säulengetragener Arcaden, deren Umfang aufwärts steigend sich mindert, gebildet wird — und die Taufcapelle, die rund und zierlich wie ein schöner Deckel über ein weites Taufbecken gesetzt zu sein scheint — und das Campo santo, diese Begräbnißstätte, deren Boden aus mehreren Schiffsladungen Erde aus dem heiligen Lande besteht, und die von einem Bogengang umgeben ist, an dessen Hinterwand sich Fresken der altflorentinischen Meister befinden: diese vier Gebäude bilden zusammen ein so wundersam tiefsinniges Ganze, einen so vollkommenen Ausdruck für das höhere Leben eines Menschen, eines Volkes, daß mich diese Lapidar-Poesie wie ein großes Epos ergriff — und dies Epos nannte ich: die Menschheit im Schutz der Kirche. Im Baptisterium nahm sie den Täufling in den Bund ihrer Kinder auf. Im Dom feierten der Jüngling und der Mann Freudenfeste, Dankesfeste, Feste des Hauses, Feste des Vaterlandes — und die Glockenstimme des Campanile verkündete diese Feste, die zugleich dem Himmel und der Erde angehörten, weithin unter dem Himmel und über die Erde. Aber wenn sie dumpf und traurig klang — dann deckte die heilige Erde des Campo santo den Sarg des Greises zu und im Schatten von Andrea Orgagnas göttlich majestätischem

Weltgericht ging er seinem Richter entgegen. Was braucht der Mensch mehr, um glücklich zu leben und friedlich zu sterben? — — So! da habt Ihr ein Bild und einen Eindruck."

„Der Eindruck war gut, Emanuel!" rief Grazia.

„Ich wußte nichts von Deinem Uebertritt zum Katholicismus," sagte Odo spitz.

„O, ich bin nicht katholisch," erwiderte Emanuel ruhig: „ich spreche durchaus objectiv."

„Objectiv! nun dann möchte ich wissen, wie die eingefleischteste katholische Auffassung sich katholisch subjectiver ausdrücken könnte."

„Das kümmert mich nicht," versetzte Emanuel höchst gelassen: „man hat Bilder und Eindrücke von mir verlangt und ich gab ein Bild und einen Eindruck."

„Noch eines, Emanuel!" sagten die Damen.

„Halt! halt!" rief Graf Meerhaim, „ich muß erst wissen, wie der schiefe Thurm in Pisa aussieht."

„Wunderschön!" erwiderte Emanuel: „denn dieser Campanile von weißem Marmor, durch dessen gewundene aufsteigende Bogengänge das Mondlicht scheint und der sich in dem blauen Himmel badet, ist eben auch der famose schiefe Thurm. Und ich muß zur Ehre der Wahrheit bekennen, daß er mich freilich gar nicht erschreckt hat, daß er mir aber noch besser gefallen würde, wenn er nicht nach einer Seite hinge.

Thürme und Menschen müssen nach meinem Geschmack gerade sein."

„Das ist ein guter Geschmack," sagte befriedigt der Graf, während die Gräfin ungeduldig rief:

„Ein Bild! ein Bild — Emanuel!"

„Also abermals aufgeschaut, meine Damen und Herren! — Ein zweites Bild: Hochamt in der Sixtinischen Kapelle; Sonntagmorgen; der Papst assistirt auf seinem Throne sitzend; alle Cardinäle sind gegenwärtig. Daß der Papa nichts von Gemälden hören will, ist mir höchst angenehm; denn sonst hätte ich alle Fresken der Kapelle beschreiben müssen. Jetzt begnüge ich mich zu sagen: sie sind ergraut, buchstäblich! Der Anhauch von drei Jahrhunderten, der Rauch der Kerzen und der Qualm der Menschenmenge in einem, vergleichsweise, engen Raum, haben Decke und Wände mit einem schwärzlich grauen Ton überzogen, der mir einen frostigen Eindruck machte. Desto mehr betrachtete ich mir den Greis, den die katholische Christenheit den heiligen Vater nennt. Wenn Heiligkeit — ruhen in Gott ist, so ist diese Benennung bei Pius IX. unsäglich bezeichnend. Es liegt ein Wohlwollen, ein Friede, eine Klarheit auf seinem Antlitz, als wandle er mit inniger Zufriedenheit auf lauter Rosen; — doch keineswegs wie ein schwärmerischer Träumer! Nein! er hat den feinen klugen Blick eines verständnißvollen italienischen Auges, welches sich von einem deutschen

Auge dadurch scharf unterscheidet, daß es mehr wissend als denkend aussieht; — und um seinen Mund liegt ein lächelnder Zug, der Freude an harmlosem Scherz verräth. Lauterste Frömmigkeit, tiefste Andacht sind der Goldgrund dieser erhabenen und wohlthuenden Gestalt und treten bei kirchlichen Functionen in einfacher Würde hervor. Besonders wenn er den Segen ertheilt, sieht er demüthig wie ein Heiliger und liebevoll wie ein Vater aus. Ich war in seinen Anblick verloren und ganz verblüfft — erstens, daß es einen solchen Mann auf Erden gibt; zweitens, daß er auf einem Thron sitzt. Das brachte mir einen ungeheuer hohen Begriff von dem katholischen Priester und von dem Stuhl Petri bei.

Da ich den Inhalt eines Hochamtes nicht kenne, so hatte ich keine Aufmerksamkeit dafür. Aber auf einmal fuhr ich fast erschreckt zusammen, denn der Priester am Altar hatte „Credo“ angestimmt, der Chor der Sänger sang weiter und zu gleicher Zeit nahm der Papst mit allen Cardinälen und Geistlichen dies Wort auf und sie sprachen mit einem Tone und einer Stimme Etwas, das ich nicht verstand, den Worten nach, und das mir doch ungeheuer imposant vorkam. Neben mir stand ein Pole, der sein schönes, blitzendes Auge nicht von seinem Gebetbuch aufschlug.

„Was bedeutet dies?“ fragte ich ihn leise.

Er gab mir schweigend sein Gebetbuch und deutete

mit dem Finger auf die Stelle, die ich lesen sollte. Ich las: „Credo in unum Deum" — es war das Glaubensbekenntniß der katholischen Kirche. Ich sah mir die Männer an, die es einstimmig und zugleich im Namen vieler Millionen ablegten; — lauter Männer über die Mitte des Lebens hinaus, meistens ergraut im Dienst der Kirche; — Alle wissend und kennend die Welt und die Zeit und ihre Trübsal; und Alle einstehend wie ein Mann für einen Glauben — und für eine Wahrheit und ein Recht, die aus ihm entspringen und auf ihm beruhen. Das war unerhört majestätisch! und um so mehr, als dieser Glaube gehaßt, diese Wahrheit geläugnet, dieses Recht unterdrückt wird von den desorganisirenden Kräften, die jetzt in der Welt obenauf sind, das große Wort führen, Europa's Großmächte in Schach halten — und wogegen diese Männer wehrlos sind. Und wiederum dachte ich: Wer dies Credo aus tiefster Seele laut bekennen kann, was braucht er mehr, um glücklich zu leben und friedlich zu sterben. So: da ist Bild und Eindruck."

„Höchst sonderbar — all Deine hyperkatholischen Anschauungen!" brach Odo aus.

„Aber, bester Odo," entgegnete Emanuel unbeschreiblich gelassen, „ich spreche ja nicht von Lappland, sondern von Italien — und der Ruhepfeiler von Italiens Größe, Schönheit und Glanz ist die katho-

lische Kirche. Ich fasse sie historisch auf, ganz unparteiisch, ganz objectiv, ganz leidenschaftslos. Wie sollte ich denn auf den Einfall kommen, sie mit einer lappländischen — oder wenn Du lieber willst . . . freimaurerischen Anschauungsweise zu betrachten. Wäre das nicht äußerst subjectiv? . . . kleinlich, und windschief dazu?"

„Ziehen Sie nur gegen Emanuel zu Felde, Odo!" rief Graf Meerhaim: „ich bin halb und halb ein Britischer und habe immer dafür gehalten, daß der Papst der Antichrist sei. Nun kommt Emanuel und macht mich confus."

„Die gescheutesten Männer haben erklärt — namentlich wenn sie aus Rom kamen, der Kirchenstaat bedürfe der Reformen," sagte Odo.

„Es ist nicht der Mühe werth, ein gescheuter Mann zu sein, wenn man eine solche Trivialität zum Besten geben will," sagte Emanuel mit verbindlichem Lächeln zu Odo: „wo menschliche Verhältnisse sind, braucht man im Lauf der Zeit Reformen."

„Und sehr oft werden diese Reformen weit mehr von unruhigen Köpfen und Ehrgeizigen, als von den Verständigen begehrt. Das weiß man in England!" sagte der Graf.

„Ach Gott!" seufzte die Gräfin, „wenn Ihr Euch darauf verlegt, England und den Kirchenstaat zu reformiren — wo bleiben dann Emanuels Bilder?"

„Aufgeschaut, meine Damen und Herren!“ rief Emanuel: „ein drittes Bild. Felsenwüste im Sabinergebirg, unfern der neapolitanischen Grenze. Tief unten rauscht der Teverone. Hoch oben schießen scharfe Felsenspitzen von gelblichem Kalkstein wie Kegel und Pyramiden kühn gen Himmel. In der Mitte am steilen Abhang — eine Mosaik von Felsengrotten, von Baulichkeiten aus Menschenhand, von kleinen Plateau's und schmalen Wegen, die der Felsenwand abgewonnen, in Gärtchen und Höfchen verwandelt sind. Das Ganze — eine Agglomeration von Capellen, Hallen, Zellen, Terrassen, Treppen, Gängen, die über und unter, innerhalb und außerhalb der Felsen zusammenhängen und das berühmte Kloster Sacro Specco bei Subiaco bilden. Dies ist die Wiege des Benedictinerordens, der Europa civilisirt hat. In einer dieser Höhlen lebte fern von allem Verkehr mit Welt und Menschen drei Jahre lang der merkwürdige Jüngling St. Benedict, Stifter des Ordens — und diese heilige Grotte hat dem späteren Kloster den Namen gegeben. Ich war nur wegen der berühmten Naturschönheit des Sabinergebirges nach Subiaco gegangen, fand aber im Gasthof denselben Polen, der mir in der Sixtinischen Kapelle sein Gebetbuch gab, und der mit mehreren seiner Landsleute Empfehlungen an den Abt hatte. Er schlug mir vor, mit ihnen die beiden Klöster Santa Scolastica und Sacro Specco zu besuchen. Ich

erwiderte ihm, er werde wohl bemerkt haben, daß ich nicht Katholik sei. Verbindlich entgegnete er, er habe nur mein Interesse für den katholischen Ritus bemerkt. Ich schloß mich also diesen Herren an — und so bin ich nach Sacro Specco gekommen. Es war im Februar, scharfe Luft, dämmernde Frühe, als wir von Subiaco aufbrachen. Die zarte Mondessichel des letzten Viertels glitt an der lichtblauen Himmelskuppel zum Horizont herab, während wir etwa eine Stunde marschirten und an St. Scolastica vorübergehend, zu Sacro Specco hinaufstiegen. Wir wurden sogleich in das Grottenlabyrinth eingeführt, und da meine Begleiter eine Messe zu hören wünschten, in eine tiefdunkle Kapelle, die nur durch die Kerzen des Altars beleuchtet wurde. Ich blieb mir selbst überlassen; Niemand bekümmerte sich um mich; Niemand gab mir zu verstehen, daß ich dies oder jenes mitzumachen habe. Das gefiel mir. Ich blieb also in der Kapelle hinter meinen Polen, die alle vier, so lange die Messe dauerte, mit unbeschreiblicher Andacht und Sammlung auf dem Steinboden knieten. Darüber verspürte ich eine Art von wehmüthigem Neid. Was muß das für eine Wonne sein, dachte ich, etwas Anderes anzubeten — als sich selbst! wo kein Gottesdienst ist, tritt Fetischdienst ein . . . und kein Idol ist uns so nah und so unsäglich angenehm, als unser liebes Ich. Aber ach! es treten leider Momente ein, wo die Selbstanbetung auch

dem besten Willen nicht gelingt. Was hat man dann — wenn man nicht einen überweltlichen persönlichen Gott hat? — Da war es, als ob die Stille, die Einsamkeit, die Nacht und das Geheimniß, welches am Altar vorging, einen feierlichen Chor wach gerufen hätte, so langsam und tief, so ruhend in der Betrachtung, so ehrfurchtsvoll bewußt stimmten die Mönche in einer andern Kapelle ihre Horen an und beteten die Prim. Nie habe ich die Nichtigkeit von Allem, was Zeit und zeitlich ist, so tief empfunden, als bei dem Chorgebet dieser Mönche. Es rollte dahin, wie über der Zeit, ohne Anfang, ohne Ende, denn von den vierundzwanzig Stunden des Tages füllt es sieben aus, so daß es sich wie ein wohlgeordnetes, rastloses Planetensystem fort und fort um eine geistige Sonne mit majestätischer Würde bewegt. Wie ein edles, ehrwürdiges Geschäft, wie eine heilige Aufgabe wird es behandelt und mit aller Würde dargebracht, welche einem frommen Opfer geziemt. Denn es ist ein Opfer der Gedanken, der Herzen, der Geister — und soll ein Sühnopfer sein für die Gedanken, die Herzen und die Geister, welche sich nie zum Himmlischen erschwingen. — Bild und Eindruck! — basta."

„Zu wenig Bild und zu viel Eindruck!" sagte Euphrosyne lächelnd.

„Bravo, meine Tochter! das sag' ich auch!" rief Graf Meerhaim.

„Nicht doch!“ sagte die Gräfin: „mir ist es und gibt es ein höchst anschauliches Bild! ich meine auf altdeutschen und altitalienischen Gemälden jene Engel in der himmlischen Glorie zu sehen, die so ungeheuer ernsthaft und andächtig singen und musiciren.“

„Und damit setzen ohne Zweifel diese Engel im Benedictinerhabit Europa's Civilisation fort?“ fragte Odo empört.

„O nein,“ entgegnete Emanuel immer sehr gelassen, wenn er Odo geärgert hatte; „nein! damit fangen sie dieselbe wieder an. Und um Dir vollends zu beweisen, daß sie auf der Höhe des Jahrhunderts sind, setze ich hinzu, daß sie in Santa Scolastica ihre Studien machen und eine Erziehungsanstalt haben, in welcher sich junge Leute aus allen Ländern des katholischen Europa's befinden. In Sacro Specco ist ihre Hochschule der Ascese.“

„Prophezeihen Sie nicht Ihrem Sohn, daß er katholisch werden wird?“ fragte Odo entrüstet den Grafen.

„Wenn ich mich darüber ärgern würde, so wäre das begreiflich. Warum aber Sie, — das verstehe ich nicht!“ sagte der Graf. „Was nun Emanuel betrifft, so gilt für ihn ein Sprichwort, das freilich nach all den italienischen Bildern sehr gewöhnlich deutsch klingt: Es wird nicht so heiß gegessen wie gekocht.“

Emanuel lachte. Grazia konnte nicht anders als in der Stille ihren Großvater etwas trivial zu finden. Zu ihrer Mutter sagte sie später:

„Wie nah ist Emanuel der ewigen Wahrheit!"

„Das scheint mir nicht!" erwiderte Euphrosyne: „er faßt ihre poetische Seite mit der Phantasie und dem Gefühl auf .... und das thut ihm wohl. Er fällt in Enthusiasmus für Alles, was ihm schön erscheint und was ihn anregt, denn er hat ein leeres Herz, der arme Emanuel! Aber nahe aus Ueberzeugung ist er der Wahrheit nicht."

Zum ersten Mal in ihrem Leben glaubte Grazia ihrer Mutter nicht.

Stella hatte während des ganzen Abends nur zugehört, nur beobachtet. Ist er so begeistert katholisch gesinnt — oder spricht er nur so .... vor ihr? — Diese Frage hatte für sie ein ganz anderes Interesse, als die sämmtlichen Schilderungen aus Italien, welche Stella nur deßhalb beachtete, weil Emanuel sie machte. Stella war eine Kunstpflanze, herangezogen auf künstlichem Erdreich; und deßhalb stand sie in Gedanken und Wünschen, Verlangen und Interessen schon ganz in der Treibhaus-Atmosphäre der Welt wie in einer heimischen Luft.

In der Frühe des nächsten Morgens kehrte Euphrosyne nach Kreuzbronn zurück. Alle lebten ihr gewohntes Leben fort.

Spieler.

„Aber, Frau Hellmig, da haben Sie ja eine unbehagliche Gesellschaft im Hause!“ sagte eine Niederbronner Schwester, am Krankenbett eines jungen Mädchens sitzend, zu dessen Mutter, die sich in weitläufige Klagen über häusliche Sorgen ergossen hatte.

„Ja freilich!“ erwiderte Frau Hellmig: „aber Gott allein kennt die Leute, wenn sie kommen und Wohnung verlangen. Unsereins ist auf das Vermiethen angewiesen, Schwester, und lebt davon — mühselig genug in schweren Zeiten, wie Krankenlager und unversorgte Kinder sie immer mit sich bringen — von dem betrübten Wittwenstand gar nicht zu reden.“

„Ein heiliger Wittwenstand ist sehr gottgefällig, Frau Hellmig,“ sagte die Schwester ruhig.

„Ein heiliger Ehestand ist es auch,“ erwiderte Frau Hellmig unverzagt, „und ich werde mein Lebtag' nicht aufhören, meinen braven Mann zu beweinen, der weit besser, als ich, mit den Miethleuten fertig werden

konnte. Denn nie wurde er ärgerlich und zornig, während mir bei all dem Verdruß, den man mit ihnen hat, recht leicht die Galle überläuft. Doch kann ich über die im ersten Stock nicht klagen, sind ordentlich, häuslich, pünktlich im Bezahlen. Auch der zweite Stock ist jetzt gut besetzt. Allein die Dachstubenleute sind nicht, wie sie sein sollten. Ich weiß gar nicht, wie und wo sie frühstücken! von mir lassen sie sich weder Kaffee noch Thee besorgen... wie das doch üblich ist. Dann dies späte Zuhausekommen! Nacht für Nacht muß man die Hausthür aufschließen!... ja, fast immer zweimal, da sie nicht miteinander heimzukehren pflegen. Und während der erste und zweite Stock pünktlich jeden Samstag seine Mieth≈ und Wochenrechnung zahlt, sind die da oben immer im Rückstand und in der Unregelmäßigkeit. Hätte ich doch nicht die Höflichkeit gehabt, ihnen die Dachstuben anzubieten, als ich ihnen den zweiten Stock nahm! Ich dachte, sie würden den Vorschlag zurückweisen, da die Stübchen sehr gering sind. Doch keinesweges! Beide sagten, das sei ihnen gerade recht, da sie weiter nichts als zwei Schlafkämmerchen nöthig hätten — und so behielt ich sie wider meinen Willen auf dem Halse... und nach wie vor wird das bischen Miethzins nicht entrichtet."

„Sie sollten im Grunde Gott dafür danken, Frau Hellmig," sagte Schwester Benigna; „denn Geld im Spiel gewonnen, ist Blut≈ und Sündengeld."

„So?... Nun dann will ich auch meine Dachstuben frei haben!“ rief Frau Hellmig entrüstet über diese erhabene Zumuthung und klopfte rachgierig mit ihren von harter Arbeit gekrümmten Fingern vor Schwester Benigne auf den Tisch.

„Wo stecken Sie denn, Frau Hellmig! ich habe ja zweimal angepocht!“ sagte eine kecke Stimme und Tristan stand mitten im Zimmer.

„Jesus Maria! was wollen Sie?... hier ist eine schwer Kranke!“ rief Frau Hellmig erzürnt.

„Dies auf Abschlag für unsere Prunkgemächer zahlen!“ entgegnete Tristan, warf ein Zwanzigfrankenstück auf den Tisch und verschwand wie ein Wirbelwind.

„Ah!... das ist doch Etwas,“ sagte Frau Hellwig besänftigt und brachte ihr Goldstück in Sicherheit.

„Wie heißt der junge Mann?“ fragte die Schwester.

„Er hat keinen Christennamen, Schwester; — er heißt Tristan Saint-Clair...“

„Tristan!“ rief Schwester Benigne. „Mein Gott! der Sohn meines armen Bruders Wilhelm hieß auch Tristan!“

„Der Sohn Ihres Bruders mag immerhin Tristan geheißen haben,“ sagte Frau Hellmig belehrend; „allein ein Tristan Sinkler ist etwas Anderes als ein Tristan Saint-Clair.“

„Gewiß, Frau Hellmig! aber mir war, als fände

ich bekannte Züge in seinem Gesicht — etwas von meinem Bruder und etwas von meiner Schwägerin.... und nun dieser Name, den man so selten hört! — Allein es gibt ja viele Millionen Menschen auf der Welt! da kann es auch Aehnlichkeiten unter ihnen geben."

Schwester Benigna stand auf.

„Nun, Schwester, wie finden Sie mein armes Kind?" fragte Frau Hellwig leise und ängstlich.

„Es ist in einem ähnlichen Zustand, wie die Frau Marquise," sagte die Schwester ausweichend.

„Ach, eine schlimme Antwort, das!" seufzte Frau Hellmig: „Sie sagten ja, die Aerzte hätten die Frau Marquise aufgegeben."

„Der liebe Gott kann immer noch seine Wunder thun... wenn es ihm gefällt."

„Das wohl, Schwester! Allein ich glaube, die Welt gefällt ihm so schlecht in unsern Tagen, daß er keine Wunder für sie thun mag."

„Nun dann schenkt er uns Ergebung in seinen heiligen Willen... und das ist bei unsern verstockten Herzen auch eine Art von Wunder."

„Aber wie unhöflich bin ich!... Darf ich Ihnen nicht ein Schälchen Kaffee anbieten?" rief Frau Hellmig, die nicht sowohl unhöflich als äußerst sparsam war und den Vorschlag machte, als die Schwester aufbrach.

„Ich danke Ihnen! Wir genießen nur zu bestimmten Stunden — und nie in fremden Häusern etwas.“

„O ja! in fremden Häusern!“ rief Frau Hellmig höchst erbaut von dieser Ordensregel: „aber dies Haus ist ja kein fremdes für Sie. Haben wir uns bis jetzt nicht gekannt, so sind wir doch blutsverwandt — da unsere Mütter Schwestern waren. Nun, halten Sie es wie Sie wollen mit dem Kaffee;... aber schenken Sie mir bald wieder Ihren werthen Besuch, Schwester Benigna.“

Seit vielen Jahren gehörte Salome Sinkler zur frommen Genossenschaft der Töchter des göttlichen Erlösers, die zu Niederbronn im Elsaß ihr Mutterhaus hat und sich der Krankenpflege widmet. Als Pflegerin einer sehr frommen jungen Frau, die an der Nervenzehrung dahinsiechte, war sie jetzt nach Baden gekommen, wo sie ihre Verwandte, die Frau Hellmig, hauptsächlich deshalb sogleich besucht hatte, weil deren älteste Tochter hoffnungslos krank, gelähmt und in einem elenden Zustand war. Vielleicht konnte sie da einen Dienst leisten oder einen Rath geben oder dem jungen Mädchen zu einem seligen Sterbstündlein verhelfen — und zu allen diesen Dingen war die gute Schwester Benigna, wie Salome mit ihrem Klosternamen hieß, immer bereit. Die Regel verpflichtete und das Herz stimmte sie dazu. Sie war immer dieselbe einfache,

wohlwollende, fromme Seele, die sie vor zwanzig Jahren gewesen war und Richenza würde sich vielleicht jetzt leichter mit ihr ausgesöhnt haben, denn sie hieß nicht mehr so plebejisch „das Sälmele" — und hatte auch in Folge des klösterlichen Anstandes die plebejische Gewohnheit abgelegt, die Leute mit dem Elbogen anzustoßen, um sie auf irgend etwas aufmerksam zu machen. So waren beide Schwägerinnen, ohne es zu ahnen, nah bei einander und doch so fern wie vom Nord- zum Südpol. Die Eine fand ihr Heil und ihren Frieden im unscheinbaren Opferleben; die Andere verlor Beides durch die trostloseste, unfruchtbarste aller Leidenschaften.

Richenza spielte fort, theils unglücklich, theils unsinnig; denn wenn sie einen etwas bedeutenderen Gewinn gemacht hatte, verfiel sie sogleich in ihren Speculationsschwindel: sie setzte die ganze Summe so, daß ein glänzender Gewinn möglich war, aber die Chance des Verlustes natürlich nahe lag. Dann verlor sie, behielt zuweilen nur ein paar Gulden übrig und legte sie angsthaft bei Seite — nicht um ein Mittagessen bezahlen, sondern um am nächsten Morgen weiter spielen zu können.

Stella, als eine ächte Evastochter, war sehr neugierig und wünschte lebhaft, einmal in den Spielsaal zu gehen. Gräfin Meerhaim fand aber, daß dies durchaus nicht zum guten Ton gehöre und ging nicht darauf

ein. Da wußte Stella den Grafen heimlich für ihren brennenden Wunsch zu gewinnen. Eines Abends, als die Gräfin mit Grazia Besuche zu machen hatte und Emanuel bei einer großen Landpartie war, fuhr der Graf mit Stella nach dem Gesellschaftshause und führte sie in den Spielsaal.

„Wollen Sie einmal Ihr Glück in Roulette versuchen?“ fragte der Graf.

„Ach wie gern!“ rief Stella.

Sie drängten sich durch den dichten Menschenring, der den Roulettetisch umgab, bis in die erste Reihe vor und der Graf sagte zu Stella:

„So! hier ist ein guter Platz! hier können Sie das Spiel betrachten und Sich überzeugen, daß es nicht so enorm anziehend ist, wie Ihr kleiner Kopf sich das einbildet.“

Ein Stuhl wurde frei; Graf Meerhaim setzte sich und warf ein paar Gulden auf den grünen Teppich. Stella stand neben ihm und sah zu. Anfangs dem Spiel. — „Faites votre jeu.“ — „Le jeu est fait.“ — „Rien ne va plus.“ — Maschinenmäßig, tonlos, sprach der Bankhalter diese Worte der Einleitung. Dann rollte die kleine weiße Kugel, die Gewinn und Verlust brachte, je nachdem sie fiel; und ebenfalls mit maschinenmäßiger Ruhe warfen die Croupiers das gewonnene Geld aus und strichen das verlorene ein, während der Bankhalter schon wieder sprach: „Faites

votre jeu.“ — Bald aber wendete Stella ihre Aufmerksamkeit den Spielern zu.

„Mein Gott! welche starre, abgestumpfte Physiognomien — der Bankhalter und die Croupiers!“ flüsterte sie dem Grafen zu.

„Das will ich meinen!“ versetzte der Graf: „die Leute sind innerlich ausgebrannt und äußerlich ruinirtes Gemäuer!“

Es entstand eine Bewegung um den Tisch.

„Mais, mon ami!“ rief beinahe kreischend eine junge, sehr elegante Dame mit einem reizenden Hütchen auf schönen schwarzen Locken.

„Sehen Sie, Stella! eine Familienscene!“ sagte der Graf. „Die Frau ist siebenundzwanzig Jahr alt, steinreich, russische Fürstin, Mutter von drei Kindern — und verspielt ihr und ihres Mannes Vermögen. Sehen Sie — eben führt der Fürst sie fort... fast mit Gewalt. Zuweilen verschwindet sie aus ihrem Hause; Dienerschaft, Kinder, Alle suchen sie. Der arme Fürst geht aber schnurstracks in den Spielsaal; da ist er sicher, sie zu finden.“

Niemand hatte sich durch diesen Zwischenfall stören lassen. Was bekümmerten sich Spieler um eine verwüstete Ehe mehr oder weniger. Stella's Blick fiel auf einen bejahrten Mann mit spärlichem grauen Haar, das an seinen durchfurchten Wangen niederhing und der mit Augen voll namenloser Verzweiflung seinem

Geldhäuflein nachstierte, welches der Croupier eben für die Bank einzog. Der alte Mann erhob sich; er bebte vom Kopf bis zu den Füßen und fuhr besinnungslos mit beiden Händen in sein graues Haar. Dann rang sich ein dumpfes, stöhnendes Oh! rauh aus seiner Brust; er wich zurück und fiel taumelnd auf ein Sopha — ein Schiffbrüchiger, der im Strudel des Meeres versank.

Neben ihm saß ein junger Mensch, dessen Augen wie Kohlen glühten, während krampfhafte Spannung seinen Mund verzog und seine Gesichtsfarbe zwischen brennendem Roth und Aschgrau wechselte. Man sah ihm an, daß er ein Neuling und aus Unbesonnenheit in eine fürchterliche Gefahr gerathen war, daß er sich retten, daß er durchaus sein Geld wiedergewinnen wollte. Aber er gewann nicht. Er verlor Schlag auf Schlag. Zuletzt hatte er nur noch einen Gulden zu setzen, den niedrigsten Satz, den die Bank in Baden-Baden annimmt. Er verlor ihn. Nun konnte er gehen. Aber wohin! Wohin? Was nun? so schien die Todesangst in seinem Blick zu fragen, während die Lippen ein gewisses leichtsinniges Lächeln zu erzwingen suchten, wie man das wohl thut, wenn man vor den Menschen verbergen möchte, daß man grenzenlos elend ist. Er hätte das aber nicht nöthig gehabt, denn Niemand beachtete ihn, außer Stella.

Ihr war unheimlich zu Muth zwischen all den Unglücksbildern. Sie wendete sich nach der andern Seite

des länglichen Roulette-Tisches. Da zitterte ihr Herz und eine brennende Hitze überflog ihr Antlitz: sie hatte ihre Mutter erkannt — ihre Mutter unter den Spielern! — Also deshalb das Geheimniß! deshalb die Vorsicht! Es war, als erleuchte ein Blitz sie über die jammervolle Leidenschaft ihrer Mutter.

„Wollen Sie nicht noch einmal setzen, Stella?“ fragte sorglos Graf Meerhaim.

„Nein, ich danke, Herr Graf!“ antwortete sie beklommen: „und wenn ich bitten darf, so gehen wir.“

„Aber zuvor müssen Sie einen Blick auf das Rouge et Noir werfen,“ sagte er, nahm ihren Arm und führte sie an den andern Tisch.

Stella's Blick fiel aber nicht auf das Spiel, sondern auf Tristan, der mit der Ungezwungenheit eines gewiegten Spielers ohne alle fieberhafte Aufregung sein Rouge verfolgte. Eben verlor er; doch das störte nicht im mindesten seine Zuversicht. Er schlug eben seine Augen von den Karten auf, erkannte sogleich seine Schwester, grüßte sie über den Tisch herüber mit kecker Vertraulichkeit, stand plötzlich neben ihr und begrüßte den Grafen zu dessen höchstem Erstaunen mit den Worten:

„Herr Graf von Meerhaim, nicht wahr? — ich habe die Ehre, Ihren Herrn Sohn, Graf Emanuel, seit Jahren zu kennen und erlaube mir daher, mich Ihnen vorzustellen als Tristan Saint-Clair, quasi

Bruder von Fräulein Stella, die durch meine Vermittlung das Glück hat, in Ihrem Hause zu sein."

„So, so! sehr erfreut... sehr gütig," sagte der Graf befremdet durch diese anmaßende Selbstvorstellung und Tristans ganze Erscheinung, die augenscheinlich ein Gepräge von Verkommenheit trug.

„Du befindest Dich wie der Vogel im Hanfsamen, nicht wahr, Schwesterchen?" sagte Tristan ganz unbefangen zu Stella: „da ich das eben jetzt nicht von mir behaupten kann..." — —

„Mein Herr!" unterbrach ihn Graf Meerhaim streng, „mit solchen Anliegen belästigt man junge Damen nicht. Da Sie ohne Hut und Handschuh sich befinden, so schließe ich daraus, daß Sie hier zu Hause sind — und deshalb wollen wir Sie in Ihrer Beschäftigung nicht länger stören."

Er grüßte kalt und höflich und entfernte sich mit der entsetzten Stella, während sich Tristan auf dem Absatz umkehrte, „Alter hochnasiger Graukopf" murmelte und sich zum Roulette-Tisch begab, wo er seiner Mutter so lange seine Bitten in's Ohr flüsterte, bis sie sich entschloß, ihre Baarschaft mit ihm zu theilen.

Kaum im Wagen, brach Stella in Thränen aus. Nach zweijähriger Trennung fand sie Mutter und Bruder unerwartet so wieder und auf dem Spielgewinn beruhten also die glänzenden Hoffnungen, welche der letzte Brief der Mutter ausgesprochen hatte! Dazu

Tristans freches Benehmen! Stella fühlte sich tödtlich beschämt, gekränkt, betrübt, gedemüthigt — und nicht um die Welt hätte sie verrathen mögen, daß sie Mutter und Bruder im Spielsaal gefunden. Doch andererseits, nachdem sie sich von ihrer schrecklichen Ueberraschung etwas erholt hatte, war es ihr nicht unlieb, den Schlüssel zum Leben ihrer Mutter gefunden zu haben. Daß dieser Schlüssel nur ein Fach öffnete und daß noch verschiedene verborgen blieben, konnte sie nicht ahnen.

Graf Meerhaim sagte wohlwollend aber entschieden:

„Fräulein Stella, ich erkläre Ihnen, daß Sie gar nichts Besseres thun können, als mit Ihrem quasi-Bruder, Vetter, oder was er sei! gründlich zu brechen, denn das ist ein kecker, leichtsinniger Patron.“

„Ach, wie hat er sich verändert!“ seufzte Stella: „wie talentvoll war er! wie interessant sah er aus!“

„Ja, gerade die werden die schlimmsten, wenn sie nicht gut werden. Sie haben das Zeug dazu, um Tüchtiges zu leisten; legen sie sich aber damit auf die verkehrte Seite, so werden sie tüchtig verkehrt. Aber grämen Sie Sich nicht um den kleinen Taugenichts! Vielleicht bessert ihn die Erfahrung.“

Als Gräfin Meerhaim nach Hause kam, legte Stella ihr in so allerliebster Weise ihr Mea culpa vor und beschrieb so lebendig die russische Fürstin, den Greis,

den jungen unglücklichen Menschen, daß sich die Gräfin sehr an dieser Beobachtungsgabe ergötzte und um so bereitwilliger die kleine Ausschreitung verzieh, als Stella versicherte, sie sei für immer von ihrer Neugier geheilt. Der Begegnung mit Tristan erwähnte sie nicht; so daß sich der Graf im Stillen höchlichst über den Tact des jungen Mädchens verwunderte. Wie sehr wäre seine Verwunderung gestiegen, wenn er geahnt hätte, welche Entdeckung Stella auch ihm verschweige!

Richenza hatte ihre Tochter und ihren Vater sogleich am Roulettetisch bemerkt und wie Schlangen, die sich in einander wickeln und wimmeln, hatten die widersprechendsten Empfindungen ihr Herz bewegt. Welche Demüthigung, welche Kränkung für eine Tochter und Mutter lag darin, auf diese Weise ihrem Vater und ihrem Kinde gegenüber zu stehen! Welch ein grollender Trotz gegen den Vater, der sie so ganz vergessen konnte, rang mit der unwillkürlichen Selbstverurtheilung, die in der furchtbaren Angst lag, Stella werde sich nicht beherrschen können, werde kommen und sich in ihre Arme werfen! Welche Beschämung, von dem jungen Mädchen in ihrer wahren Gestalt, als eine armselige Spielerin entdeckt zu sehen. Ach! und welcher schneidende Schmerz, als Stella's Selbstbeherrschung den Ausbruch kindlicher Zärtlichkeit überwog und als die unglückliche Mutter ihr Kind vor ihr

sich flüchten sah. Und doch war in der schrecklichen Begegnung ein Trost: Richenza sah Stella an der Seite ihres Großvaters — und augenscheinlich war er sehr freundlich gegen sie. Richenza folgte Beiden mit verstohlenem Blick, und als sie den Saal verließen, fiel ihr eine schwere Last von der Brust — während die Last, die sie an sich selbst zu schleppen hatte, immer schwerer wurde, sie immer mehr krümmte und zu Boden drückte, denn diese Last war ihr eigenes, an die Leidenschaft gefesseltes Herz.

Die Hausthür wurde ihr, statt wie gewöhnlich von Frau Hellmig, von deren Magd geöffnet und Richenza fragte nach dem Befinden der Kranken, was sie gewöhnlich zu thun pflegte. Sie bekam keine Antwort. Als sie die Frage wiederholte, bemerkte sie, daß die Magd vor Schlaftrunkenheit wie besinnungslos sei und setzte hinzu:

„Sie sind ja recht ermüdet.“

„Das will ich meinen,“ versetzte die Magd mürrisch: „Arbeit vom frühen Morgen bis zum späten Abend — und dann Nachtwache bei der Kranken . . . das ist zu viel für den Menschen.“

„Gehen Sie schlafen,“ sagte Richenza, „ich wache recht gern bei der Kranken.“

„Ach, wollten Sie das thun? Gott vergelt's! ich thät' es ja gern, weil ich sehe, daß Frau Hellmig umfällt vor Müdigkeit; aber ich kann nicht. Fünf Nächte

hintereinander hat sie gewacht und am Tage keinen Augenblick Ruhe. Heute schläft sie."

„Gut, gut!" sagte Richenza, „ich wache statt Ihrer. Was hab' ich zu thun?"

„Nichts Schweres! zuweilen einen Kühltrank reichen, aber nur mit dem Löffel... und alle drei Stunden zwanzig Tropfen, welche die Schmerzen lindern und Schlaf geben sollen. Ich wollte, ich könnte der Kranken meinen Schlaf geben. Was sie zu wenig hat, hab' ich zu viel. Nu, Madame, lohn's Gott! — und um vier Uhr wecken Sie mich. Ich schlafe in der Kammer neben der Küchenthür."

Sie ging und Richenza setzte sich am Krankenbett nieder und that, wie ihr geheißen war. Das junge Mädchen lag ganz still, aber mit dem Ausdruck entsetzlicher Leiden in ihren von Schmerz verzerrten Zügen und bemerkte gar nicht, wer sich bei ihr befinde; oder es war ihr gleichgültig — wie das bei anhaltender physischer Qual zuweilen geschieht. Richenza versank in dumpfes Hinbrüten, in das sie gewöhnlich fiel, wenn die spannende Aufmerksamkeit des Spieles die Kralle von ihr zurückzog. Klarer Gedanken war sie nicht fähig. Ein Chaos von Bildern und Vorstellungen, ohne Sinn, ohne Zusammenhang, ähnlich den Träumen eines Fieberkranken, wälzte sich durch ihre Seele, so wie ein Augenblick der Abspannung eintrat. Keine Arbeit, kein Buch, keine Beschäftigung fesselte ihre

Aufmerksamkeit. Das war Alles schaal im Vergleich zu den furchtbaren Interessen, welche ihr unseliges Leben beherrschten und verzehrten. All' die großen Fragen, welche jetzt die Welt bewegen, all' die heißen Kämpfe, welche die Welt erschüttern, lagen ihr so fern wie auf einer andern Hemisphäre, deren Sprache sie nicht verstand. Nur Eines verstand sie noch. Nur Eines überlebte den Untergang ihrer besseren Natur. Das war die Liebe zu ihrem Sohn; das war der verzweiflungsvolle Schmerz, ihn tiefer und immer tiefer sinken zu sehen; das waren die nagenden Gewissensbisse, Schuld an seinem Verderben zu sein, ihn sich selbst überlassen, ihn durch ihr Beispiel verführt zu haben. Immer roher wurde er, immer stumpfer, immer brutaler. Oftmals kehrte er in tiefer Nacht berauscht heim. Einmal — o Gott! einmal hatte er in diesem Zustand sie mißhandelt. O, was sollte aus dem jungen Wüstling werden? — Sie ächzte wie eine Sterbende, wenn eine dumpfe innere Stimme ihr zuraunte: Ein Verbrecher! — oder: Er stirbt früh! — Wozu dann alle ihre Anstrengungen, ihre Qualen, ihre Kämpfe, ihre Aengste, ihre eigene Zerstörung, wenn das Alles, Alles scheitern sollte an einem Gefängniß oder an einem Grabe! Auch das Spiel war nicht mehr für sie, was es gewesen war: ein Mittel zum Zweck, ein Mittel, um reich zu werden, um ihren Kindern eine Existenz zu gründen; denn sie hoffte das

nicht mehr, wenigstens nicht immer und nicht in einer bestimmten Form. Sie spielte, weil sie sich dazu getrieben fühlte durch eine Macht, die ihrem Willen nicht gehorchte, sondern ihn beherrschte und weil es ihr schien, als müsse sie in Blödsinn oder Verzweiflung verfallen, wenn diese stachelnde Aufregung ihr fehle. Dazwischen blitzte denn auch zuweilen ein Strahl von Hoffnung auf; aber er war matt wie die winterliche Abendsonne. Ihre seelischen Leiden wurden durch physische schrecklich gesteigert. Sie konnte nicht schlafen. In der Zeit ihrer Pariser Speculationen, als sie noch Vermögen besaß und es durch unsinnige Wagstücke vergrößern wollte, hatte sie oft halbe und ganze Nächte in fiebernder Angst mit Berechnungen und Combinationen hingebracht, um trügerische Sicherheit und die Unmöglichkeit eines Verlustes darauf zu begründen. Und wenn sie dann tödtlich abgemattet Ruhe suchte, so fand sie keinen gesunden erquickenden Schlaf; denn ihr überreiztes Gehirn warf in ihre Träume die Spiegelbilder ihres Wachens hinein, und die Schrecknisse der Verarmung und des Bettelstabes — oder die wilde Freude über Millionen scheuchten sie aus dem Schlummer auf. Seitdem sie das Börsenspiel mit dem Hazardspiel vertauschte, hatten freilich ihre großen Combinationen aufgehört, dafür trat aber die Aufregung jedes Tages, jeder Stunde ein und diese unausgesetzte heftige Gemüthsbewegung, dies Versunkensein aller

Fähigkeiten in überreizte Spannung, zerrüttete furchtbar ihren ganzen Organismus. Sie hatte sich dermaßen gewöhnt, von und für ihre Leidenschaft zu leben und volle Befriedigung in ihr zu suchen, daß sich das materielle Leben gleichsam dafür rächte und seine Unterstützung versagte. Die Sage jenes Vampyrs, der dem Menschen heimlich sein Blut aussaugt und ihn in einen Schatten verwandelt, wurde bei Richenza zur Wahrheit: ihr Vampyr war ihre Leidenschaft.

Nun saß sie in dem schwülen Krankenzimmer bei dem grauen Licht einer Nachtlampe und horchte auf das qualvolle Aechzen eines jungen Geschöpfes, das dem Tode verfallen war. Ach! war denn nicht auch sie dem Tode verfallen? rang nicht auch sie unter namenlosen Leiden sich einem Augenblick entgegen, welcher der letzte war? Und dafür all diese Qualen, diese Martern, diese inneren Vernichtungen? — Ihr fiel ein, was die heilige Katharina von Genua über das Leben geschrieben hat — und was sie gelesen hatte in jener Zeit, als sie noch wissensdurstig war. Ein Mensch hat eine herrliche Besitzung, ein Landgut mit allen Annehmlichkeiten von Gärten und Wäldern, von Wiesen und Feldern, die einem solchen Besitzthum eigen sind. Er genießt es, erfreut sich daran, macht Pläne der Vergrößerung und Verschönerung. Da erwacht er eines Morgens und findet mit Erstaunen, daß ihm von seinem Besitz nichts mehr gehört, als das

Schloß und der Park. Aber sie sind so schön, so geräumig, daß er sich zufrieden gibt und sich recht behaglich einrichtet. Doch eines Morgens bei seinem Erwachen ist der Park verschwunden und er auf sein Schloß beschränkt. Indessen, man kann in einem Schloß immer noch eine recht frohe Existenz führen. Allein eines Morgens bemerkt er mit Entsetzen, daß ihm nur noch ein Saal im Schloß vergönnt ist; und bald darauf nur noch ein ganz gewöhnliches Zimmer; dann eine enge Kammer — und endlich findet er sich in einem licht- und luftlosen Raum: im Grabe. — Diese verschiedenen Stationen macht der Mensch in seinem natürlichen Leben unabänderlich durch und wenn er kein übernatürliches Leben kennt, das ihm diese allmäligen Beraubungen im Licht des Glaubens, als Stufen seiner Befreiung zeigt: so muß er freilich entweder mit unaussprechlichem Grauen oder mit brutaler Gleichgültigkeit der Erfüllung seines Schicksals entgegen gehen. Dieser Wechsel von Entsetzen und von Stumpfheit wogte durch Richenza's Seele, als sie in wachen Träumen bei dem Krankenbett saß. Und dann fragte sie sich: Wenn ich auf einem solchen Schmerzenslager läge — wer würde bei mir sein? — Ach! kein Kind! — Oder wenn Stella so darnieder läge? — Ach! keine Mutter! — —

Sie fuhr auf, denn es wurde heftig und wiederholt an der Hausthür geschellt. Das war Tristan. Sie

nahm hastig den Hausschlüssel, den die Magd auf den Tisch gelegt hatte, zündete an der Nachtlampe eine Kerze an und eilte hinaus, während die Schelle in ununterbrochener Bewegung blieb.

„Tristan, wozu der Lärm! Du verstörst das ganze Haus!" sagte Richenza, während sie zitternd die Thür aufschloß und ihn eintreten ließ.

Er war leichenblaß, etwas berauscht, taumelnd, erkannte sie aber und rief frech lachend:

„Sieh da, Mama! — Bist Du Thürhüterin bei Frau Hellmig geworden? — Ein ehrenvoller, einträglicher Posten! Ha, ha, ha!"

„Nimm das Licht und geh' hinauf — ich bitte Dich, Tristan, vermeide den Lärm," sagte die unglückliche Mutter dringend.

Statt zu gehen schlug Tristan plötzlich ein unmäßiges Gelächter auf, das aber durch eine drohende Weiberstimme übertönt wurde. Frau Hellmig, durch den Lärm geweckt, war schreckenvoll aufgesprungen, hatte sich in ihre Bettdecke gehüllt, erschien im Hausflur hinter Richenza und rief mit zorniger Entrüstung:

„Was ist das für Gesindel, das in tiefer Nacht lärmend und trunken zu Hause kommt! ich dulde dergleichen nicht! ich will nur anständige Leute unter meinem Dach!"

„Werthe Frau! Sie sind selbst kein Ideal des An-

standes in Ihrer Bettdeckenrobe!" unterbrach sie Tristan mit neuem Gelächter.

„Ich bitte Dich, schweige und geh, Tristan!" flehte seine Mutter.

„Junger Laffe! was geht Sie meine Robe an!" rief Frau Hellmig mit frischer Entrüstung: „und Sie, Madame, wie kommen Sie zu meinem Hausschlüssel! wie können Sie Sich anmaßen, den Schlüssel zu meinem Hause in der Nacht zu führen? ... weiß ich denn, wem Sie öffnen? weiß ich, was Sie im Schilde führen sammt Ihrem saubern Herrn Sohn? — Mir den Schlüssel! — So! — und nun machen Sie Sich eiligst herauf und sein Sie versichert, daß dieß Ihre letzte Nacht unter meinem ehrlichen Dach ist."

Mit majestätischer Geberde wies sie nach der Treppe und Richenza, um der qualvollen Scene ein Ende zu machen, nahm schweigend den Arm ihres Sohnes und führte ihn die drei Stiegen hinauf in seine elende Dachkammer.

Mit ihm zu reden war in seinem Zustand unmöglich. Er faselte fort:

„Erhabenes Weib! verblühte Schönheit! so muß die Judith ausgesehen haben, als sie liebevoll dem Holofernes das Haupt absäbelte und einsackte. Sublime Idee! ächte Frauenidee! . . . Es fragt sich nur, was edler ist — sagt Prinz Hamlet . . . . glaub' ich! aber ich habe seine Frage vergessen . . . . ich frage Dich,

Mama: Was ist edler? einem Mann den Kopf zu verdrehen, oder abzuschneiden? . . . ich bin für's Abschneiden! ich liebe das Tragische . . . wofür bist Du?

„O Tristan! . . . wie Du mich folterst!" stöhnte sie.

„Fürchte nichts für mich, Mama!" fuhr Tristan fort, halb bewußt, halb berauscht: „mein Kopf ist gefeyt gegen jedes sterbliche Weib. Ich habe meine Göttin Rouge, mein Morgenroth, mein Abendroth . . . . wogegen alle rothen Wangen grau — und alle rothen Lippen fahl aussehen."

Ach! das war kein Trost, denn diese böse Göttin hatte ihm so wenig Huld bewiesen, daß er, um sich über sein Unglück zu zerstreuen, die Berauschung suchte.

„Kann ich nicht mehr spielen, so mag ich nicht mehr leben," sagte er schließlich. „Ersinne Mittel, um Geld zu schaffen, Mama. Wozu ist Stella in einem reichen Hause? Wird man ihr kein Geld geben? — Gewiß! — Nun, so theile sie mit uns."

Er beruhigte sich endlich so weit, daß er angekleidet auf's Bett sank und einschlief. Ist dies denn noch etwas, das den Namen Menschenleben verdient? fragte Richenza sich selbst in kalter Verzweiflung.

Am andern Morgen erschien Frau Hellmig in aller Frühe bei Richenza und entschuldigte sich, da die Magd ihr Alles erklärt hatte.

„Es ist ja sehr gütig, daß Sie bei meinem armen Kinde wachen wollten," setzte sie hinzu. „Aber sehen

Sie, Madame, Ihr Sohn bringt mich ganz aus dem Häusel. Den sollten Sie besser in Zucht halten."

„Wenn ich Ihnen damit dienen kann, zuweilen bei Ihrer Tochter zu wachen," sagte Richenza, ohne auf Frau Hellmigs Ermahnung zu antworten: „so bin ich gern dazu bereit, denn ich leide an Schlaflosigkeit und freue mich immer, wenn es Nachts etwas für mich zu thun gibt."

Eigentlich hatte Frau Hellmig Richenza ersuchen wollen, sich eine andere Wohnung zu suchen; aber nach diesem Vorschlag unterließ sie es — theils aus einem Gefühl von Dankbarkeit und theils, weil es eine große Erleichterung für sie war, wenn Richenza einen Theil der Nachtwachen übernahm, denn sie allein konnte es nicht durchführen und die Magd war dazu unbrauchbar.

„Wollten Sie das wirklich thun, Madame?" sagte sie: „nun, das ist ja sehr brav von Ihnen, eine Familienmutter, die tausend Sorgen und Arbeiten hat, so zu unterstützen."

„Ich bin ganz bereit, Frau Hellmig, und es kostet mich gar kein Opfer."

„Aber sorgen Sie doch dafür, beste Madame, daß Ihr Sohn nicht wie toll an der Schelle reißt, wenn er Nachts zu Hause kommt. Man denkt ja an Feuerlärm oder sonstiges Unglück . . . . und die Badegäste mögen nicht durch solchen heillosen Spectakel im Schlaf ge-

stört werden. Er ist ja noch jung . . . er muß Raison annehmen."

„Freilich, Frau Hellmig . . . gewiß, gewiß!" stotterte Richenza.

Von jetzt an wachte sie fast jede Nacht bei der Kranken. Es war, als ob dieser Liebesdienst ihre nächtlichen Gedanken minder martervoll mache. Aber ihre Tage waren schrecklich! sie lebte in bitterer Noth — und Tristan auch.

Emanuel stand im Vorzimmer und gab dem Kammerdiener seines Vaters einige Befehle. Stella kam aus dem Salon und wollte durch das Vorzimmer nach ihrem Zimmer gehen. Da trat von außen ein Diener herein und überreichte ihr einen Brief, mit dem Bemerken, ein junger Mensch habe ihn so eben dem Portier gegeben und gesagt, er werde in einer Stunde die Antwort holen.

„Welch ein elegantes Billet!" rief Emanuel scherzend, denn der Brief von grobem, grauen Papier, ungleich gebrochen und mit einer dicken Oblate gesiegelt, sah auf dem Porzellanteller wie ein großer, häßlicher Fleck aus.

Aber Stella erröthete, nahm beschämt den Brief und ging nicht nach ihrem Zimmer, sondern in den Salon zurück, wo um diese Stunde Niemand war. In ihr Zimmer hätte Emanuel ihr nicht folgen dürfen;

aber der Salon war für Jedermann. Nach zwei Minuten trat Emanuel in den Salon. Stella hatte ihre Hände auf einen Tisch und ihr Gesicht in ihre Hände gelegt und weinte.

„Was ist Ihnen widerfahren!“ rief Emanuel bestürzt.

„Ach . . . lesen Sie den Brief . . . ach! verzeihen Sie nur!“ sagte Stella, ohne aufzuschauen.

„Was hab' ich denn zu verzeihen!“ sagte er befremdet, nahm den Brief und las:

„Schwesterchen! Dein alter Grau- und Murrkopf von Graf hat mich freilich sehr angeschnauzt, als ich mich erkühnte, Dich zu fragen, sorella mia, ob Du Dich nicht befändest wie der Vogel im Hanfsaamen. Verblüfft über solche Ungebührlichkeit, die wahrhaftig sehr wenig gentlemanlike war, ließ ich den Nachsatz fallen; — spreche ihn aber heute, von Noth gedrängt, aus und sage Dir, daß es mir geht wie dem Spatz auf dem Schneefeld — miserabel. Vaya! Vaya, hija de mi alma! das Geldbeutelchen aufgemacht für Deinen Dich zärtlich liebenden hijo Tristan.“

„Arme Stella!“ sagte Emanuel mitleidig: „ja! das ist wohl beweinenswerth! Es versteht sich, daß Sie nicht antworten. Ich werde es thun. Lassen Sie Sich unter keiner Bedingung in Correspondenz oder Gespräch mit ihm ein. Schreibt er wieder, so geben Sie mir die Briefe. Und schweigen Sie gegen meine El-

tern, denen Ihre Beziehung zu dem jungen Taugenichts unangenehm sein würde.

Sie richtete sich auf und sah ihn mit ihren thränenfeuchten Augen dankbar an. Auch dafür war sie ihm dankbar, daß sie ein Geheimniß mit ihm theilte. Emanuel verließ den Salon, indem er bei sich selbst dachte: Wie schutzlos ist doch solch ein armes, kleines Geschöpf in der Welt! . . . . und welchen Gefahren ausgesetzt . . . . besonders wenn es so bildschön wie die Stella ist.

Als Tristan, um seine Antwort zu holen, nach einiger Zeit bei dem Portier erschien, ließ dieser, wie ihm anbefohlen war, Emanuel benachrichtigen — und statt eines Dieners mit einem Brief, kam Emanuel auf Tristan zu und sagte, indem er ihm ein Billet zeigte:

„Hier ist die Antwort! lassen Sie uns gehen.“

Sie verließen das Haus, und als sie im Freien waren, sagte Emanuel freundlich:

„Sie haben Fräulein Stella in Verlegenheit gebracht, Herr Saint-Clair; denn junge Mädchen haben immer einen großen Kram von Bändern und Blumen und tausend Chiffons nöthig und daher wenig Geld. Ich fand sie in Thränen, weil es ihr nicht möglich ist, Ihren Wunsch zu erfüllen. Ich hingegen biete Ihnen sehr gern ein kleines Darlehen an, das Sie mir in besseren Zeiten nach Belieben zurückgeben können.“

Er gab das Papier an Tristan. Dieser ergriff es

hastig und sagte ohne die mindeste Verlegenheit sehr erfreut:

„Vielen Dank! . . . Es ist schön von Ihnen, daß Sie mir noch immer Ihre Theilnahme schenken.“

„Wie gern geschieht das!“ rief Emanuel: „Ihr herrliches Talent hat mein ganzes Interesse geweckt. Geben Sie mir nur Gelegenheit, es Ihnen zu beweisen, zeigen Sie mir einige Ihrer Compositionen, Ihrer Arbeiten. Es gelingt mir gewiß, Sie in einer Weise bekannt zu machen, die Ihnen pecuniären Vortheil bringt.“

„Das wäre mir äußerst angenehm, denn pecuniam ist gerade das, was mir fehlt,“ sagte Tristan höchst ungenirt: „nur müssen Sie weder Compositionen noch Arbeiten von mir erwarten, Herr Graf. Tempi passati! sagen die Lateiner.“

„Und womit beschäftigen Sie Sich denn hier?“

„O, ich componire allerdings... aber Berechnungen — und ich arbeite auch.... aber in Rouge et Noir! das ist meine Beschäftigung, Herr Graf. Spielen Sie nicht?“

„Nein!“ sagte Emanuel sehr trocken in Folge der unangenehmen Eröffnung.

„Kennen Sie gar nicht das Spiel?“

„Doch! und eben deßhalb spiele ich nicht.“

„Whist und L'hombre zu kennen und es nicht zu lieben — begreif' ich! Allein das Hazardspiel zu kennen und es nicht so zu lieben, daß man ihm mit Leib und Leben verfällt — ist unbegreiflich! Es gibt

ja gar keine idealere Leidenschaft, als das Spiel, denn man verfolgt und erstrebt durchaus keine gemeine Freude, keinen sinnlichen Genuß, nichts, dessen man überdrüssig werden könnte — sondern eine Göttin, eine Idee, einen Traum: das Glück!" —

„Ja, das Glück in seiner gemeinsten Gestalt — als Geldgewinn!" entgegnete Emanuel kalt.

„Als Gewinn freilich! . . . doch nicht um des Geldes willen."

„Möchten Sie mich überreden, daß es um der Ehre willen sei?" fragte Emanuel scharf.

„Herr Graf," entgegnete Tristan mit kaltblütiger Frechheit: „die Ehre ist heutzutage ein Ding, das, wie die berühmte Dulcinea von Toboso, nur von einem Don Quixote geliebt und bewundert werden kann. Die Welt aber theilt viel mehr des unsterblichen Sancho Pansa Ansichten über die Ehre und findet, gleich ihm, daß alle möglichen Irrfahrten und Kreuz- und Querzüge zu machen sind, wenn man nur dafür ein hübsches Königreich auf der Insel Barataria gewinnt — und ein solches Königreich ist in unseren materialistischen Tagen .... ein solider Geldsack. Wer den hat .... hat Ehre in Hülle und Fülle, so daß der schäbigste Jude mit dem besternten und betitelten großen Herrn in einer Reihe steht und der große Herr die Wege des schäbigsten Juden zum erhabenen Ziel: Geldsack — mit niederträchtigem Eifer einschlägt."

„Ich habe keine Lust, mich zum Verfechter der Ehre im Sinn der Welt unserer Tage aufzuwerfen, weil ich allzu gut weiß, wie wurmstichig sie ist," sagte Emanuel. „Aber nur das Eine will ich Sie fragen: Denken Sie je an Ihre Zukunft?"

„Das vermeid' ich!" erwiderte Tristan lakonisch.

„Vor fünf Jahren, als ich Sie in Paris in der Kunsthandlung Gerbaud kennen lernte, vermieden Sie es nicht. Jetzt haben Sie Ihre Zukunft über Bord geworfen .... und gehen deßhalb in der Gegenwart zu Grunde, wenn Sie nicht energisch mit Ihrer Leidenschaft brechen."

„Aber wie kommen Sie dazu, mir Moralpredigten zu halten?" rief Tristan trotzig; „etwa wegen Ihres Darlehens? ... ich wäre fast versucht, es Ihnen zurückzugeben, wenn ich es nur entbehren könnte! Um der Versuchung zu entgehen — habe ich die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen!" —

Und mit leichtem Gruß verließ er Emanuel. In einiger Entfernung schlug er das Papier auf; zwei Fünfundzwanzig-Gulden-Noten lagen darin. „Nicht viel! aber doch etwas!" murmelte er.

Wie ein ruheloses Gespenst irrte seine Mutter in der Umgegend des Gesellschaftshauses auf der Promenade umher, wenn sie kein Geld hatte und es nicht immer im Spielsaal, ohne zu spielen, aushalten konnte. Als Tristan sie erblickte, zog er sie auf abgelegene Wege und sagte:

„Eben hat mir das Glück ein mattes Lächeln zugewendet und ich habe mir vorgenommen, für den nächsten Tag zu sorgen. Deßhalb, Mama, nimm diese fünfundzwanzig Gulden. Fünf Gulden sind Dein, verwende sie nach Deinem Belieben; allein zwanzig sind mein. Ich vertraue sie Deiner Mutterliebe an. Nimm sie in Obhut, damit ich in dem Fall, daß ich heute Abend Unglück haben sollte, doch morgen wieder spielen kann. Denn wenn ich mich so den ganzen Tag in dieser gräßlichen Leere der Langweile, ohne Geld und Beschäftigung, umhertreiben muß: so ist mir zu Muth, als käm' ich um meine fünf Sinne."

Genau in demselben Zustand war Richenza. Es schien ihr unmöglich, die Last des Daseins länger zu tragen, ohne geistig oder leiblich zu erliegen.

„Kind, Du bist mein Erlöser!" rief sie mit schauerlicher Freude.

„Fünf Gulden sind Dein, Mama! merk' es Dir: fünf Gulden! — mehr nicht. Verbrauchst Du mehr, so entwendest Du es mir."

„O Kind, diese fünf Gulden werden mich reich machen."

„Willst Du Dir nicht lieber ein Kleid dafür kaufen? sieh, wie Dein grauer Tafft verblaßt und verdrückt ist."

„Gewiß, mein Sohn! ich muß nur erst das Geld dazu beisammen haben, dann kaufe ich mir einen grauen

Moire antique. Also muß ich . . . und werd' ich gewinnen. Komm' nur!"

Und Beide eilten in den Spielsaal. Richenza hatte wirklich Glück — und zwar so sehr, daß sie nicht nur Tristans zwanzig Gulden, sondern noch hundert andere mit dem festen Vorsatz bei Seite legte, ihre Schulden zu bezahlen und einige Nothwendigkeiten anzuschaffen. Tristan kam ein paar Mal an den Roulette-Tisch und fand sie so sehr vom Glück begünstigt, daß sie ihm, bei dem das Gegentheil geschah, fünfzig Gulden gab. Plötzlich aber wendete sich das Blatt. Richenza verlor mit einem Schlag ihren ganzen Gewinn, weil sie ihn auf eine Nummer gesetzt hatte. Dann verlor sie ihren Sparpfennig — die hundert Gulden; und endlich jene zwanzig von Tristan ihr anvertrauten. Sie hatte ihm ja fünfzig geschenkt! — Feuerfunken tanzten vor ihren Augen und das Sausen des Sturmwindes brauste vor ihrem Ohr, als sie sich spät vom Tisch erhob und durch die Promenade ihrer Wohnung zuging. Auf einmal hörte sie, daß Jemand hinter ihr herlaufe. Sie wollte die Allee verlassen und einen andern Weg einschlagen; — da hörte sie Tristan, der mit unterdrückter Stimme athemlos rief:

„Einen Augenblick, Mama! warte! warte!"

Sie stand still und fragte tonlos:

„Was willst Du?"

„Meine zwanzig Gulden."

„Ich gab Dir fünfzig.“

„Ja, Du schenktest sie mir. Aber ich will und muß jetzt die zwanzig haben, die ich Dir anvertraute, die Du mir aufheben solltest.“

„Ich gab Dir fünfzig Gulden, also mehr als das Doppelte. Jetzt hab' ich nichts mehr.“

„Das ist nicht wahr! Du hast noch meine zwanzig Gulden . . . . und willst morgen damit spielen.“

„Ich habe sie nicht! — Sieh hier . . . . einige Kreuzer sind meine Baarschaft.“

„Ah, Du hast sie nicht!“ rief er wüthend, faßte sie an beiden Schultern und schüttelte sie heftig: „Du hast mir also mein Geld gestohlen, Du Rabenmutter, Du Erzspielerin. Ist dergleichen schon auf der Welt geschehen! eine Mutter stiehlt ihrem Sohne sein Geld, sein eigenes Geld . . . um es im Roulette zu verspielen! Ist das erhört!“

Er stieß sie so heftig zurück, daß sie gegen einen Baum taumelte. Da trat ein Polizeibeamter heran und fragte höflich, auf Richenza zeigend:

„Mein Herr, hat diese Frau Sie bestohlen?“

„Wer sind Sie? was wollen Sie?“ fuhr Tristan ihn an: „lassen Sie mich in Ruhe! ich unterhalte mich mit meiner Mutter; wer will mir das verbieten!“

„Mein Herr, es ist polizeiwidrig, eine Unterhaltung in Beleidigung und thätliche Mißhandlung übergehen zu lassen.“

„Nun, verklage mich meine Mutter bei der Polizei, wenn sie das Herz dazu hat!“ donnerte Tristan heraus, brach sich Bahn durch die Neugierigen, welche sich immer um solche Scenen einfinden, und lief in großen Sprüngen nach dem Spielsaal zurück.

„Das ist ein sauberes Früchtel!“ sagte kopfschüttelnd der Polizeibeamte: „eine Mutter so zu behandeln! Ja, sehen Sie, Madame, wendete er sich tröstend zu Richenza, die sich mit geschlossenen Augen halb ohnmächtig an den Baum lehnte: das ist hier nun einmal so: das Spiel macht die jungen Leute wie rasend. Dafür ist aber auch Baden im schönsten Flor und der erste Badeort der Welt!“

Richenza raffte sich auf und floh nach ihrer Behausung, wo Frau Hellmig sie mit Sehnsucht erwartete, um sich zur Ruhe begeben zu können. Sie drang nicht mehr auf Bezahlung für die Dachkammern. Sie gestand sich ein, daß der Liebesdienst der häufigen Nachtwachen die armselige Wohnung wohl aufwiege. Als Richenza todtenbleich mit dem Ausdruck tiefster Erschöpfung und namenloser Angst eintrat, sagte Frau Hellmig:

„Heute sehen Sie aber so elend aus, Madame, daß ich mir ein Gewissen daraus mache, Sie wachen zu lassen.“

„Ja, ich bin elend,“ sagte Richenza noch immer bebend vor Entsetzen und fuhr mit ihrer abgemagerten

Hand über ihre Stirn, auf welcher kalte Schweißtropfen perlten: „Frau Hellmig, sehr elend bin ich... aber darum eben kann ich nicht schlafen. Gehen Sie nur ruhig zu Bett.“

„Nu, wie Sie wollen! Gott vergelt's! Setzen Sie Sich in dem Lehnstuhl zurecht, Madame, vielleicht ruht Sie das aus.“

„Ja gewiß! der Lehnstuhl ruht mich gewiß aus!“ erwiderte Richenza zitternd vor innerer Verzweiflung. Und nachdem Frau Hellmig sie verlassen hatte, sank sie mit einem so wilden, schauerlichen Aechzen in sich selbst zusammen, daß die Leidensseufzer der Kranken mild dagegen klangen. Sie fürchtete sich vor Tristan. Die Leidenschaft, das Unglück, die beständige übermenschliche Spannung raubten ihm Besinnung, Einsicht und Urtheil, brachten ihn außer sich, versetzten ihn in eine Raserei, in welcher er seiner nicht mächtig war: das hatte sie heute erlebt! Im berauschten Zustande hatte er sich wohl schon an ihr vergriffen, wenn sie ihm irgendwie im Wege war; — aber nüchtern und mit Bewußtsein — und so schamlos auf offner Straße, vor den Leuten und der Polizei: das war zum ersten Mal geschehen und das machte ihr einen Eindruck, als ob sie nunmehr zu dem tiefsten Kreise der Verdammten hinabsteige. In einem solchen Wuthanfall war Tristan fähig, sie um's Leben zu bringen — und was würde dann aus ihm! Nach sich selbst fragte sie gar nicht.

So ganz hatte sie das Bewußtsein ihrer Menschenwürde verloren, daß der Gedanke gar nicht in ihr aufstieg: Und wenn du nun so in deinen Sünden dahinführst... was würde aus dir? — Leidenschaft und Instinkt, Spiel und Mutterliebe waren die Pole, zwischen denen Richenza's unseliges Dasein sich krampfhaft bewegte.

Als nach zwei Stunden die Hausschelle klang, fuhr sie mit nervösem Zittern auf. Das war er! Aber in welcher Stimmung... in welchem Zustand! Der Athem wollte ihr stocken, als sie der Hausthür zuwankte und aufschloß. Tristan flog herein und an ihren Hals, strahlend, trunken vor Freude.

„Herzensmama, vergib mir!" rief er frohlockend; — „ich bringe fast tausend Franken heim."

„Wie ist das möglich!" fragte sie gespannt und in ihrem müden welken Antlitz fingen ihre großen, dunkeln Augen wieder an, unheimlich freudig aufzublitzen.

„Als ich nach dem Spielsaal zurücklief, rannte ich gegen einen Herrn an und, mit unglaublicher Geistesgegenwart diesen Anprall benutzend, rief ich: Herr! geben Sie mir einen Gulden, sonst jag' ich mir eine Kugel durch den Kopf! Erschreckt und verblüfft erfüllte er meinen Wunsch und machte sich eilig aus dem Staube... so eilig, daß ich ihm nicht nachrufen konnte, sein Gulden sei ein Goldstück... ha, ha, ha! und damit

gewann ich Geld genug für Moire antique und für Alles, was das Herz wünscht!" — — —

Tristan hatte also gebettelt!! Er bemerkte es gar nicht! Richenza aber fragte beklommen:

„Willst Du nicht morgen dem Herrn seine zwanzig Franken zurückgeben?"

„Wenn ich ihn kennte — sehr gern! da dies aber nicht der Fall ist, muß er sich mit dem erhabenen Gedanken trösten, mir nicht Einmal durch einen Gulden, sondern Zehnmal durch zehn Gulden das Leben gerettet zu haben... ha, ha, ha!"

Sie schwieg. Was war da auch zu sagen und zu machen! Die Hauptsache genügte: Tristan hatte Geld und um sein Unrecht gegen sie gut zu machen, war er großmüthig, theilte die Summe und gab ihr fünfhundert Franken. Sie war für die Mißhandlung bezahlt!

Erkennen und Bekennen.

Grazia empfing ein Telegramm aus Kreuzbronn: ihr Vater hatte still seinen letzten Athemzug ausgehaucht. Sie wünschte noch einmal seine entseelte Hülle zu schauen, der feierlichen Beisetzung beizuwohnen und ihrer Mutter zur Seite zu stehen. Adrian machte Schwierigkeiten sie allein reisen zu lassen und noch größere, sie zu begleiten. Er wehrte gern Bilder des Todes von sich ab — wie das die Eigenheit mancher Kranken ist; und er wollte sich doch nicht gern von Grazia auf mehrere Tage trennen. Es war ihm unheimlich, allein mit seinen Dienstboten zu bleiben. Er fürchtete immer, sie verständen nicht ihn in seinen Anfällen richtig zu behandeln. Gräfin Meerhaim zerhieb diesen gordischen Knoten durch ein Opfer, das für sie nicht gering war. Sie sagte:

„Lieber Adrian, es ist klar, daß Grazia nach Kreuzbronn gehen muß als Tochter und nunmehrige Herrin. Bist Du damit einverstanden, so werde ich

während ihrer Abwesenheit mein Quartier in Deinem Hause aufschlagen, damit es minder den Character der Einsamkeit trage — und Emanuel begleitet Grazia auf der kurzen Fahrt. Dann ist für Alles gesorgt."

Adrian konnte nicht wohl den Vorschlag der Großmutter ablehnen. Grazia warf sich in schwarze Gewänder. Emanuel war bereit.

„Wann kommen Sie wieder, Graf Emanuel?" flüsterte Stella heimlich und tiefbetrübt.

„Wahrscheinlich binnen acht Tagen."

Stella sah aus, als habe sie Lust, in Thränen auszubrechen.

„Thut es Ihnen weh, daß ich fortgehe?" fragte er überrascht.

„Wie sollte es nicht!" sagte Stella und ihre Thränen flossen: „wenn Tristan Ihre Abwesenheit benutzt und mir schreibt... was fang' ich an? wen hab' ich denn auf der weiten Welt, der sich meiner so annimmt, wie Sie, Graf Emanuel?... Ich bin gewiß ein recht verlassenes, unglückliches Geschöpf, um das kein Mensch auf Erden sich bekümmert."

Da dies eine sehr richtige Bemerkung war, so sprach Stella sie im Ton der tiefsten Wahrheit und erschütterte dermaßen Emanuel, daß er sich heimlich fragte, ob Grazia denn seine Begleitung so nöthig habe, wie dies verlassene kleine Wesen seine Anwesenheit? Grazia werde ihm kaum danken; Stella — die

innigste Dankbarkeit empfinden. Ein Strahl von geschmeichelter Eitelkeit genügte, um ihm Stella im Licht der tiefsten, zartesten Gemüthlichkeit erscheinen zu lassen.

So war Emanuel! — Und so sind die Emanuels.

Dies Gespräch fand statt auf einem kleinen Balkon vor dem Cabinet von Gräfin Meerhaim, die an ihrem Schreibtisch saß und an Euphrosyne schrieb. Der Balkon war auf der einen Seite mit einem Gegitter von Rohr überwölbt, an dem sich die prächtige Callisteria in reicher Blüthenfülle emporrankte. Unter ihren rosenrothen Glocken saß Stella mit einem kleinen melancholischen Ausdruck, der zu ihrem reizenden Gesichtchen und der anmuthigen Umgebung einen lieblichen Contrast bildete. Emanuel stand ihr gegenüber auf dem kleinen Balkon, der nur die Breite eines großen Fensters hatte und war so ganz in die Betrachtung dieses anziehenden Bildes versunken, daß er auf Stella's Klage nichts erwiderte. Sie hatte aber ein Wort des Trostes erwartet und fragte nach einer Pause:

„Ist das nicht sehr traurig, Graf Emanuel?"

„Das wäre freilich sehr traurig," erwiderte Emanuel lebhaft: „aber so ist es nicht! Bei uns sind Sie nicht verlassen."

„Nicht verlassen... aber fremd," sagte Stella wehmüthig.

„Emanuel!" rief Gräfin Meerhaim vom Schreib-

tisch herüber, indem sie den Brief siegelte: „hier sind ein paar Zeilen an Euphrosyne; und nun laß uns zu Adrian gehen, damit Grazia den nächsten Eisenbahnzug benutzen könne.“

Emanuel hatte auf den Ruf seiner Mutter den Balkon verlassen. Jetzt flog auch Stella leicht wie ein Schmetterling herein, kniete neben Gräfin Meerhaim nieder und sagte zärtlich:

„Ach, wie leid ist es mir, daß Sie nach einem andern Hause übersiedeln! Unser Haus wird dadurch ganz verstört, gnädige Gräfin!“

„Es ist nicht zu ändern, mein kleiner lichter Stern,“ erwiderte die Gräfin mit freundlichem Liebkosen. „Grazia muß nach Kreuzbronn.“

Dawider hätte Stella gewiß keine Einwendung gemacht! Grazia war die Einzige in der Familie, die sich ganz unzugänglich gegen den Zauber hielt, der von Stella ausging. Es waren eben zwei antipathische Naturen, von denen die eine nur die schlichte gerade Linie und die andere nur die weiche geschlängelte Linie kannte. Grazia's in tiefster Glaubenskraft wurzelnde Seele kannte keinen höheren Wunsch, kein süßeres Glück, als die Verbreitung dieses Glaubens. Wozu beten wir denn täglich „Dein Reich komme“ — wenn wir nicht die Vergrößerung und Kräftigung der Herrschaft der ewigen Wahrheit dabei im Sinn haben? — sprach sie oft zu sich selbst: und „Dein Name werde

geheiliget" — wenn uns nicht die Kirche am Herzen liegt, die uns lehrt, wie dies geschehen könne! Grazia mußte sich eingestehen, daß für ihre Großeltern nur ein schwaches Hoffnungsfünkchen, für die ewige Wahrheit sie zu gewinnen, in ihrem Herzen glimme; denn die Großeltern, beide alt geworden in selbstgeschaffenen Raisonnements, hatten das Bedürfniß nach objectiver göttlicher Offenbarung in sich abgestumpft, indem der Graf seine Anschauungsweise „vernünftige religiöse Ueberzeugung, die ihm genüge, weil sie seinen geistigen Bedürfnissen entspreche" nannte; während die Gräfin behauptete: „Alle Confessionen zögen durch ihre Lehren gewisse Schranken, welche eine nach dem höchsten Ideal strebende Seele abstießen und beängstigten. Ueber alle Confessionen hinaus existire dies Ideal und alle Diejenigen, welche demselben huldigten, ohne sich viel um kirchliche Satzungen und confessionelle Dogmen zu kümmern, ständen auf der Höhe des ächten geistigen Lebens und bildeten eine Art von Gemeinschaft der Heiligen in sublimster Weise und Richtung." Wäre die Gräfin Mann gewesen, so hätte sie mit diesen Ansichten einen perfecten Freimaurer abgegeben! Daß bei des Grafen eng beschränktem — und bei der Gräfin schrankenlos entfesseltem Subjectivismus die Offenbarung schwer Eingang finden werde, verhehlte Grazia sich nicht. Allein bei Emanuel schien es ihr um so leichter. Er hatte ja lebhafte katholische Sympathien,

er war ja unzufrieden mit der Zeit und der Welt, mit der Menschheit und mit sich selbst; da hielt es Grazia mit ihrer geraden Logik für unmöglich, daß sich Emanuel nicht zu dem Licht und zu dem Anker hinwenden solle, von denen er so freimüthig bekannte, daß sie ihm auf dem wogenden Lebensmeer Pharus und Ruhepunkt zu bieten schienen. Sie ließ aber nicht seine Characterschwäche außer Acht und deshalb fürchtete sie für ihn Stella's Einfluß; denn Stella war in religiösen Fragen gerade so gleichgültig, wie sie es bei ihrer Erziehung werden mußte. Daß sie von einem katholischen Priester getauft werde, hatte ihr Vater angeordnet. Ihre erste Kindheit brachte sie in Rom und in Sevilla zu, ganz der Obhut einer englischen Wärterin überlassen, welche die Kirche und Alles, was von ihr ausging, dermaßen haßte, daß sie ein Cruzifix — ein Idol nannte. In Dresden gab Richenza das Kind in eine protestantische Erziehungsanstalt, in Paris aber in eine katholische, die einen großen Ruf hatte und sehr elegant war, wobei sie der Vorsteherin bemerkte, Stella dürfe sich ihre Confession wählen. Da alle Zöglinge des Instituts katholisch — und die meisten von ihnen vornehm und reich waren: so erklärte Stella sogleich, daß sie sich zu dem Glauben ihrer beiden kleinen intimen Freundinnen, den Töchtern des Herzogs von P., bekenne; überdas sei sie durch ihre Taufe katholisch und dadurch aller Wahl überhoben. Sie empfing

also mit den übrigen Zöglingen katholischen Religionsunterricht und die Vorbereitung zu den heiligen Sacramenten der Buße, des Altars und der Firmung, und die Vorsteherin, die dies kleine eitle, leichte Herz wohl erkannte, suchte sie daran zu gewöhnen, die Glaubenslehren in der Praxis zu üben. Aber auf Stella paßten jene Worte der Parabel: Die Vögel kamen und trugen die guten Samenkörner fort. Stella's leichte, sinnliche, irdische, eitle Gedanken wirbelten rast- und ruhelos durch ihren Kopf, beschäftigten ihre Einbildungskraft, nahmen all ihre Wünsche für sich ein und ließen ein tieferes Erkennen und Lieben der Glaubenslehren nicht aufkommen, folglich auch kein Streben, nach deren Richtschnur zu leben. Bei einer solchen Gesinnung und im Meerhaim'schen Hause zwischen Protestanten lebend, welche sie sämmtlich für sich zu gewinnen wünschte, konnte Stella sehr leicht jene Aeußerung machen, welche der Meerhaim'schen Familie so gut gefallen — Euphrosyne und Grazia aber erschreckt hatte: sie halte nicht eine Confession für besser als die andere. Seitdem Stella Emanuels Sympathie für alles Katholische bemerkt hatte, war sie vorsichtiger in ihren Aeußerungen, aber ihr gänzlicher religiöser Indifferentismus war von einer so ernstlich frommen Seele wie Grazia schnell erkannt, und folglich ein inniges Einverständniß zwischen ihnen Beiden unmöglich.

Grazia freute sich, daß Emanuel sie nach Kreuz-

bronn begleiten werde. Sie meinte, schon die Luft in dem lieben Kreuzbronn und bei ihrer Mutter sei katholisch und Emanuel, der so lange nicht dagewesen sei, müsse dort Riesenschritte in der Erkenntniß der Wahrheit machen. Emanuel aber wäre lieber in Baden geblieben, und als Grazia ihm ein paar freundliche Worte über seine Begleitung sagte, entgegnete er mit einem Anflug von Verstimmung:

„Ich meinte, sie sei Dir gleichgültig und daher im Grunde überflüssig, wenn sie nur dazu dienen soll, Adrian über Gefahren zu beruhigen, welche nicht existiren.“

Stella zitterte vor verhaltener Freude, als sie dies hörte und frohlockte heimlich: Er bleibt hier, er bleibt hier... meinetwegen! — Grazia aber sagte gelassen:

„Lieber Emanuel, ich dachte, Du gingest wegen meiner Mutter nach Kreuzbronn.“

Daß sie so einfach war und so bestimmt, versöhnte ihn wieder. Er gab lebhaft seine Zustimmung und nahm, um einige Grade abgekühlt, von Stella Abschied, die er in seinem Sinn eine kleine reizende Comödiantin nannte. Dies war sie nun freilich nicht, insofern sie nicht mit Ueberlegung ihre kleinen Scenen aufführte; aber der Instinct der Coketterie beherrschte ihr ganzes Wesen und ließ sie beständig eine kleine Rolle darstellen, in der sie sich möglichst vortheilhaft ausnahm.

Zärtlich und mit stiller Wehmuth empfing Euphrosyne ihre Tochter und ihren Bruder. Um Bernhard hatte sie seit so manchem Jahr so viel Thränen vergossen, daß seine Befreiung aus dem dunkeln Kerker seines Leibes ihr nicht thränenwerth erschien. Aber von tiefer Wehmuth war sie dennoch erfüllt; denn er, mit dem und durch den ihr Glück begonnen hatte, er schloß nun die lange Reihe ihrer Verluste. Ihn hatte sie zuerst geliebt, ihn zuletzt, dazwischen seine Kinder. Jetzt ging mit ihm ihr Herz, ihr Leben, ihre Thätigkeit, ihr Beruf zu Grabe. Sie war so ganz Bernhards Frau, daß sie sich fragte, was sie denn nun anfangen solle? — aber nicht aus trostloser Entmuthigung, oder aus Widerstreben gegen Gottes Fügung fragte sie, sondern ganz einfach, weil ihr schien, als habe sie nun ihre Bestimmung erfüllt.

„Da liegt nun mein ganzes Glück und Alles, was ich auf Erden geliebt habe!" sagte Euphrosyne, als sie Grazia zu der entseelten Hülle ihres Vaters führte. „O Kind, wie vergänglich ist das Glück, wie umdornt die Liebe, wenn wir nur mit irdischem Auge sie betrachten!"

Grazia war ungewöhnlich erschüttert. Ihr kam Kreuzbronn ganz verändert — in einen großen Sarg verwandelt vor, der ihre drei Brüder, ihren Vater und Pater Smaragd umschloß — und neben dem ihre Mutter, diese Turteltaubenseele, mit süßer sanfter

Klage wachte. Und dies verödete, ausgestorbene Kreuzbronn war jetzt ihr Eigenthum. Es war zwar auch der Wittwensitz ihrer Mutter; doch Herrin von Kreuzbronn war sie. Ueberdas war sie reich, sehr reich. Ihre Mutter hatte in aller Stille die Verwaltung vortrefflich besorgt. Aber Grazia sagte traurig zu sich selbst: So muß es sein! aussterben muß das Geschlecht, ein Grab muß diese Stätte werden, ein großes Vermögen muß die alten schweren Schulden tilgen: dann ist das Sühn- und Brandopfer dargebracht! — — — Aber wie eigenthümlich schwach ist das Menschenherz, wenn es so recht in den Brennpunkt der irdischen Güter hineinblickt, hineintritt! Jetzt, da Grazia die reiche Herrin von Kreuzbronn war, jetzt wollte es ihr scheinen, als habe sie mit ihrem Leben der Entsagung ein allzu schweres Opfer darzubringen. Das war nur ein Hauch über den reinen Spiegel ihrer Seele, nur ein Nebelfleck an ihrem innern Himmel; aber er war da und mit ihm — der Kampf. Es schien, als habe bis jetzt ein Schleier für sie jene „Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit" bedeckt, die sogar dem Welterlöser als lockender Zauber vom Versucher gezeigt wurden — und als sei dieser Schleier jetzt zerrissen. Es ist sehr seltsam und doch sehr gewiß; der reiche Mensch macht viel größere Ansprüche an Glück, als der nicht reiche; und zwar nicht etwa an jene Freuden und Genüsse, die mit dem Reichthum in Verbindung stehen,

sondern auch an alles Glück, das ganz unabhängig davon ist. Der Reiche verliert eben allzu schnell die Genügsamkeit. Grazia war ja längst die Frau eines reichen Mannes, denn Adrians Vermögen war nicht geringer als Bernhards; allein er besaß es und theilte es mit ihr. Jetzt trat sie in einen selbstständigen, unabhängigen Besitz ein, der viele Ansprüche wecken und einige befriedigen konnte — und der doch nie aufhören durfte, sie daran zu erinnern, daß ihr Leben ein Opfer sei.

Am Abend des Tages, da Bernhards Exequien gehalten waren und er seine letzte Ruhestatt bei seinen Söhnen in der Gruft der Kirche fand, saß Euphrosyne mit Grazia und Emanuel in dem Terrassenthürmchen, das ihr Lieblingsplatz war — und sie sagte:

„Wie war das schön in alten Zeiten! da zog sich die Wittwe, wenn ihre Kinder versorgt waren, in ein Kloster zurück. Die Eine trat in den Ordensstand, die Andere lebte nach den evangelischen Räthen, die Dritte suchte nur die klösterliche Einsamkeit. Sie sagten der Welt und den weltlichen Angelegenheiten Valet und beschäftigten sich mit ihrem Seelenheil und den Dingen der Ewigkeit. Und hatten sie im früheren Leben den Schöpfer über dem Geschöpf vergessen, so vergaßen sie nun die Menschen bei Gott. Warum thun wir das nicht auch heutzutage? Warum schleppen wir uns in der Welt ohne Zweck, ohne Beruf umher?“

„O!“ rief Grazia und schlang ihren Arm um Euphrosynens Nacken: „wir thun das nicht, weil unser Kind gar sehr uns bedarf... Rath und That, Hülfe und Liebe nöthig hat.“

„Was wolltest Du mit Deinem zärtlichen Herzen im Kloster?“ fragte Emanuel, der wie ein Träumender in Kreuzbronn umherwandelte — in diesem Kreuzbronn, wo er als Knabe und als Jüngling seine glücklichsten Tage verlebt hatte.

„Ach, Emanuel,“ sagte Euphrosyne, „das Kloster ist ja die wahre Heimath der zärtlichen Herzen! da blüht die süße selige Christusliebe auf den Höhen des innern Lebens, wie auf der höchsten Alpenspitze jene sammetzarte Blume Edelweiß, die niemals in den niedern Regionen zum Vorschein kommt und die nur von den allerwenigsten Menschen gekannt ist.“

„Ich glaub' es!“ rief Grazia mit zitternder Stimme, „und ich glaube auch, daß die Blume Edelweiß gar schön in Deinem Herzen aufblühen würde! Aber, Mama, wenn Du das thun willst, so warte!... warte... bis auch ich todt bin!... Und laß mich nicht so schrecklich allein! allein! allein!... in der trost- und liebelosen Welt.“

Nie hatte Euphrosyne den Ausbruch einer solchen Klage, den unwillkürlichen Aufschrei eines vereinsamten Herzens, von Grazia gehört. Er ging ihr durch die Seele, die von unsäglichem Mitleid mit diesem jungen

Wesen erfüllt wurde, das auf seinem Lebensweg, dem freigewählten, nur entfärbte und entblätterte Rosen fand und nun einmal vor diesem Pfade zurückbebte.

„Nein, geliebtes Kind," sagte sie zärtlich, „mein armes Herz ist der Blume Edelweiß nicht werth, denn die blühet nur da, wo kein Erdreich für eine andere mehr vorhanden ist. Ich fragte ja nur, warum wir nicht handelten, wie in jenen Tagen, da ein starker Glaube starke Herzen schuf? — Ach, die Antwort gebe ich mir selbst: Weil wir verweichlichte Herzen haben, weil wir uns fürchten vor ein paar Thränen — nicht in den eigenen, aber in geliebten Augen."

„Ah, Gott Dank für solche Herzen!" rief Grazia und bedeckte Euphrosynens Hände mit Küssen und Thränen. „Das sind die schönen Herzen! nicht wahr, Emanuel?... die wohlthuenden Herzen, die wir immer nöthig haben. Heroische brauchen wir nicht... oder doch nur ganz selten!"

Emanuel wollte das bekräftigen, aber Euphrosyne rief lebhaft:

„Täuscht Euch nicht! wir brauchen sie mehr denn je! Vielleicht nicht gerade in dieser Form und Richtung — aber starke Herzen, welche die Weltentsagung bis zum Heldenmuth treiben, sind uns ein nothwendiges Gegengewicht gegen die feige und feile Weltvergötterung unserer entnervten Charactere."

„Du wirst bei Grazia leben, nicht wahr?" fragte Emanuel abbrechend: „dann besitzen wir Alle Dich."

„Das versteht sich!" sagte Grazia.

„Später vielleicht!" entgegnete Euphrosyne sanft: „ich komme mir dermaßen verwachsen und verwebt mit Kreuzbronn vor, wie die Schnecke mit ihrem Hause — und fasse noch nicht eine Existenz, die mich davon trennen würde. Während des Trauerjahres verlasse ich es gewiß nicht. Und dann — setzte sie lieblich lächelnd hinzu — dann hab' ich hier ja auch meine wichtige Stelle — als Grazia's Verwalterin. Man geht nicht auf und davon — und läßt einen solchen Besitz in der Obhut von Miethlingshänden."

„Mir will immer scheinen," sagte Grazia niedergeschlagen, „als sei jetzt die Hauptsache, daß Du zu mir kämst. Alles Uebrige würde sich schon machen lassen."

„Willst Du mir nicht eine Zeit gönnen," fragte Euphrosyne ernst, „in der ich mich sammeln könne, um vor Gott einen Abschluß zu machen mit meiner Vergangenheit, ihm Rechenschaft darüber abzulegen, und mich bereit zu halten, alsdann Dasjenige zu thun, was sein Wille mir als das Richtige bestimmen wird? — Bringst Du gar nicht für mich in Anschlag den Schmerz der Trennung von Kreuzbronn und von der Gruft unserer lieben Abgeschiedenen?"

„O doch!" rief Grazia; — „aber ich bin so daran gewöhnt, Dich in Opfern leben zu sehen, daß ich un-

willkürlich meine, sie kosteten Dich nichts. Und um das zu lernen, möchte ich Dich gern immer neben mir haben."

„Ach Kind! nicht von dem, was neben Dir ist, lernst Du das Geheimniß der Opferliebe. Dazu mußt Du über Dich schauen, zum Kreuz hinauf."

„Das Beispiel thut viel;" sagte Grazia beharrlich.

„Aber gibt es denn auf der Welt gar nichts Anderes, als Opfer!" brach Emanuel aus: „redet doch auch einmal von einem schönen, ruhigen, freudenvollen Glück! mischt doch nicht in die Aussicht auf Euer Beisammensein immer und ewig Eure Opferideen hinein! Es wäre ja entsetzlich, wenn es keinen glücklichen Zustand hienieden geben könnte, der sich ohne Opfer denken ließe."

„Dann mußt Du Dich an das Thier halten," sagte Euphrosyne: „der Mensch, d. h. der Christ, der übernatürliche Mensch, ist aus dem Opfer geboren: die Erlösung war das Ur-Opfer und der Christ kann und soll seinen Ursprung nicht verleugnen. Thut er das, so sinkt er unter sich selbst herab. Es gibt Zeiten, ja ganze lange Epochen im Leben, wo das Glück uns umlächelt wie ein Frühlingstag, wo wir Alles besitzen, was wir wünschen, und wo wir, wenn uns etwas mangelt, mit der innern Glücksfülle die Lücke schließen oder über sie hinwegschauen. Wer hat eine solche Epoche mehr genossen, als ich? — Aber ein Diplom

für künftige Opferlosigkeit haben wir dadurch nicht von Gott erhalten und ich begreife auch nicht, wie man ein solches wünschen könnte."

„Wie!" rief Emanuel: „würdest Du nicht lieber hier zwischen Bernhard und Deinen blühenden Söhnen, als in Trauer und Einsamkeit ohne sie leben?"

Zwei große Thränen fielen wie Perlen von Euphrosynens Wimpern, als sie sagte:

„Wenn ich wählen müßte, so würde ich Gott bitten, meine Wahl so zu lenken, daß sie das träfe, was am Meisten nach seinem Willen und zu seiner Verherrlichung wäre."

„Wie, Euphrosyne?" rief Emanuel fast mit Entsetzen: „Du würdest nicht Dein Glück, das erlaubte, das geheiligte, das gottgefällige wählen? — Aber warum denn nicht?"

„Weil es etwas noch Gott Gefälligeres gibt, als es zu wählen, lieber Emanuel! nämlich: es zu entbehren, sobald ich annehmen darf, daß mein Opfer mit dem göttlichen Willen übereinstimmt."

„Mit dieser Theorie des Leidens werde ich mich nie befreunden! sie ist eine Erfindung des Fanatismus."

„Christus hat sie erfunden, lieber Emanuel. Er hat gezeigt, daß heilige Leiden einen größeren Werth vor Gott haben, als erlaubte Freuden; — Er hat immer das

Allervollkommenste gethan .... und sein Erdenleben war nur eine lange Kette von Leiden."

„Christus! . . . nun ja, Christus! . . . Aber wer denkt denn daran, so zu handeln und zu leben, wie Christus! Man glaubt an ihn, daß er der Gottmensch, der Erlöser ist — und in diesem Glauben besteht die Erlösung."

„Mit nichten, Emanuel, d e n Glauben haben auch die Verdammten, die Ewig-Unseligen! Heißt es doch in heiliger Schrift: „Die Teufel glauben auch — und zittern!" — Glauben können sie; lieben nicht. Und ohne Liebe keine Erlösung. Die Liebe muß ihr Herz darbringen, damit es im Blut Jesu umgestaltet werde nach seinem Bilde .... nach dem Bilde des Gekreuzigten und ihm zum Calvarienberg folge."

„Ah!" rief Emanuel plötzlich, als ob ihm ein Licht aufginge: „Du bist aus Pater Smaragds mystischer Klosterschule."

„Nein, lieber Emanuel, ich bin aus gar keiner andern Schule, als aus der, in welcher die kleinen katholischen Kinder den Katechismus lernen. Und der lehrt freilich viel einfacher und viel schöner, als ich mich ausgedrückt habe, aber doch das Nämliche; denn er sagt: „Zur Erlangung der Seligkeit — und sie ist ja das Endziel der Erlösung — genügt es nicht, daß wir an die göttliche Offenbarung glauben, sondern wir müssen auch die Gebote halten. Das Hauptgebot aber

ist: Gott über Alles zu lieben — und das Ziel dieser Liebe ist die Vereinigung mit Gott. Das ist katholisches Dogma. Uebrigens darfst Du immerhin sagen, dies sei mystisch; denn alles Uebernatürliche ist mystisch, d. h. geheimnißvoll und das Uebernatürliche muß der Kern einer Religion sein, welche es sich zur Aufgabe macht, den Menschen mit Gott durch Gnade und Liebe und himmlische Mittheilungen und Einflüsse zu vereinigen: so ist denn die Mystik etwas ganz Berechtigtes und Wahrhaftes."

„Und das sollen Eure Schulkinder verstehen?" rief Emanuel und hielt seinen Kopf mit beiden Händen: „wenn ich Dich mit solcher Gemüthsruhe von diesen Dingen reden höre, ist mir, als hätte ich eine Schaukel im Gehirn und ich verstehe gar nichts."

Grazia hatte sich schweigend und in stiller Freude gehalten, daß das Gespräch endlich diese Wendung genommen; jetzt sagte sie:

„Der heilige Anselmus von Canterbury hat eine Antwort für Dich, Emanuel. Er spricht: Credo ut intelligam [1])."

Er sah sie an, sah tief in ihr wundersam lichtes und leuchtendes Auge und rief plötzlich abbrechend:

„Grazia! Du siehst aus wie jene Königin einer berühmten Cour d'amour in der poetischen und ritter-

1) Ich glaube, damit ich verstehen könne.

lichen Provence, als sie noch Provence und nicht Département du Gard war: wie die Vicomtesse de Cette mit den meergrünen Augen — so siehst Du aus."

„Ach, lieber Emanuel!" rief Grazia und faltete betrübt die Hände: denke doch an Deine Seele .... und nicht an grüne oder blaue Augen!"

Gerade das hatte aber Emanuel gethan. Er hatte, trotz des ernsten Gesprächs, Stella's dunkelblaues Auge mit Grazia's meerfarbenem verglichen, ohne sich entscheiden zu können, welches das schönere sei. Das eine zog an, das andere zog empor. Aber, dachte er, wenn nur ein einziges Mal ein einziger Funke von Liebe in Grazia's Auge aufblitzen würde, so wäre es das schönere! — Und nun sprach sie von seiner Seele!

„Meine Seele," rief er, „will glücklich sein. Ihr habt einen mystischen Glauben und in Folge desselben ein mystisches Glück. Da ich aber jenen nicht theile, so kann ich mich zu diesem nicht erschwingen. Ich suche das Glück nicht in höheren Regionen, nicht in der Sphäre der Entsagung, des Opfers, des Leidens, sondern im Besitz der süßen Freuden, welche die menschlichen Verhältnisse und Beziehungen bieten."

„Und hast Du es da gefunden?" fragte Grazia.

„Nein!" erwiderte Emanuel aufrichtig.

„Warum suchst Du denn weiter in einer Richtung, von der Du weißt, daß sie Dir das Ersehnte nicht gibt?"

„Ah, das sind die Räthsel des Menschenherzens!“ rief er: „es hofft . . . denn es ist glückesdurstig.“

„Armes Herz!“ sagte Euphrosyne.

„Weil es ohne Glück ist?“ fragte Emanuel.

„Nein! — sondern weil es ohne Gott ist und daher nicht weiß, wo es seinen Durst befriedigen kann. Das Herz, Emanuel, muß einen Gott haben, und wär' es auch nur, damit es Jemand habe, den es lieben könne. Ewige Liebe: — die verlangt es! unwandelbare, wechsellose Liebe — die begehrt es! Und diese Sehnsucht hat Gott dem Menschenherzen eingeprägt, weil er von all den Schätzen und Schönheiten seiner Schöpfung Nichts für sich begehrt, als das Herz seiner Geschöpfe. Dadurch begegnen sich göttliche Anordnung und menschliche Sehnsucht.“

„Aber es gibt einen Ruhepunkt für diese Sehnsucht — und der heißt glücklich sein. Und Du selbst, Euphrosyne, hast ihn gefunden.“

„Ja,“ sagte sie, „weil ich zuerst Gott fand. Denn das ist nun einmal gewiß: in jedem Glück, das wir durch ein Geschöpf und in ihm finden — ist und bleibt ein Anhauch von Asche und ein Tropfen von Vergänglichkeit. Nimm Gott hinweg, so wächst der Anhauch zur Wolke an und der Tropfen — zum Meer; und das Herz findet Staub und Nichtigkeit, folglich Elend — gerade dort, wo es auf Glück gerechnet hatte. Ist Gott da, so bleibt der Aschenanflug und der bittere

Tropfen das, was jedes sein soll: eine Mahnung, die vollkommene Liebe und das vollkommene Glück nicht auf Erden und nicht im Geschöpf zu suchen und dann, Emanuel, wird man unaussprechlich glücklich, weil man dann das Geschöpf gerade so liebt, wie Gott will, daß man es lieben soll."

„Aber diese Sorte von Glück sieht ja wieder frappant aus, wie Entsagung, wie Beschränkung, die ich verabscheue!" rief Emanuel — und setzte dann hinzu: „Das sind lauter Theorien. Würden die praktisch durchgeführt, so müßten die Katholiken lauter Heilige sein."

„Es gibt doch auch, Gott Dank! Manche, die aufrichtig nach ihrer Heiligung streben."

„Wenn sie aber diese Heiligung nicht erreichen, so sehe ich keinen Unterschied zwischen ihnen und uns anderen armen Sterblichen."

„Ist das keiner — es zu versuchen? . . . O ich bitte Dich, versuch' es einmal."

„Nun soll ich sogar versuchen, ein Heiliger zu werden! Grazia sagte doch wenigstens nur, ich solle an meine Seele denken!"

„Grazia sagte das erste Wort und ich sage das letzte — und Eines folgt aus dem Andern. Nicht von einem proclamirten und canonisirten Heiligen hab' ich gesprochen, sondern nur gesagt: versuche Deine Heiligung, d. h. versuche, Gott mit vollkommener Liebe zu

lieben, indem Du Deinen Willen, bei großen und kleinen Dingen, in äußerer und innerer Hingebung, ganz und immer mit dem seinen verbindest: das ist das Fundament und der Gipfel der Heiligkeit. Und da wir unsere kleinen Schulkinder mit unserm Katechismus in der Hand diese Liebe als das Endziel des Menschen lehren: so kann ich Dich, den unterrichteten, gebildeten, belesenen Mann, doch unmöglich auf tiefere Stufen stellen."

„Eines ist gewiß!" sagte Emanuel nach einer Pause: „eine Religion, die unbedingt und allgemein gültig eine solche Lehre verkündigt, hat eine hohe Auffassung von menschlichem Wesen und menschlicher Bestimmung. Aber was hilft's! ihre Anhänger sind dennoch nicht besser, als die, welche ihr nicht anhängen."

„Wir wollen dies in aller Demuth für uns arme Sünder nicht bloß gelten lassen," entgegnete Euphrosyne, „sondern sogar sagen, lieber Emanuel, daß es mit einem bösen Katholiken viel schlimmer steht, als mit einem bösen Akatholiken, weil Jener den wahren Glauben, die wahre Lehre und die wahren Sacramente hat, um sich gegen die Sünde zu schützen — Dieser aber das Alles entbehrt. Jedoch dürfen wir dabei nie vergessen und nie verschweigen, daß die Stufe der christlichen Vollkommenheit nur innerhalb der Kirche erreichbar ist; nur sie hat Heilige."

„Gott allein prüft und durchschaut Herz und Nieren,“ sagte Emanuel mit leichtem Spott im Predigerton.

„Nur sie hat Heilige,“ wiederholte Euphrosyne ruhig: „und ich kann Dir auch sagen, warum. Aber“ —

„Kein aber! ich bitte Dich, rede!“

„Aber Du wirst mich nicht verstehen.“

„Sprich nur! sprich!“ —

„Weil nur die Kirche ihren Kindern in eucharistischer Speise den wahren Leib des Herrn in seiner Gottheit und Menschheit — mittheilt und ihnen durch dies Mittel die Möglichkeit gibt, durch Gnade zu werden, was Christus von Natur war — und was er von uns verlangt hat, als er sprach: Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist.“

Wieder hielt Emanuel seinen Kopf mit beiden Händen fest — und wieder sagte Grazia:

„Credo ut intelligam, Emanuel.“

Längst war die Sonne untergegangen, längst das Abendroth verglommen. Wie silberne Schwäne im stillen, dunkeln See schwammen die Sterne am Nachthimmel herauf. Die blühenden Orangenbäume und große Büsche von Heliotrop tauchten die ganze Terrasse in Wohlgeruch ein. Lindes Säuseln überzitterte Blumen und Blätter. Etwas Süßgeheimnißvolles lebte und webte in dieser zartverschleierten Natur.

Alle schwiegen und hingen ihren Gedanken nach. Durch Emanuels Seele ging eine Flut von bitterer Trauer. Er sprach so leichtsinnig, ja, er dachte zuweilen so leichtsinnig, weil er sich ganz auf der Oberfläche des Daseins hielt und halten wollte. Er fürchtete sich, in die Tiefe zu blicken, weil er fühlte, daß ihm dann das Leben mit einem Ernst entgegentreten werde, der viel Unbequemes, Lästiges nach sich ziehe, der keine Unentschiedenheit dulde, der die Unthätigkeit verdamme, der dem phantastischen Spiel mit Gefühlen und der Abhängigkeit von Neigungen und Eindrücken des Augenblicks einen Damm setze. Denn in der Tiefe lagen die großen Fragen: Warum? Wozu? Wohin? — Er wollte sie nicht beachten, denn wer auf Erden war im Stande, sie zu lösen! wem auf Erden konnte er eine solche Autorität einräumen, die Lösung, als die unfehlbar richtige, als die einzig wahre anzunehmen! Und gesetzt, es gäbe eine solche Autorität und sie wäre ihm erreichbar: so würde sie ihm einen Theil seiner Freiheit abfordern und zwar den, an welchem er vor Allem hing, ohne sich klar zu machen, daß das eine glückselige Erlösung von Sklaverei sein würde; — eine Erlösung von dem Mißbrauch, den er mit der Freiheit getrieben, als er sein Ich zu seinem Idol machte. Und dazwischen tauchte der Schmerz auf, daß er in eine moralische Erschlaffung hineingerathe, die jede höhere Kraft — erst abstumpfe, dann lähme, weil sie keine

große, anhaltende Spannung des Willens auf ein schwer zu erreichendes, erhabenes Ziel zulasse. Aber woher den Sporn nehmen, der wieder und immer wieder den Willen zu einer so mühseligen Anstrengung befeuerte? Die Antwort lag auch wieder in jener Tiefe, vor welcher sich Emanuel fürchtete; denn die oberflächliche Antwort: Um mit mir selbst zufriedener zu sein, — mochte er sich nicht geben, da die Selbstzufriedenheit fast immer eine große Täuschung — und immer ein allzu geringer Lohn ist. Aber auch sein Schicksal klagte Emanuel an, das ihm nirgends ein Genügen geboten — und ihm gerade das versagt habe, was ihm als das größte Glück einst erschienen war und gerade jetzt wieder erschien: Grazia's Besitz. Mit ihr und für sie hätte auch er Opfer bringen können! Aber sie hatte ihn zurückgewiesen, um sich zu Adrians Krankenwärterin zu machen und die Erinnerung an seine Liebe in den Lethe getaucht; denn nie, nie, niemals kam auch nur die leiseste Spur zum Vorschein, daß sie das Gedächtniß daran bewahrt habe. Ach und sie! mit dieser Glaubenskraft . . . wie mußte sie lieben können! dieser himmlischen Energie der Seele mußte eine himmlische Energie des Herzens entsprechen. Aber ihr ganzes Wesen war wie von einem zarten Schleier des Schweigens umflossen. Dann dachte er weiter: Adrian, der arme Kranke, sei ja nicht unsterblich — und ob Grazia wohl je daran gedacht habe und was weiter geschehen könne?! —

Grazia hatte jetzt nur einen Gedanken für Emanuel, aber der füllte ihr Herz aus: Wie rettet man seine Seele! Kann der barmherzige Gott sie in dieser Verfinsterung lassen? — Sie dachte, daß sie ihr Leben ein glückseliges nennen würde, wenn sie auch nur ein Atom dazu beitragen könne, daß Emanuel zur Erkenntniß der Wahrheit gelange. Wohl hatte der Wunsch wie die Absicht einen übernatürlichen Grund; aber Grazia umfaßte den Gedanken mit der ganzen Kraft und Neigung ihres Characters und ein großer Lehrer des innern Lebens sagt: „Das Gute ist nicht ganz gut mehr, wenn man es aus natürlicher Neigung thut." — Denn allzu leicht wirft sich diese zur Herrin der übernatürlichen Absicht auf — wenigstens insofern, daß sie in die erste Reihe sich stellt. So wurde Emanuel der erste und einzige Mensch, für den sich Grazia aus voller und ganzer Seele interessirte. An Liebe, im engeren Sinn, dachte sie nicht. Der ganze Zuschnitt ihres Lebens hatte ihrem Herzen eine hohe und ernste Richtung gegeben, die in Verbindung mit ihrem Glauben — welcher wie ein ätherisches Oel ihr Wesen durchgeistete, — sie ohne Theilnahme für solche Empfindungen und Sympathien gelassen hatte, die sich nur allzu häufig unter einem hohen Namen in sehr niedriger Sphäre der Selbstliebe und der Phantasie bewegen. Sie hatte ihr Herz Gott geschenkt und Gott anverlobt: da war es sicher! Dort gean-

kert, konnte es alle Seelen und alle Pflichten, die Gott ihr zuwies, ruhig umfangen. Nur mußte sie wachsam sein, daß die goldene Ankerkette der heiligen Liebe nie gelockert, nie ein Ring von minder edlem Metall ihren Kettengliedern eingefügt werde. Es ist immer ganz außerordentlich gefährlich, sich gerade nur für einen Menschen in exclusiver Weise — und sei es auch in edelster Absicht! zu interessiren. Die gebrechliche menschliche Natur geräth dadurch in tausend Wirren und Versuchungen, wenn sie nicht mit unbeugsamer Strenge in beständiger Selbstverleugnung sich abtödtet.

Euphrosyne dachte auch an Emanuels Seelenrettung; allein sie war geübter als Grazia in der Schule der geistigen Ascese und vertrauter mit dem Widerstand, den die Natur der Gnade — die Verblendung der Wahrheit leistet; — war abgetödteter in Hoffnungen und Wünschen — und legte daher mehr Gewicht auf die stillverborgene Arbeit Gottes, als auf äußere Einwirkungen.

„O, was können wir nur für Emanuel thun, Mama?“ fragte Grazia später ihre Mutter, als beide allein waren.

„Beharrlich und sehr demüthig für ihn beten,“ entgegnete Euphrosyne.

„Und weiter gar nichts?“

„Liebes Kind, das ist das Höchste — ja Alles! denn das ist das einzige, wogegen er sich nicht sträuben

kann. Jede andere Einwirkung veranlaßt zugleich eine gewisse Opposition, besonders bei einem schwankenden Character, der beständig die Neigung hat — einerseits sich hinzugeben und andererseits — nicht auszuharren. So ist Emanuel! Eine Zeitlang war er begeistert für die Kunst, wollte sich ihr widmen, für sie leben — und vergaß sie — und zwar gänzlich! — in seinem unsinnigen Treiben auf der Universität und in einer gewissen umherschwärmenden Existenz, ohne Zweck, Ziel und Plan. Dann wollte er eine Carriere im Staatsdienst machen. Ob das je sein voller Ernst war? — Gott weiß es! Gewiß ist, daß er sich mit Studien und Arbeiten nicht sehr angestrengt hat, und daß in jene Zeit ein paar ganz unsterbliche zärtliche Leidenschaften fielen, die beide nacheinander friedlich starben. Nun ist auch die ganze Epoche vorüber — und unsicherer, unkräftiger, unthätiger denn je, ist er zu uns zurückgekehrt."

„Es hat sich aber auch bisher Niemand mit Ernst seiner angenommen, Mama!" rief Grazia. „Man hat ihn gehen lassen. Die gute Großmutter hat, wenn auch seufzend, immer seine Schulden bezahlt, immer mit größter Zärtlichkeit ihn behandelt und dadurch all sein Thun gut geheißen; — und jetzt sind seine Eltern entzückt, daß er bei ihnen lebt und möchten ihn um keinen Preis missen. Doch trotz all der Verzärtelung — oder wegen derselben! — ist er nicht mit sich selbst zufrieden.

Das ist doch ein sehr gutes Zeichen. Das könnte doch der Moment werden, wo die Kirche mit ihrer erleuchtenden, wunderbar erhabenen und wunderbar scharfsinnigen Lehre sich seiner bemeisterte und ihn das höchste Gut erkennen ließe, dem er sich hingeben und bei dem er beharren müsse."

„Gewiß, geliebtes Kind, das könnte sein und wir müssen den lieben Gott darum bitten. Aber ich rathe Dir, sei vorsichtig und laß nur himmlische Motive auf Emanuel einwirken."

Grazia versprach es und bat ihre Mutter dafür zu sorgen, daß ein Theil ihrer Einkünfte alljährlich zurückgelegt werde, um ein Capital zu bilden, das dereinst, mitsammt Kreuzbronn, die alten Schulden tilgen solle.

„Ich brauche ja nicht viel," sagte sie; „ich lebe ja bereits mit Adrian im Ueberfluß. Für größere Almosen die Mittel zu bekommen — das freut mich, aber sonst finde ich es nicht passend, einen großen Aufwand zu machen mit einem Vermögen, das mir nicht gebührt."

Euphrosyne erinnerte sie daran, daß Pater Smaragd oftmals auf dergleichen Aeußerungen geantwortet habe, es liege ja auch ein Segen auf dem Vermögen.

„Ja, das sagte der heilige Greis," entgegnete Grazia; „aber ob er es nicht sagte, weil die Sache ihn betraf, weil sowohl er persönlich, als auch sein Orden dabei betheiligt war — das ist mir nicht klar! Uebri-

gens wirst Du Alles so vortrefflich einrichten, Mama, daß Niemand etwas von unserm Capitalisiren bemerkt. Adrian ist in diesem Punkt ganz mit mir einverstanden.“ —

Verschiedene Glieder des Dienstpersonals wendeten sich mit Bitten und Anliegen an Grazia, wie das bei einem solchen Wechsel der Verhältnisse stattzufinden pflegt. Der Eine bat um Pensionirung, der Andere um Gehaltszulage, der Dritte um eine bequemere Stelle, der Vierte für seine Kinder. Grazia nahm alle Suppliken liebreich an; verwies aber die Leute an Euphrosyne, die über das Alles entscheiden werde, weil sie durchaus wollte, daß ihre Mutter die erste Stelle in Kreuzbronn einnehmen und keine Beeinträchtigung ihrer Autorität erfahren solle.

Am andern Morgen beim Frühstück sagte Emanuel zu Grazia:

„Heute komme ich als Supplicant zu Dir.“

„Und für wen?“

„Für Dich selbst — um ein anderes Reitpferd.“

„Daraus wird nichts! Liese Fischer ist noch immer sehr brauchbar. Seit sieben Jahren reite ich sie und immer haben wir uns gut vertragen.“

„Heißt Dein Reitpferd Liese Fischer?“

„Ja! hast Du das nicht gewußt? oder gar .... es vergessen? etwas so Interessantes!“ sagte sie lachend.

„Wie kann eine Dame ihrem Reitpferd den unpoe=

tischen, ja höchst gemeinen Namen Liese Fischer geben!" rief Emanuel.

„Ich habe sie als Liese Fischer von einem Mann, der Fischer hieß, bekommen und als Liese Fischer behalten," sagte Grazia noch herzlicher lachend.

„Es ist wahrhaftig unerträglich, den trivialen Namen von Dir aussprechen zu hören: Liese Fischer!! Nun, ich kann Dir sagen, daß Deine Leute im Pferdestall Deine Anhänglichkeit für Liese Fischer nicht theilen, sondern sagen, sie wäre bocksteif, auf einem Auge erblindet, zwanzig Jahre alt — und verdiene das Gnadenbrod. Man hat auch schon ein anderes Pferd für Dich in petto, das jung, edel und vortrefflich zugeritten ist."

„Nein, daraus wird nichts! ich bin ja so selten hier, daß es schade wäre, deßhalb ein schönes Reitpferd zu kaufen."

„Ich meinte, Du solltest es nach Baden nehmen."

„Du weißt, daß ich in Baden nicht reite."

„Weißt Du das auch?" sagte Emanuel zu Euphrosyne gewendet: „sie reitet so gern, allein sie behauptet, da sie nicht in Adrians Begleitung reiten könne, sei es passender, es zu unterlassen."

„Ich denke, sie hat Recht," sagte Euphrosyne.

„Aber wenn ich sie begleite!"

„Nein, auch dann nicht!" sagte Grazia. „Wie leicht schließt sich bald dieser Herr und bald jener an! Plötzlich würde ich einen ganzen Schwarm von Reitern um

mich haben .... und das wäre mir höchst lästig. Ich reite nur dann gern, wenn ich allein — oder zu Zweien allein, wie ich es mit Adrian sein würde — durch Flur und Wald streifen kann; und dazu ist meine verleumdete Liese Fischer, die weder blind noch zwanzig Jahr alt ist, hier gut genug."

Emanuel war verstimmt. Es kränkte ihn, daß Grazia für ihn keine Ausnahme machen wolle. Sie sah so schön zu Pferde aus, so leicht, so sicher, so vornehm! es wäre ein Triumph gewesen, in Baden an ihrer Seite zu sein! ... und darum brachte sie ihn mit ihren übertriebenen Begriffen von Schicklichkeit! Sein Ohr war zu zart, um den plebejischen Namen Liese Fischer für Grazia's Reitpferd vertragen zu können; aber für die Zartheit ihres Tactes und ihres Benehmens hatte er kein Ohr, sobald dies mit seiner empfindlichen Eitelkeit in Berührung kam. In diesem Punkt verdient er aber einige Entschuldigung. Er war in der Gesellschaft eine brillante und zugleich sehr angenehme Erscheinung. Da hatten es sich denn die Damen dermaßen angelegen sein lassen, ihre Bewunderung ihm auszudrücken, daß er unwillkürlich die höchste Meinung von sich selbst bekam und es für sein Recht hielt, sie Anderen vorzuschreiben. Denn das durfte er doch nicht annehmen, daß so viele wohlerzogene, liebenswürdige, elegante Damen in ihrem Urtheil über ihn sich irren sollten!

Emanuels Verstimmung stieg beträchtlich, als ein Wagen vor das Schloß fuhr und Odo Ursperg erschien. Euphrosyne reichte ihm bewegt die Hand und Grazia sagte:

„Ach, lieber Onkel, Du kommst zu spät!"

„Wie so . . . . zu spät? ich wußte ja das Ableben Deines guten Vaters."

„Zu spät für die Exequien und die Beisetzung, die gestern stattfanden."

„Ich komme nur um Euch zu sehen, sagte Odo, „und um Dir, liebe Euphrosyne, meine geringen Dienste für alle mögliche Eventualitäten anzubieten."

Niemand verstand ihn und Niemand spürte irgend eine Sympathie mit seiner Ankunft. Es war im Gegentheil ein gewisses störendes Element in den kleinen Kreis gekommen, welches sich dadurch äußerte, daß man nicht mehr so unbefangen über alle Verhältnisse sprach. Euphrosyne erkundigte sich nach der Baronin Ulrike, die sich nach dem Tode ihres Mannes in ihre Heimath am Bodensee begeben und niemals Euphrosynens alljährlich wiederholter Einladung nach Kreuzbronn Folge geleistet hatte. Sie grollte, die Baronin Ulrike. Sie hatte gehofft, im Testament ihres Mannes mit einem bedeutenden Capital bedacht zu werden; ja, sie wußte sogar, daß sie es sei. Aber von einem Codicil, welches der boshafte Alte heimlich ge-

macht hatte, wußte sie nichts; und grenzenlos war ihr Schreck, als es im Codicil hieß: nach reiflicher Erwägung ziehe der Baron vor, nur seine Nachkommen als Erben einzusetzen und der Baronin ein Witthum zu bestimmen. Obschon es ansehnlich genug war, entsprach es doch nicht ihren Erwartungen und sie schrieb dies Codicil dem Einfluß Bernhards zu — wiewohl sie sich heimlich eingestand, es entspreche vielmehr dem hämischen Character des alten Barons. Genug, sie zog sich höchst entrüstet in ihre Heimath zurück — und Odo theilte einigermaßen ihre Entrüstung. Denn ihm hatte sie in der Stille zugesagt, ihn dereinst zu ihrem Erben einzusetzen — und diese angenehme Aussicht schloß sich für ihn, als ihr kein Capital zufiel; denn was sie von ihrer Jahresrente etwa erübrigen mochte, war ein Minimum seiner früheren Hoffnungen. So kam es, daß sich Odo bei der väterlichen Erbschaft ebenfalls für übervortheilt hielt, was ihm bei seiner großen Anhänglichkeit an irdische Güter einen beständigen Schmerz verursachte.

Er ging jetzt nur oberflächlich auf Euphrosynens Fragen ein und bat sie endlich um ein Zwiegespräch. Als sie mit ihm den Frühstückstisch verließ, sagte Emanuel zu Grazia:

„Was will nur der Odo? . . . Er sieht ja feierlich wie ein Freiwerber aus. Am Ende bietet er Deiner Mutter seine Hand an.“

Odo aber setzte sich im Zimmer Euphrosynens ihr gegenüber und begann:

„Die aufrichtigste Theilnahme führt mich zu Dir! Du hast an Bernhards Seite ein so kummervolles und mühsames Leben geführt und mit so liebender Aufopferung ihn gepflegt, daß alle Kronen der Welt zu gering wären, um Dich zu belohnen."

„Ich hoffe, meine Schuldigkeit gethan zu haben," entgegnete sie kalt.

„Und hat Bernhard das erkannt?" fragte Odo.

„Bernhard hat mich mit der innigsten und treuesten Liebe geliebt und mir durch viele Jahre den schönsten Ausdruck und Beweis dieser Liebe, Vertrauen und Achtung geschenkt; — und ich glaube, daß seine Krankheit hierin nichts weiter geändert hat, als daß er den Ausdruck für seine Gesinnungen und Gefühle nicht wie sonst finden konnte."

„Das bezweifle ich ja nicht.... mein Gott, davon ist ja gar nicht die Rede! ich meinte nur, wie er Dir seinen Dank in pecuniärer Beziehung ausgedrückt und Dich in seinem Testament bedacht habe."

„Gut!" sagte Euphrosyne eiskalt.

„Also Du bist ganz frei gestellt? Also Du kannst schalten und walten mit Deinem Erbtheil? Also Du bist nicht mit einer Jahresrente abgespeist, wie meine arme Mutter, die noch immer nicht diese Ungerechtigkeit verschmerzen kann?"

„Bester Odo," unterbrach ihn Euphrosyne, „ich habe gesagt, was ich zu sagen für nöthig fand. Habe jetzt die Güte, mir mitzutheilen, was Dich eigentlich hergeführt hat und worin ich Dir dienen könnte.

„Wohlan! Du sollst es wissen, denn es betrifft unsere Familie und drückt mich seit Jahren."

Euphrosyne bebte; denn sie dachte, Odo wisse um das peinliche Geheimniß und wolle irgend ein Auskunftsmittel vorschlagen. Odo fuhr fort:

„Es betrübt mich unsäglich, daß unsere Familie ausstirbt."

„Was hindert Dich, in den Ehestand zu treten? der liebe Gott würde Dir vielleicht Nachkommenschaft schenken," entgegnete Euphrosyne höchst überrascht.

„Was mich hindert .... ist meine Liebe für Grazia."

„Bester Odo!" rief Euphrosyne in einem Ton, der noch mehr Zweifel als Erstaunen verrieth.

„In meiner ersten Jugend muß ich gestehen, daß ich etwas blind gegen das Ehestandsglück war. Mir fehlten theils die pecuniären Mittel und theils die Neigung. Aber seitdem Grazia erwachsen ist, also seit fünf Jahren, hat sie meine ganze Liebe gewonnen und gefesselt. Sie hat in einer Aufwallung von beklagenswerther Schwärmerei vorgezogen, sich für Adrian aufzuopfern. Wie Du das gestatten konntest, ist unbegreiflich .... nicht mir allein, sondern der ganzen

Welt. Um es begreifen zu können, denke ich Folgendes: Du hast die Ueberzeugung — vielleicht auf ärztlichen Ausspruch begründet — daß dem armen Adrian nur eine kurze Lebensfrist gegönnt sein dürfte. Mit Deinem zärtlichen Familiensinn hast Du ihn für die wenigen Jahre in innigster Verbindung mit der Familie und zwei Drittheile des Ursperg'schen Vermögens beisammen behalten wollen, deren Besitzerin, nach Adrians Tode, Grazia sein würde. Nun ist aber vernünftiger Weise anzunehmen, daß Grazia nicht die Absicht haben werde, im Wittwenstande zu bleiben. Ihre zweite Vermählung aber zieht das Erlöschen der Familie und die Uebertragung des Vermögens der Ursperg in ein anderes Haus nach sich. Um dieser traurigen Eventualität vorzubeugen, die Deinem warmen Familiensinn tief schmerzlich sein muß — weiß ich nur ein Mittel: sage mir Deinen Schutz und Beistand für den Fall zu, daß Grazia's Hand frei wird. Ziehe die Vernunft zu Rath. Kreuzbronn bleibt dann für immer das, was es jetzt ist: ganz Urspergisch und mit dem ganzen Vermögen vereinigt. Ich sollte meinen, dieser Plan müßte Deine Zustimmung haben."

„Wenn er mit dem Plan Gottes übereinstimmte... gewiß, bester Odo," antwortete Euphrosyne ruhig.

„Du bist eine viel zu kluge Frau, um nicht zu wissen, daß man die Pläne Gottes etwas lenken, etwas in ihre heilsamste Richtung bringen könne —

und daß feine Frauenhände dies am besten vermögen."

„Aber, bester Odo, Dein ganzer Plan beruht auf Grazia's Wittwenstand; — folglich ist er um so mehr verfrüht, als die Aerzte nicht ein kurzes Leben, sondern ein langes für Adrian in Aussicht stellen und als Grazia nicht im Entferntesten an seinen Tod denkt, und sich nur bemüht, ihm sein Leben möglichst leicht zu machen."

„Ah, Du weichst mir aus," sagte Odo mißtrauisch: „Du hast andere Prätendenten im Sinn!"

„Bester Odo," rief Euphrosyne, „wie namenlos unzart, ja sündhaft wäre es, wenn eine Mutter an die zweite Ehe ihrer Tochter denken wollte, so lange diese in der ersten lebt! Das brauche ich Dir doch nicht auseinander zu setzen."

„So gib mir wenigstens Dein Wort, keinen andern Bewerber zu beschützen."

„Das ist nicht nöthig — denn ich habe Dir erklärt, daß ich die Sache selbst verabscheue."

„Sieh, wie Du mir ausweichst! und ich weiß auch warum!" rief Odo mit gesteigertem Mißtrauen: „Du beschützest die Bewerbung Deines Bruders, dieses Leichtfußes und Sausewindes, der katholische Sympathien äußert, um Euch zu gewinnen!"

„Ueber diese Furcht kann ich Dich vollständig beruhigen, bester Odo. Wäre Grazia frei, so würde ich nie ihre Verbindung mit meinem Bruder wünschen —

aus vielfachen Gründen, die aber unnütz anzuführen sind, da Grazia nicht frei ist. Uebrigens ist es mir vollkommen unbegreiflich, wie Du Dein ganzes Lebensglück, Deinen Familienstolz, die Fortdauer Deines Hauses an einen so chimärischen Plan knüpfen magst. Soll ich Dir einen Rath geben, so warte nicht länger, Dir ein häusliches Glück zu gründen; denn je älter Du wirst, um desto schwerer wird Dir die Wahl und der Entschluß."

„Du würdest nicht so reden, beste Euphrosyne," sagte Odo, „wenn Du wüßtest, was das ist — die Liebe."

Hätte Odo nur ganz ehrlich gesagt: „Die Liebe zum Gelde" — so würde Euphrosyne ihn ganz leicht verstanden haben. Jetzt war ihr seine Leidenschaft für Grazia räthselhaft, denn sie konnte es sich nicht vorstellen, daß Geiz und Habsucht in solchem Grade Odo beherrschten, um ihn zu bestimmen, sein ganzes Leben in der unsichern Erwartung größerer Glücksgüter hinzubringen. Sie sagte gelassen:

„Du thust mir leid, denn Du jagst einer Chimäre nach — und versündigst Dich. Grazia ist vermählt; folglich begreife ich nicht den Sinn unseres Gesprächs, welches sich darum dreht: wenn sie es nicht wäre."

„Aber gesetzt den Fall, Grazia ginge vor Adrian aus dem Leben," sagte Odo abbrechend, „was würde dann aus Kreuzbronn?"

„Es würde Adrian zufallen."

„Und wenn Adrian ohne Nachkommenschaft aus der Zeitlichkeit scheidet?“

„Frage Adrian um seine Absichten, bester Odo, vielleicht theilt er sie Dir mit.“

„Adrian ist in dieser Beziehung ein Buch mit sieben Siegeln.“

„So wirst Du es in der Ordnung finden, wenn auch ich es bin, nicht wahr?“

„Sollte Adrian wohl daran denken, seine Verwandten mütterlicherseits zu begünstigen?“ inquirirte Odo weiter.

„Er hat keine mütterliche Verwandte. Seine Mutter war eine Waise aus dem Elsaß, deren Familie theils in der französischen Revolution, theils in den Napoleonischen Kriegen zu Grunde gegangen ist.“

„Demnach wäre ich der einzige rechtmäßige Erbe!“ rief Odo freudestrahlend.

„Ich weiß nicht, ob der Oheim ein Recht hat, seinen Neffen zu beerben, sobald es sich weder um ein Majorat noch ein Lehn handelt,“ erwiderte Euphrosyne trocken.

„Tadelst Du mich, wenn ich mich freue, daß Kreuzbronn, statt in fremde Hände, in die meinen kommt?“ fragte er aufrichtig verwundert.

„Ich tadele nichts und lobe nichts, da wir bei Beurtheilung dieser Sache auf verschiedenem Standpunkt stehen; denn die Fälle, welche eintreten müßten, bevor

Du nach Deiner Meinung zum Besitz von Kreuzbronn gelangtest — thun mir weh."

„Mein Gott, mir auch!... wer kann daran denken!"

„Der, welcher davon sprechen kann," entgegnete sie, stand auf und setzte hinzu: „Ich habe Grazia nur für einige Tage bei mir. Darum geize ich mit jedem Augenblick."

„Das begreift sich," sagte Odo verbindlich. Er war mindestens über seine Furcht beruhigt, in Emanuel einen Nebenbuhler für künftige Zeiten, insofern es Euphrosynens Gönnerschaft betraf, zu finden.

Am Nachmittag wollte er wieder fort und pries die Eisenbahn, die einen solchen flüchtigen Besuch möglich mache/ Natürlich rief Emanuel sogleich:

„Sie ist aber doch affrös — die Eisenbahn!... und stupid! Ein paar Millionen Ellen Eisenbahnschienen durch ganz Europa — müssen die nicht ein garstiges und dummes Ansehen geben."

„Was! die Eisenbahnbauten, die Viaducte, die Brücken, die Bahnhöfe... garstig!" rief Odo.

„Erzgarstig! es sind ja Alles nur Kartenhausbauten für eine Handvoll Jährchen garantirt. Bei einem großartigen Bau aber ist es eine Hauptsache, daß er monumental sei, und seiner Zeit und der Idee, die ihn geboren, gleichsam ein Stückchen Ewigkeit zum Denkmal setze."

„Es gibt nichts Erhabeneres als die Idee, welche die Bauwerke der Eisenbahn in ihren kühnen Constructionen ausdrücken!" rief Odo: „Diese schwunghaften Bogen, die Ströme und Thäler überwölben — diese Tunnels, die Felsen durchbohren — diese Bahnen, die sich um Gebirge hinauf- und herabschlängeln — sind sie nicht der ganz natürliche Ausdruck eines ungeheuern Fortschritts im Weltverkehr?"

„Weltverkehr!" rief Emanuel achselzuckend: „das ist auch so ein Wort, welches von Hundert geschrieen und von Neunundneunzig nicht verstanden wird! Weltverkehr! Wenn Du sagtest: Fortschritt zur Weltverkehrung — ja, dann würde ich Dir beistimmen. Soll es aber ein Fortschritt sein, wenn der Menschheit die Annehmlichkeit geboten wird, vom Dampf umhergewirbelt zu werden, wie die Spreu vom Winde? — das geht über meine Begriffe! Denn wenn man mir sagt, es würden dadurch rasch Ideen verbreitet und deshalb habe die Eisenbahn eine civilisirende Mission: so muß ich lachen, weil die modernen sogenannten Ideen feindlich gegen alle Civilisation sind. Soll das Streben alle sittlichen, politischen und socialen Grundlagen durch Lüge zu zerstören und dann die entwürdigte menschliche Gesellschaft durch Säbelwirthschaft und durch den Druck des Geldsacks erst zu zerstampfen und dann zu beherrschen — als Verkörperung der Ideen, als Ideal aufgestellt werden: so lobe ich mir

Attila und Dschingis-Chan als Verbreiter von Ideen! Nein, lieber Odo! der Materialismus, dem unsere ganze miserable Epoche huldigt, dem dienen Deine geliebten Eisenschienenwege und den verbreiten sie, indem sie Genußsucht, Geldgier, Neugier, oberflächliches Wissen, Hang zu Zerstreuung, Unzufriedenheit mit ruhigen Verhältnissen befördert."

„Gerade diese materielle Seite, die Du mit Deiner gewohnten Uebertreibung hervorhebst," fiel Odo ein, „hat doch glänzende Vortheile durch den ungeheuern Geldumsatz, den sie mit sich bringt und der dem Volk zu gut kommt."

„Nennst Du die Actionäre, die Speculanten, die Millionäre, welche den Geldumsatz manipuliren, „das Volk" — so hast Du Recht. Hast Du aber die arbeitende, taglöhnernde Classe im Sinn, so hast Du glänzend Unrecht! Die hat nicht im geringsten Vortheil von dem rascheren und stärkeren Geldumsatz, der alle Lebensbedürfnisse vertheuert — um so weniger, als sie so gering wie möglich bezahlt wird, damit sich die Millionäre nur recht schnell in Billionäre umwandeln."

„Das größte Unglück für die arbeitende Classe — keine Arbeit zu finden: tritt, Dank dem Eisenschienennetz, gar nicht mehr ein," sagte Odo. „Es wird fort und fort daran gebaut und jeder Ast treibt neue Zweige. Wer Arbeit sucht, findet sie. Und ist die Bezahlung nicht splendid, so ist es nun einmal der Welt

Lauf, daß der Gutsherr mehr hat als seine Ackerleute und der Fabrikbesitzer mehr als seine Arbeiter."

„Was den Landmann betrifft, bester Odo, so mag seine Existenz immerhin ärmlich sein, aber sie ist sicher, unabhängig von Kriegen, Revolutionen, Geldkrisen, ungünstigen Conjuncturen — denn Brod muß man immer haben und folglich immer das Feld bestellen; und ich bedaure sehr, daß der Wahn eines größeren und leichteren Gewinnes manche fleißige Hand der Feldarbeit entzieht, um sie der precären Eisenbahnarbeit zuzuführen; denn bei dieser sind Stockungen und Störungen, gerade durch Deinen hochgepriesenen Weltverkehr, vorauszusehen; bei jener nicht."

„Nun, für die nächsten fünfzig Jahre geben die Eisenbahnen noch Arbeit genug."

„Und dann möge es immerhin heißen: Après nous le déluge! Wir haben dann unser Gutes genossen und künftige Generationen mögen sehen, wie sie fertig werden!" rief Emanuel. „Sieh, diese crasse Selbstsucht, die nur an die Gegenwart denkt und keine andere Freigebigkeit als die eines blinden Optimismus kennt, um sich nur recht in die Behaglichkeit hinein wühlen zu können: ist so recht Frucht und Wurzel..." —

„Der Eisenbahnen!" unterbrach ihn lautlachend Odo; — „denn sie scheinen Dein Sündenbock zu sein."

„Nein! des Materialismus," sagte Emanuel ruhig. „Du hättest aber einen weit größeren Effect gemacht, bester Odo, wenn Du gerufen hättest: des Concordats! da es jetzt Mode ist, alles Mißliebige, was auf unserm Erdball vorfällt, zu einem Kopf des tausendköpfigen, von den Männern des Fortschritts erfundenen Monstrums Concordat zu machen. Doch, was rede ich da! Du, als guter Katholik, kannst Dich ja nicht als dessen Gegner geberden!... nicht einmal im Scherz."

„Ich bin im Staatsdienst," entgegnete Odo kühl: „da das Concordat die Rechte des Staates und des protestantischen Staatsoberhauptes antastet: so kann ich nicht anders als nach meinem Gewissen ein Gegner des Concordates zu sein."

„Aber Onkel!" rief Grazia, „Du bist viel länger ein Sohn der Kirche als ein Diener des Staats und verdankst Deiner Mutter ungleich größere Güter als Deinem Herrn! Warum fühlst Du Dich denn nicht auch im Gewissen verpflichtet, ihre Rechte, die schmählich gekränkten, zu vertheidigen? Und das wäre doch eines edlen Mannes um so würdiger, als sie wehrlos ist — während der Staat seine Beamten, seine Soldaten, seine Polizei — kurz, alle äußeren Mittel hat, um sie zu unterdrücken. Ich gestehe offen, mich befällt eine unaussprechliche Verachtung aller katholischen Männer, die mit so leeren Beschuldigungen und

pomphaften Worten heutzutage die mißhandelte Kirche angreifen und den präpotenten Staat zärtlich gegen sie in Schutz nehmen! Umgekehrt — wäre das Richtige."

„Liebe Grazia," entgegnete Odo gezwungen lächelnd, „Du zeigst Dich als eine ächte Tochter dieser ewig nach Despotie schmachtenden Kirche, indem Du keine Gewissensfreiheit einräumen willst."

„Verzeih, lieber Onkel!" sagte sie: „aber nimmermehr kann das Gewissensfreiheit sein, was uns veranlaßt das Niedere über das Höhere zu stellen... denn das ist ein Zeichen von Knechtschaft, von Gebundensein an das Niedere, von Unfähigkeit, sich zum Höheren zu erheben. Wer den Staatsbürger über den Christen stellt, hat seine Gewissensfreiheit kläglich an seine Leidenschaften und Interessen verloren."

„Es ist erstaunlich, welche Neigung die Damen zu Uebertreibungen haben!" rief Odo mit süßsaurem Ton. „Man kann sehr gut den Christen von den Ultramontanen trennen — und nur um diese letzte Richtung handelt es sich bei den maßlosen Ansprüchen, welche heutzutage die Kirche erhebt und dadurch Conflicte aller Art hervorruft: mit den Regierungen, mit dem Zeitgeist, mit der Wissenschaft, mit der Civilisation...." — —

„Und mit der Freimaurerei!" fiel Emanuel ein; „oder eigentlich mit der Auffassung und dem Streben,

welche die Freimaurerei in all diese Dinge hineinlegt. Aber gerade dieser Conflict legt ein glänzendes Zeugniß — von höheren Charismen abgesehen — für den prächtig gesunden Menschenverstand ab, der in der katholischen Kirche zu Hause ist.... und in der übrigen Welt fehlt; denn nur durch dessen Mangel ist die lächerliche Devotion erklärlich, mit der man das Freimaurerwesen behandelt. Die Geheimbündlerei ist ein fressender Krebsschaden an der menschlichen Gesellschaft. Sie unterwühlt alle Verhältnisse. Sie zernagt an der Wurzel die Gewissensfreiheit, schiebt der leeren Stelle den Wechselbalg eines willkürlichen Subjectivismus unter, macht die Menschen dadurch zu Sklaven eigener und fremder Leidenschaften, umnebelt ihren Verstand, lähmt ihre sittliche und befördert jede entsittlichende Kraft — beherrscht die character- und gedankenlose Welt und haßt mit giftigstem Haß die einzige Macht, welche ihr diese Herrschaft — und zwar mit Aussicht auf Sieg — streitig macht: die katholische Kirche mit ihrem unverwüstlich lebendigen Glauben an göttliche Offenbarung, deren Trägerin sie ist. Schreit nur immerfort: Ultramontane! Clericale Partei! Priester-Clique! Schreit in eurer schlechten Presse! schreit in den Kammern, die Ihr anfüllt und die für Leute eures Schlages mit euren Wahlumtrieben erfunden sind! schreit in den Schenken! schreit in Adressen! schreit bei Zweckessen und bei anderweitigen Demon-

strationen!... Aber, mein lieber Odo, all das Geschrei ist Lüge! Nicht gegen die Ultramontanen und nicht gegen die Clericalen richtet sich diese Berserkerwuth, denn jene Worte habt Ihr ja nur aufgebracht, um die Massen zu täuschen. Ihr wüthet gegen die eine unzerstörbare katholische Kirche."

„Emanuel!" rief Grazia mit namenloser Freude: „wie mußt Du die Kirche lieben, da Du ihr Wesen so gut verstehst!"

„Der Geist der Kirche ist wesentlich ein liebender Geist," erwiderte Emanuel: „und der thut mir wohl. Ich war vor Kurzem in Freiburg, um einmal recht genau und eingehend den Dom zu betrachten, dies Prachtwerk der katholischen Baukunst, dies versteinerte Spitzengewebe, das fromm, rein und kühn wie ein heiliger Gedanke zum Himmel aufstrebt und dabei einen eigenthümlichen Zauber von Romantik hat. Nachdem ich meinen Zweck erreicht hatte und den Dom wieder verließ, betrachtete ich auch das äußere Portal und fand in dessen Seitenwand ein paar Zeichen eingemeißelt, die so recht verkünden, wie die Kirche das Leben und Treiben des Volkes, von dem wir vorhin sprachen, in Schutz nahm. Hast Du es je bemerkt, Grazia?... Nichts von Heiligenbild oder Crucifix oder sonstiger frommen Darstellung! — Nein! die Länge der Elle und die Größe des Brodes ist in den Quaderstein eingehauen, ist auf diesem Platz gleichsam in den Schutz

Gottes gestellt, damit Niemand sein Gewissen beschwere und zu knappes Maß und zu leichtes Gewicht gebe. Und da staunte ich über die große Zartheit der Mahnung — und der Gewissen, an welche sie sich richtete. Heutzutage würde so etwas ganz umsonst sein und keinem Menschen weder ein= noch auffallen; — und da dachte ich weiter, als dies gemeißelt worden, sei die ganze Welt katholisch gewesen und habe das verstanden; und fragte mich, ob die Fortschrittsideen, die auf der Eisenbahn rutschen, auch darauf berechnet wären, die Gewissen zu verfeinern; — und da gab ich mir die Antwort: Mit nichten! sie befreien nicht nur von der Verfeinerung, sondern möglichst vom Gewissen selbst. — Das ist moderner Fortschritt, Odo!"

„Lieber Emanuel," sagte Odo, „wenn Du jetzt sogar mittelalterlich=romantisch wirst, so ist jede Aussicht auf Verständigung zwischen uns geschwunden, denn jene Zeit finsterer Rohheit ist mir ein Gräuel."

„Du ziehst die Brutalität, die sich, wie jetzt, ungenirt am hellen Tageslicht zeigt, vor? Gut! das ist Deine Sache und nicht davon sprach ich! ich leugne gar nicht, daß in der Menschheit aller Zeiten ein großes Stück von der Bestie zu finden ist; aber ich frage, wer behält das Edle, welches neben dem Bestialischen in der Menschheit liegt, liebevoller im Auge — und wer versucht wirksamer das eine zu bezwingen und das andere zu entwickeln: die Kirche — oder der

Weltverkehr sammt freimaurerischem Ideenfortschritt zu allgemeiner Gottlosigkeit und Revolution?"

Grazia klatschte frohlockend in die Hände und Odo entgegnete mit Hohn:

„Dies Ziel gibst Du den Ideen der Gegenwart."

„Den Ideen der Geheimbünde — ja! und die Erfahrung gibt mir Recht!" rief Emanuel: „wo sie die Oberhand gewinnen, tritt der Umsturz ein."

„Bei Uebergangsperioden muß selbstverständlich Alles zusammenbrechen, was der untergehenden Epoche genügte, aber den Forderungen der aufgehenden nicht entspricht."

„Eines ist mir über alle Maßen merkwürdig bei Euch fanatischen Staatsdienern und Staatsanbetern," sagte Emanuel. „Ihr wollt Eurem Idol zu einer allumfassenden Macht verhelfen, auf dessen Gipfel es ruhend throne, wie jene indische Gottheit mit tausend Händen und Füßen, während Ihr im Schatten seiner Flügel die Staatsmaschinerie leitet und ausflickt. Ihr werdet Freimaurer, Ihr huldigt dem Fortschritt, Ihr schwärmt für die zerstörerischen Ideen des Tages, Ihr verleugnet Euren Glauben und Eure Kirche — Alles das thut Ihr, damit sich nur ja kein selbstständiges Leben in den Körperschaften äußere, die Euer Idol mit so pünktlicher Kaltblütigkeit regieren soll, als ob es nur das Einmaleins zu überhören hätte. Und dermaßen

seid Ihr mit Blindheit geschlagen, daß Ihr gar nicht merkt, mit welchen Leuten Ihr fraternisirt, welche Tendenzen Ihr unterstützt, da die Fortschrittspartei ja eine entschiedene Feindin der modernen Staatsomnipotenz ist und Euch nur zu gewinnen sucht, um in Euch — deren Stützen zu untergraben und dann in ihrer eigenen Omnipotenz zu schalten und zu walten. Du und Deine Gesinnungsgenossen Ihr werdet Euch erbärmlich zwischen zwei Stühle niedersetzen, wenn es vorbei sein wird mit der Allmacht des bureaucratischen Polizeistaates, sobald Eure Fortschrittsfreunde gegen ihn und nicht gegen die Kirche ihre Mauerbrecher richten, und der Umsturz Euch hohnlachend angrinst, den Ihr zärtlich beschützt habt, so lange er das Fundament des Staates, die Kirche, angriff. Ihr seht das Gras wachsen, Ihr hört die Krebse niesen — aber das seht und hört Ihr nicht! Die Bureaucratie hat den Kopf verloren, wenn sie mit dem Fortschritt gemeinschaftliche Sache macht — ergo, wird es ihr schlimm gehen."

„Jetzt muß das Maß Deines Zornes erschöpft sein, da Du Dich bis auf das Gebiet der Prophezeihungen verstiegen hast," sagte Odo bitter lachend: „es schlägt auch die Stunde, wo ich auf der Eisenbahnstation sein muß. Aber eine Versicherung will ich Dir schließlich geben. Wunderst Du Dich, daß ich den Ideen der Gegenwart bis auf einen gewissen Grad huldige, ohne doch ein Umsturzmann sein zu wollen: so wun-

dere ich mich, daß Du für kirchlich-mittelalterliche Ideen schwärmst, ohne Katholik sein zu wollen."

„Ah, ich will sehr gern!" rief Emanuel: „allein das hängt von einem höheren Willen ab."

Odo nahm Abschied. Euphrosyne, immer gütig, dankte ihm für seinen freundlichen Besuch, der doch nicht sehr freundlich gemeint war; und Odo fuhr fort. Grazia aber sagte zu Emanuel, indem sie bittend die Hände aufhob:

„Widerstrebe nicht der Gnade! die ewige Wahrheit ist Dir so nah gekommen!... Laß Dich gründlich unterrichten — und bekenne sie."

„Wenn nur nicht das Bekennen vom Erkennen durch eine so formidable Kluft getrennt wäre, daß ein Riesenwille dazu gehört, um sie zu überspringen.

„O sei versichert, daß die Gnade und die Belehrung Dir den nothwendigen Sporn dazu geben werden."

„Willst Du mich unterrichten?" fragte er lebhaft.

„Nein," sagte Grazia: „das muß systematisch und gründlich geschehen, insofern es das Dogma betrifft. Das ist die Sache eines Geistlichen."

„Ich bin aber zu alt, um auf diese Weise in die Schule zu gehen!" rief Emanuel: „nein! daraus wird nichts!"

„Wie?" fragte sie traurig: „scheuest Du eine so kleine Mühe, um zu einem so großen Gut zu gelangen?"

„In dieser steifen Form scheue ich sie — ja! Aber bekehren lasse ich mich gern. Gib mir passende Bücher, beantworte meine Fragen, löse meine Zweifel. Bedenke, daß ich noch gar keinen Entschluß gefaßt habe, gar nicht klar bin, was mir zu thun obliegt und, vermöge meiner Anschauungsweise, gar keine Neigung habe, mich zu binden. Es ist entsetzlich, so ein Wandelstern zu sein, wie ich, der regellos dahin fliegt, während Du, schöner Fixstern, Deine sichere Sphäre hast — und wohl einmal umwölkt, aber nicht herausgeschleudert werden kannst."

„O," sagte Grazia sanft, „durch die Sünde können wir Alle aus unserer Bahn geschleudert werden."

„Die Sünde!" rief er überrascht: „das ist freilich etwas, woran man bei Dir nicht denkt!"

„Die Welt denkt überhaupt nicht an sie und will auch gar nichts von Sünde wissen; darum hat sie keine Furcht vor ihr und scheut sich nicht zu sündigen — und darum können wir alle Tage sehen, was der Prophet klagend ausruft: Wie bist du vom Himmel gefallen, schöner Morgenstern!"

„Was nennst Du Sünde?" fragte er nachdenkend.

„Alles, was mich von Gott und seiner Liebe trennt," sagte Grazia.

„Das ist eine himmlische Definition!" rief er gerührt.

„Ich weiß keine andere," erwiderte sie unbefangen.

So vergingen acht Tage in Kreuzbronn — schwer

und doch süß für Grazia; denn mit strengeren Zügen, als je zuvor, trat ihr die Entsagung entgegen, während die zarteste Theilnahme, die das Menschenherz bewegen kann: Liebe zu einer Seele — mit weichem Hauch ihr inneres Leben anwehte. Emanuel meinte wieder: wenn er nur in dieser Weise immer auf Kreuzbronn fortleben könne, so sei er stets angeregt und geistig beschäftigt, nie gelangweilt und folglich führe er dann ein glückseliges Leben; — höher gingen seine Begriffe von Glückseligkeit noch nicht.

Grade und krumme Wege.

Bei ihrer Rückkehr nach Baden wurden Grazia und Emanuel frohlockend empfangen. Alle hatten sie sehr vermißt. Adrian sagte:

„Du bist die Seele des Hauses, Grazia! . . . Ohne Dich fällt es auseinander.“

„Seitdem ich acht Tage lang versucht habe, Deinen Platz einzunehmen,“ sagte Gräfin Meerhaim zu Grazia, „muß ich Dich und Deinen Heldensinn wahrhaft bewundern, liebes Kind: so schwer finde ich Deine Aufgabe.“

Und Graf Meerhaim versicherte, Stella habe freilich die Möglichkeit in Unterhaltungstalent und Aufmerksamkeit geleistet, aber wenn Emanuel fehle mit seinen Paradoxen und Grazia mit ihrer kühnen Aufrichtigkeit, so sei die Unterhaltung doch weniger munter und er habe nun einmal weiter nichts vom Leben, als Freude an einer muntern Umgebung; deßhalb werde er in Zukunft Euphrosyne nach Baden be=

rufen, aber Niemand aus Baden nach Kreuzbronn ziehen lassen.

Stella war strahlend vor Freude, als sie Emanuel wiedersah. Sie sagte nichts, als er ihr die Hand zum Gruß bot und sie ihm die ihre gab; allein sie hatte auch gar keine Worte nöthig und Emanuel verstand sie vollkommen. Aber auch Grazia verstand sie. Behüte ihn, mein Gott! seufzte Grazia.

Graf Meerhaim hatte in seinem Hause die Sitte eingeführt, daß die Familie nach englischer Art schon zum ersten Frühstück, um neun Uhr Morgens, sich versammelte; nach demselben zog sich Jeder in sein Zimmer zurück. Die Gräfin, der diese Einrichtung höchst lästig war, weil sie sich nicht gern an bestimmte Stunden band, fügte sich mit aller Gelassenheit einer negativen Natur, die stets von fremdem Impuls bestimmt wird — und floh gleich nach dem Frühstück in ihr Schreibecabinet zu ihrer Correspondenz und ihrer Lectüre. Graf Meerhaim las in seinem Zimmer englische Zeitungen, mit denen er Stella nicht langweilen wollte, weil er wohl wisse — sagte er — daß so ein kleiner Mädchenkopf von Flor und Musselin für die Politik der „Times“ zu schwach sei. Emanuel ging seiner Wege und Stella beschäftigte sich in ihrem Zimmer, wie sie eben Lust hatte. Am Tage nach Emanuels Ankunft hatte sie aber Lust mit ihm allein zu sprechen, und deßhalb ging sie, als sie Alle nach dem Frühstück

das Speisezimmer verließen, in den Salon, der in den Morgenstunden verödet war. Emanuel verstand das; er folgte ihr und fragte theilnehmend:

„Haben Sie etwas von Tristan gehört?"

„Gehört nichts; — aber ich habe ihn flüchtig gesehen," erwiderte Stella.

„Mein Gott, weßhalb denn!" rief Emanuel unmuthig: „hab' ich Sie nicht gebeten, es nicht zu thun? Er kann Sie in die peinlichste Verlegenheit setzen."

„Nein, nein, so war es nicht, Graf Emanuel!" sagte Stella eifrig: „ich werde gewiß nie etwas thun, was Sie mir abrathen. Ich habe Tristan nur mehrmals hier am Hause vorübergehen sehen, und immer machte er mir einen peinlichen Eindruck — so vernachläßigt war er in seiner Kleidung, seiner Haltung. Arm und frech! — das fiel mir ein. Einmal saß ich auf dem kleinen Balcon vor dem Schreibcabinet der Frau Gräfin; da wurde er mich gewahr und grüßte mich mit seiner vertraulichen Keckheit, die Sie kennen. Ich war ganz beschämt und drückte mich tief in die kleine Laube hinein. Und das Alles thut mir so weh und beängstigt mich unaussprechlich, denn es kann ja nicht immer so mit ihm fortgehen! Was wird denn eigentlich aus einem Spieler, Graf Emanuel?"

„Wir wollen hoffen, daß Tristan sich bessert," sagte Emanuel mitleidig. „Bei seiner Jugend und seinen Talenten ist das nicht unmöglich. Könnte man nur

Einfluß auf ihn gewinuen und ihn bestimmen, Baden zu verlassen."

„Das hab' ich auch schon gedacht! . . . Allein wer wird sich damit befassen mögen! . . . Nur Sie, Graf Emanuel, wären im Stande, sich diese Last aufzubürden. Man müßte suchen, ihn für einen andern Aufenthalt zu gewinnen, für Wien, Berlin, und ihm dort Gönner und Beschützer erwirken, die Arbeiten von ihm verlangen, damit sein Müßiggang aufhörte. Meinen Sie nicht? Wäre das unmöglich?"

„Keineswegs! nur müßte Tristan Lust zu einer Veränderung seiner Existenz haben."

„Ach, sollte er nicht mit beiden Händen nach Errettung aus diesem Schlamm greifen? Haben Sie ihm je einen solchen Vorschlag gemacht?"

„Arbeit und Empfehlungen habe ich ihm längst angeboten. Er lehnte sie ab. Vielleicht geräth er aber in so große Noth und Verlegenheit, daß ihm kein anderes Mittel bleibt, um sich vor dem äußersten Elend zu schützen, als einen solchen Vorschlag anzunehmen. Bei seinem großen Leichtsinn und unter dem Joch seiner Leidenschaft dürfen wir nicht erwarten, daß er ohne vorhergehende große Catastrophe seinen Irrweg verlasse. Er ist auch wenig zugänglich für einen Rath oder den Ausdruck ernster Theilnahme."

„Auch Ihnen gegenüber?" fragte Stella mit solcher

Verwunderung in ihren schönen Augen, daß Emanuel lächelnd sagte:

„Es haben sehr wenig Menschen Vertrauen zu mir; — warum sollte Tristan es haben?“

„Ach,“ rief Stella, „nach Gründen müssen Sie mich nicht fragen! ich empfinde nur — und da leihe ich unwillkürlich der ganzen Welt meine Empfindung: Vertrauen zu Ihnen zu haben . . . zu Ihrer Güte, Ihrem Wohlwollen, Ihrer Bereitwilligkeit, sich Derjenigen anzunehmen, die schutzlos sind — denn das Alles habe ich an mir selbst erfahren.“

Sie sprach mit einem solchen Gemisch von Innigkeit und Wehmuth, daß Emanuels Herz davon getroffen wurde, so daß er lebhaft sagte:

„Ach, für Sie interessirt man sich doch in anderer Weise, als für den armen Tristan. Mit ihm hat man Mitleid, Fräulein Stella! Ihnen gegenüber möchte man aber um Mitleid bitten.“

Da lachte sie fein und sagte im muntern Ton:

„Nein, Graf Emanuel, wir wollen es beim Alten lassen! ich habe viel lieber Vertrauen zu Ihnen, als Mitleid mit Ihnen — und ich denke, das muß auch Ihnen lieber sein; denn Vertrauen — und wenn es auch nur von einer so ganz geringen, kleinen Person, wie ich bin, geschenkt wird — ist stets eine Ehre. Mitleid aber kann leicht etwas Demüthigendes haben. Ich sehe lieber zu Ihnen hinauf als herab.“

Sie stand auf, verneigte sich tief und verließ den Salon. Sie ist aber klug! rief Emanuel in seinem Entzücken halblaut: klug, bildschön und charmant — eine seltene Vereinigung von drei Vorzügen, von denen einer schon genügt, um das Weib bezaubernd zu machen. Ihr zu Gefallen muß ich suchen, irgend etwas für diesen Taugenichts Tristan zu thun. Im Spielsaal werde ich ihn wohl finden.

Tristan hatte wieder einmal Alles bis auf den letzten Heller verspielt. Er hatte mehrmals den Portier des Meerhaim'schen Hauses gefragt, ob Emanuel zu sprechen sei; aber Emanuel war damals in Kreuzbronn. An Stella zu schreiben getraute Tristan nach dem schlechten Erfolg seines ersten Briefes sich nicht. Sie gibt mir nichts und zeigt vielleicht meinen Brief dem alten John Bull-Grafen — und der wäre wohl im Stande, sich unangenehm zu machen — dachte Tristan. Er vermuthete, daß seine Mutter noch einiges Geld habe, obschon sie es leugnete. Aber wo verwahrte sie es? trug sie es immer am Tage bei sich? sehr wahrscheinlich. Aber Nachts — wo ließ sie es? legte sie es unter ihr Kopfkissen? — oder den Schlüssel, der es verschloß? Er sah sich in ihrer elenden Dachkammer um: da war ein einziges verschließbares Möbel, eine alte, wackelnde Commode; deren Schlüssel also behütete Nachts den Schatz! — Er fand seine Mutter

grenzenlos habsüchtig und egoistisch. Hatte er nicht oftmals seinen Gewinn mit ihr getheilt? Freilich . . . auch sie hatte es gethan, aber im geringeren Maß, weil sie weniger Glück hatte. Er wollte sich daher für berechtigt halten, einen Theil seines Geldes zurückzunehmen, da Bitten und Forderungen unerfüllt blieben. Er mußte mit der Ausführung seines Vorhabens auf eine Nacht warten, die Richenza nicht bei der jungen Hellmig zubrachte. Jede Minute des Wartens erschien ihm wie eine Ewigkeit, in welcher über sein Heil oder Unheil entschieden werde; denn in jeder Minute konnte seine Mutter das Wenige verlieren, was sie noch besaß. Es überfiel ihn bei dieser Vorstellung und in dieser Spannung eine wüthende Ungeduld, so daß jeder Nerv an ihm bebte, jeder Pulsschlag ein dumpfer, hörbarer Hammerschlag in seinem Kopf und seiner Brust ward und die Aufregung seines Blutes wie Wellenschlag in sein Ohr dröhnte. Er streifte umher . . . gedankenlos, besinnungslos. Zuweilen lief er so rasch bergauf, bis ihm der Athem ausgehen wollte; oder er wälzte irgend einen schweren Stein fort — nur um dieser innerlich tobenden Unruhe einen Ausweg zu geben. Zwei Nächte hintereinander blieb Richenza bei der Kranken. So mußte Tristan drei Tage warten! Er sah seine Mutter gar nicht während dieser Zeit. Er konnte es im Spielsaal nicht aushalten, wenn er nicht spielen konnte. Einmal versuchte er das Spiel seiner

Mutter, Gewinn oder Verlust, zu beobachten; allein er hielt es nicht fünf Minuten aus — dermaßen raste das Verlangen in ihm, selbst zu pointiren. Welch eine unbarmherzige Mutter! dachte er, als er zähneknirschend aus dem Saal stürzte: es heißt, eine Mutter hungere lieber, als daß sie ihr Kind hungern ließe! ... Ist nicht wahr! Meine Mutter läßt mich hungern, heißer als nach Brod ... und spielt unbekümmert um meine Verzweiflung vor meinen Augen fort! ... Ist das Mutterart? — —

Ja, ihren letzten Bissen Brod hätte Richenza ihrem Sohn gegeben: denn das betraf die natürliche Mutterliebe. Aber diese hörte auf, wo die Leidenschaft begann: das wenige Geld, womit sie spielte, wollte sie ihm zum Spiel durchaus nicht geben. Vielleicht heilt es ihn von seiner traurigen Leidenschaft, wenn ihm jedes Mittel entzogen wird, um sie zu befriedigen, seufzte sie, als wolle sie sich selbst glauben machen, daß dies ihre Absicht sei. Aber sie schlug ihm in Wahrheit nur deßhalb Geld ab, um den Genuß zu haben, es selbst zu verspielen. Er ist so jung, dachte sie, er kann noch andere Dinge unternehmen, andere Wege einschlagen. Ich kann das nicht mehr. Meine Hoffnungen, meine Interessen lassen sich auf keinen andern Gegenstand übertragen: dieser *eine* entzündet sie und löscht sie aus! — Aber weil sie dies nur zu deutlich fühlte, hatte sie über ihre eigene Entwürdigung Anfälle von so

gräßlicher Verzweiflung, daß ihr das Tageslicht verhaßt war, wenn es sie aus ihrem kurzen Fieberschlummer weckte. Stille, kühle Ruhe in ewiger Nacht ... daß muß eine Seligkeit sein! ächzte sie in solchen Augenblicken. Um sicher zu sein, wenigstens auf kurze Zeit im Schlaf das Bewußtsein ihres Elends zu verlieren, hatte Richenza die Frau Hellmig um ein Weniges von dem Opiat der Kranken gebeten, und nahm einige Tropfen in jenen Nächten, wo sie nicht bei der Kranken blieb.

Dies geschah auch an dem Abend, wo Tristan entschlossen war, zu seinem Eigenthum, wie er es nannte, zu gelangen. Er wollte aber zuvor nochmals die Bitte versuchen. Er war früher als seine Mutter heimgekehrt und als sie in ihre Dachkammer trat, saß Tristan da. Sie fuhr zusammen bei seinem Anblick. Seine Augen blitzten unheimlich. Seine Lippen zuckten und auf seinen bleichen, eingesunkenen Wangen brannten zwei rothe Flecken.

„Bist Du krank, Tristan?“ fragte sie.

„Ja,“ sagte er mit trockener, heiserer Stimme, „ich habe Fieber — das Spielfieber, Mama! — Du kennst es . . . einigermaßen, doch nicht ganz. Denn Du vermagst, auch wenn Du nicht spielst, am Spieltisch zu bleiben, Combinationen für die Zukunft zu machen, Chancen zu studiren . . . lauter Dinge, die ich nicht kann. Ich muß thätig sein und selbst spielen. Ist

mir das unmöglich, so befällt mich im Spielsaal eine solche Wuth, daß ich den Ersten, Besten todtschlagen möchte, um mit dessen Geld zu spielen. Drum lauf' ich hinaus. Aber draußen, Mama, verschmachte ich! . . . da geht mir die Lebensluft aus, da bin ich dem Ersticken oder dem Wahnsinn nahe . . . habe also die Güte mir etwas Geld mitzutheilen, Mama."

„Ich habe nichts!" sagte Richenza finster.

„Doch, Mama, Du hast! ich sehe Dich ja täglich spielen."

„Ja, mit ein paar armseligen Gulden, die mir dienen mein Leben zu fristen."

„Nun so gib mir einen einzigen von diesen Gulden."

„Nein, ich thue es nicht! Soll ich morgen Dein Mittagessen bezahlen? . . . Sehr gern! . . . Doch das Spielgeld geb' ich Dir nicht."

„Ich will kein Mittagessen! einen baaren Gulden will ich!"

„Nein, Tristan! Gott will es nicht!"

„Gott will es nicht?" rief Tristan mit höhnischem Lachen. „Ah bah! das muß Dein Gott sein! . . . Denn mein Gott will es. Wie das drollig klingt, Dich von Gott sprechen zu hören, Mama."

Und mit diesem schneidenden, gellenden Lachen verließ Tristan die Kammer seiner Mutter, begab sich in die seine und schob den Riegel der Verbindungs-

thür zu. Richenza zitterte vor Furcht und Grauen — aber . . . ihre kleine Baarschaft von zwanzig Gulden war gerettet und ruhte, wie Tristan es geahnt hatte, Nachts unter ihrem Kopfkissen. Das Morphium gab ihr Schlaf.

Tristan wartete ein paar Stunden, bis seine Mutter fest eingeschlafen war. Durch die dünne, in ihren Fugen klaffende Thür und in der Stille der Nacht konnte er jeden Athemzug hören. Als er sich überzeugt hatte, daß Richenza schlafe, schob er vorsichtig den Riegel zurück und schlüpfte lautlos herein. Das Fenster hatte weder Vorhänge noch Jalousien, so daß die nächtliche Straßenbeleuchtung der Dachkammer hinreichende Dämmerung zukommen ließ, um seine Schritte sicher zu leiten. Am Kopfende des Bettes stehend schob er vorsichtig seine Hand unter das Kopfkissen und erfaßte sogleich die kleine Geldtasche. Aber wie war sie so fürchterlich leicht! der Angstschweiß trat ihm auf die Stirn . . . . nicht weil er nahm, was nicht sein war, sondern weil er fürchtete, daß da nichts mehr zu nehmen sei. Behende öffnete er das Täschchen und fand vier dünne Papierchen darin. Er nahm überglücklich drei derselben heraus und legte die Tasche auf ihren Platz zurück. Da erwachte Richenza plötzlich, hörte in der Schlaftrunkenheit des Morphiums Schritte, die sich entfernten, einen Riegel, der sich vorschob und rief laut auf:

„O der Unselige! er bestiehlt seine Mutter!“

Aber das Morphium überwältigte sie und sie schlief wieder ein. Doch als diese Wirkung aufhörte und sie ganz wach wurde, überzeugte sie sich sogleich, daß kein böser Traum sie geängstigt habe, denn in ihrer Geldtasche lagen statt zwanzig Gulden — nur fünf.

In den nächsten Tagen sah sie Tristan immer von fern am Spieltisch; übrigens blieb er dermaßen unsichtbar für sie, daß er nicht einmal Abends zu Hause kam. Sie versuchte zu denken, er sei beschämt über seine Handlung. Sah sie ihn aber am andern Morgen am Spieltisch, so mußte sie vor sich selbst bekennen: Ach, er sieht aus wie ein Mensch, den nichts mehr beschämt. — Einmal kam Emanuel in den Spielsaal und ging zu Tristan. Nach kurzem Gespräch entfernte er sich wieder. Richenza dachte ob sie nicht vielleicht ihrem Bruder nacheilen, ihm ihr grenzenloses Elend offenbaren, seine Vermittelung zwischen ihr und den Eltern anflehen solle? Er war gewiß liebreich, er sprach ja so freundlich mit Tristan! Aber nein! . . . Es war unmöglich, in dieser Erniedrigung sich zu erkennen zu geben, Mitleid zu erregen! Nein! sagte sie starr und stolz, ich warte bis zu meiner Todesstunde. Dann sollen sie Alle erfahren, wie nah Richenza ihnen war. Dem Tode gegenüber gibt es kein demüthigendes Mitleid mehr. Und wie lange dauert es, so bricht meine aufgeriebene Existenz auf immer zusammen! —

Tristan war wieder auf eine Glücksader gerathen. Deßhalb hatte er zu Emanuel gesagt:

„Jetzt eben lächelt mir die schöne Göttin! da darf ich sie nicht verlassen, um mit Ihnen das ernste Gespräch zu führen, das Sie mir vorschlagen, Herr Graf. Wendet sich Fortuna wieder von mir ab — was ich nicht fürchten will! — so stehe ich zu Diensten."

Diese Antwort brachte Emanuel an Stella, die unerschöpflich in Vorschlägen war, wie der arme Tristan zu retten sei; — und so machte es sich, daß beide die Gewohnheit annahmen, sich täglich am Vormittag im Salon zu treffen, wo denn in ihren Gesprächen ein Wort das andere gab und Stella tausendfache Gelegenheit fand, Emanuel so sehr für sich einzunehmen, daß ihm schien, es sei ein ganz neuer Zauber mit dieser Chiara Stella über ihn aufgegangen und daß seine Gedanken sich ganz in ihrem Bann aufhielten. Grazia sah er auch täglich, denn jeden Abend um neun Uhr, nachdem Adrian sich zurückgezogen hatte, fuhr sie zu ihren Großeltern und blieb ein paar Stunden bei ihnen. Daß aber in deren Gegenwart die Gespräche von Kreuzbronn nicht fortgesetzt werden konnten, verstand sich von selbst. Er hätte wohl zu ihr gehen können — und Grazia erwartete es. Aber Emanuel war nervos wie seine Mutter: er konnte den armen Adrian nicht vertragen und mußte doch immer gewärtig sein, ihn bei Grazia erscheinen zu sehen; daher be-

suchte er sie zu der allgemeinen Besuchsstunde, wo er auch andere Leute bei ihr fand. Die Hauptsache war eben die: das katholische Dogma interessirte ihn gar nicht und Stella ganz außerordentlich; da setzte es ihn denn in Verlegenheit, vor Grazia bekennen zu sollen, daß seine katholische Begeisterung vor der Hand — erloschen sei. Grazia empfand diese Veränderung mit tiefem Schmerz. Hat er Comödie gespielt? fragte sie sich betrübt; aber weßhalb? aber für wen? und kann man denn so warm, so verständnißvoll für eine Sache sprechen, ohne von deren Wahrheit überzeugt zu sein? oder überzeugt sein und doch nicht die Energie haben, mit vollkommener Entschiedenheit und ohne Rückhalt auf die Seite der Ueberzeugung zu treten?

Ach ja, arme Grazia! gerade dies letztere ist der Grund, weßhalb gar Manche in dieser Beziehung auf halbem Wege stehen bleiben. Der Verstand ist gewonnen, aber der Wille nicht, denn der Wille des Menschen ist Eins und dasselbe mit seiner Liebe — und die Liebe ist sehr oft einem ganz andern Gegenstand zugewendet, als dem, den der Verstand, als der Liebe würdig, anerkennt.

Eines Abends, als so viel Personen im Salon von Gräfin Meerhaim waren, daß keine allgemeine Unterhaltung stattfand, fragte Grazia Emanuel, ob er jetzt Zeit und Lust habe, die Bücher zu lesen, die sie für ihn zusammengelegt habe.

„O!“ rief er, „wären wir in Kreuzbronn, so hätte ich sie längst gelesen!“

„Das glaub' ich auch!“ erwiderte Grazia: „zum Glück ist ein Buch etwas, das man überall in die Hand nehmen kann.“

„Sehr richtig! — aber nicht überall lesen.“

„Emanuel!“ sagte sie — und schwieg, denn sie fühlte Thränen in ihrer Stimme.

„Mein Gott!“ rief er, „wenn Du mit diesem Ton Emanuel sagst, so bin ich bereit, hebräisch zu lernen, um die Propheten des alten Bundes im Urtext zu studiren.“

„Nein,“ sagte sie traurig, „auf dem Beweggrund würde keine Gnade liegen.“

„Du bist zu vollkommen, Grazia!“ erwiderte Emanuel: „um auf uns gewöhnliche Menschenkinder einzuwirken, muß man uns nehmen, wie wir sind und auch kleine Motive in Anwendung bringen. Wenn Du durch eine einzige Inflexion Deiner Stimme mich zu etwas Gutem und Vernünftigen bestimmen kannst, weßhalb wolltest Du das verschmähen?“

„Weil ich fürchten würde, Du thätest es mir — aber nicht Gott zu Lieb', Emanuel — und da, wo es sich um himmlische Dinge handelt, kann die Absicht nie rein genug sein.“

„Die Frau Gräfin schicken der Frau Baronin diese ganz ausgezeichneten Feigen,“ sagte plötzlich Stella,

indem sie mit einem Teller, auf dem Grazia's Lieblingsfrucht und ein Messer von Vermeille lag, vom Theetisch zu Grazia herantrat.

Die Frau Gräfin hatte nicht daran gedacht, ihrer Enkelin die Feigen zu schicken, da sie in lebhaftem Gespräch mit den Personen war, die in ihrer Nähe saßen; allein Stella war erfindungsreich und dachte, daß Grazia eine Sendung ihrer Großmutter nicht zurückweisen werde, was dann ihr Gespräch mit Emanuel unterbreche; — und das hatte nach Stella's Ansicht lange genug gedauert. Grazia aber, als ob sie die List durchschaut habe, dankte mit kühler Freundlichkeit.

„Dann werden Sie mir die schönen Feigen abnehmen, nicht wahr, Graf Emanuel?“ fragte Stella.

Auch er dankte; aber er stand auf, um ihr den Teller abzunehmen und ihn nach dem Theetisch zurückzutragen. Das wollte Stella nicht leiden; sie ließ den Teller nicht los — und so trugen sie ihn Beide munter und lachend zurück — — und Emanuel war da, wo Stella ihn haben wollte: neben ihr, am Theetisch. — Zufällig wendete er sich um und sein Blick fiel auf Grazia. Welch ein trauriger Ausdruck, dachte er betroffen: welch ein Schatten über ihrem Auge!

Im Lauf des Abends wollte er ihr sich wieder nähern und das unterbrochene Gespräch fortsetzen, denn die Richtung, in der sie wandelte und auf die sie ihn zu lenken suchte, war ihm keineswegs gleichgültig. Nicht stumpf

war Emanuel — aber schwach und schwankend. Doch Grazia vermied ihn. Findet sie mich zu frivol? dachte er; hat sie die Unterbrechung durch Stella übel genommen? diese kleine Sirene ist ihr überhaupt nicht sympathisch! — dies muß ich ergründen. Und am andern Tage ging Emanuel etwas vor der allgemeinen Besuchstunde zu Grazia. Sie war noch nicht im Salon und man führte ihn in ihr Zimmer. Sie saß an einem Tisch und malte. Das erinnerte ihn an frühere Jahre in Kreuzbronn, und als Grazia ihn freundlich und ohne ihre Arbeit zu unterbrechen, willkommen hieß, rief er:

„Ah! hier wehen Heimathslüfte mich an! hier bin ich zu Hause! hier laß uns sprechen von himmlischen Dingen.“

„Du hast Recht,“ erwiderte sie, „im Salon sollte man das nicht thun, wo man so leicht zerstreut und betäubt wird. Aber ich that es gestern aus Ungeduld, weil Du keine Fortschritte machst.“

„Ich will mich bessern, Grazia, und will auch die Bücher lesen, die Du mir vorschlägst. Aber sage mir, bitte Dein Urtheil über Stella.“

Bei dieser so höchst überraschenden Wendung flog ein lichtes Roth über Grazia's Antlitz und im ersten Augenblick war ihre Stimme bewegt, als sie zur Antwort gab:

„Sie ist eine sehr hübsche und kluge Person, voll

Aufmerksamkeit für meine Großeltern, die ganz für sie eingenommen sind. Und das ist ein schönes Lob."

„Ja, aber wie gefällt sie Dir?"

„In Allem, was ihre Pflichten gegen meine Großeltern betrifft — sehr gut."

„Und außerdem?"

„Jenes ist die Hauptsache, lieber Emanuel. Doch nun laß mich fragen, warum Du mich dieser kleinen Inquisition unterwirfst."

„Weil mir schon einige Male der Gedanke gekommen ist, Stella mißfiele Dir."

„Es thäte mir leid, dazu Veranlassung gegeben zu haben."

„Mir auch! denn Ungerechtigkeit sieht Dir nicht ähnlich, Grazia."

„Ungerechtigkeit!" rief sie, legte ihren Pinsel fort und sah Emanuel fest an.

„Nun ja... halb und halb! Zwei so junge liebenswürdige Wesen, wie Ihr Beide, die sich täglich in der Intimität sehen und die durch die Interessen des Hauses verbunden sind, müßten sich näher treten, sich befreunden, ihre Gefühle austauschen — und das, mein' ich, müßte von Dir ausgehen."

„Allerdings!" sagte Grazia kalt; „allein ich habe nicht das Bedürfniß, Freundschaften zu schließen, die auf Austausch der Gefühle beruhen. Die Erfüllung meiner Pflichten nimmt mich, meine Zeit, meine Ge-

danken, meine Beschäftigungen in Anspruch — und der Vorwurf der Ungerechtigkeit gegen Stella trifft mich nicht, weil ich überhaupt weder Lust noch Veranlassung habe, mit irgend Jemand ein enges Freundschaftsbündniß einzugehen. Aber Emanuel, wozu all dies Gerede?"

„Wozu?" rief er: „um Dich immer mehr kennen und bewundern zu lernen."

Sie schüttelte sanft den Kopf, indem sie sagte:

„Ich verstehe Dich wohl nicht, Emanuel, aber mir scheint, Du gingest nicht gerade zu Werk in dem, was Du willst und erstrebst."

„Darin kannst Du Recht haben."

„Nun aber, wie lange soll dieser Zustand währen, Emanuel! Der heil. Augustinus vor seiner Bekehrung war in einem ähnlichen und erzählt das sehr lebendig, indem er sagt, er sei gewesen wie Jemand, der in den hellen Tag hineingeschlafen habe; das Sonnenlicht habe ihm durch die Wimpern geschienen; doch anstatt sich zu ermannen und aufzustehen, habe er im Halbwachen gesagt: Gleich! gleich!... Nur noch einen Augenblick! — Doch dieser Augenblick nahm kein Ende — setzt er hinzu."

„Dann habe ich ja etwas Aehnlichkeit mit einem Heiligen!" rief Emanuel mit seinem abbrechenden Ton.

„Ja... vor der Bekehrung!" versetzte Grazia.

„Könnte ein Mensch auf Erden mich bekehren, so wärest Du es!“ rief er.

„Du sagst recht, „könnte“! das kann aber kein Mensch — und die Lehrer des innern Lebens sagen, das sei in der übernatürlichen Ordnung immer ein ähnliches Wunder, wie in der natürlichen die Erweckung eines Todten.“

„Aber ein Werkzeug in höherer Hand könntest Du doch sein! Also sei es! Also halte mich fest. Du kannst es. Ich habe nun einmal etwas Unbestimmtes im Character, im Wollen und Streben, weil ich nie etwas fand, das ich als das absolut Rechte und Wahre anerkannt hätte. Mazzini hat einmal dem Minister Minghetti geschrieben: „Das Recht ist nichts weiter, als das Bewußtsein, Recht zu haben.“ So denkt die Welt. Das Recht modificirt Jeder nach seinen Neigungen, Bedürfnissen, Leidenschaften und Ansichten: was man thut, ist recht, was man denkt, ist richtig. Daran kann kein Character sich entwickeln und stark werden! Man muß, wie Du, unter einer himmlischen Aegide in die Welt hineintreten und kampfgeübt sein. Das bildet den Character! Nicht ohne Schmerz spüre ich den Mangel. Also hilf mir, Grazia! ringe mich mir selbst ab. Versprich es mir.“

Er bot ihr über den Tisch herüber die Hand und sah ihr mit ernster Bitte tief in's Auge.

„Nein, Emanuel,“ sagte Grazia nach einer kleinen

Pause, in welcher sie die Neigung, seine Bitte zu erfüllen, bezwang: „das kann ich nicht versprechen, denn ich weiß nicht, was ich da übernehme und in welche Kämpfe ich gerathen könnte.“

„Und Du willst meine Seele lieben!“ rief er schwankend zwischen Trauer und Bitterkeit.

Sie schwieg — aber es flog ein ganz leises Lächeln, dessen wunderbare Anmuth sie nicht ahnte, über ihr Antlitz. Nie hatte Emanuel dies Lächeln bei Grazia gesehen — denn sie hatte nie so gelächelt. Sein Herz wallte in namenloser Freude auf.

„Also doch, Grazia?“ fragte er sanft.

„Weißt Du denn nicht, daß das eine Pflicht ist?“ entgegnete sie.

„Pflicht!“ rief Emanuel und sprang heftig vom Stuhl auf: „Pflicht!... Wie kannst Du etwas so Himmlisches, wie die Liebe zu einer Seele, zur Pflicht machen!“

„Die Pflicht ist auch etwas Himmlisches, Emanuel! sie ist der goldene Faden, an dem unser Dasein ankert... und der in der Hand Gottes ausläuft.“

„Die Pflicht!“ wiederholte er empört: „so wie ich das Wort Pflicht höre, sehe ich im Geist eine Frau im Sommer des Lebens in einem Kleide von dunkelm Kattun, mit einer Schürze, an der sich zwei enorme Taschen befinden, die mit Strickstrümpfen, Schlüsselbunden, Nähzeugen und dergleichen Monstrositäten vollgestopft sind.“

Grazia lachte und sagte, indem sie aufstand:

„Ich finde, daß Du Dich einer großen Parteilichkeit für den dunkeln Kattun schuldig machst, indem Du ihn als den Repräsentanten der Pflicht betrachtest.“

„Wohin willst Du?“ fragte Emanuel betroffen, da er sah, daß Grazia sich anschickte, ihr Zimmer zu verlassen.

„In den Salon,“ entgegnete sie. „Es ist zwei Uhr: die Besuchstunde!“

„Ich bitte Dich, Grazia, warte doch hier, bis irgend ein langweiliger Besuch wirklich im Salon erscheint. Laß uns noch zusammen plaudern.“

„Nein, nein!“ rief sie heiter und unbefangen: „mit Leuten, die aus der Pflicht so etwas wie ein Aschenbrödel und eine böse Sieben machen... mit denen muß man nicht allzu lange plaudern.“

„Grazia, Du verdientest dunkeln Kattun zu tragen!“ rief Emanuel ärgerlich und doch entzückt.

„Ich rette die Ehre des Barège!“ entgegnete sie munter und ging in den Salon, wohin Emanuel ihr nicht folgte, sondern sich in seine Gedanken vertiefte und mit ihnen einsame Wege und Stege suchte. O, wenn sie wollte! wenn sie wollte! — so lauteten seine stillen Selbstgespräche — ich folgte ihr bis zum Ende der Welt und der Zeit!... Aber entwickeln muß sie ihren Zauber... leuchten lassen muß sie die Holdselig-

keit ihres Wesens, wie es vorhin aufleuchtete in dem lieblich geheimnißvollen Lächeln! — Sie ist anders, als Frauen zu sein pflegen!... aber... weil sie anders ist, wird sie auch anders wollen und wird immer als unerreichbares Gestirn über mir schweben: das muß ich fürchten. Doch vielleicht könnte ich einlenken in jene Bahnen, die wirklich gebahnt und durch höhere Vernunft, Glauben und Principien bestimmt und geregelt sind, und auf welche sie mich anweist. Was hält mich ab es zu thun? Die Furcht vor Opfern! — Ja, was opfere ich denn? — Ueberzeugungen! — Das klingt sehr pomphaft und sehr hohl. Ich bin ein Kind und ein Zögling meiner Zeit und meiner Welt... und bei denen sieht es schwach aus mit Ueberzeugungen. Man schöpft täglich seine Ueberzeugung aus der Zeitung, die man liest und zwar mit solcher Inbrunst liest, daß man all ihre Katzenbuckel bald nach Rechts, bald nach Links, heute vor dem Thron, morgen vor dem Willen des Volks, jetzt für und jetzt gegen das „Königreich Italien" — ebenso devot als stupide mitmacht. Die Zeitungen und ihre Leser verdummen sich gegenseitig — gerade weil sie ohne Ueberzeugungen sind und sich ewig im Spreuwirbel ihrer Stich- und Schlagworte und ihrer kleinen, engen, armseligen Tendenzen bewegen. Eine Zeitung mit Principien von ewiger Gültigkeit suche sich ein moderner Diogenes mit der Leuchte am hellen Tage... und deren Leser detto. Mit solcher

Milch bin ich nicht aufgenährt worden: folglich sind meine politischen Ueberzeugungen quasi Null. Da habe ich also nichts zu opfern. Religiöse auch nicht. Im Gegentheil! diejenige Religion, die mir nach meinen Ideen und Beobachtungen als die beste erscheint, gerade die würde mir Ueberzeugungen geben, nicht nehmen. Aber nun kommt die große Frage: Will ich ehrlich und aufrichtig Ueberzeugungen, die auf Principien von ewiger Gültigkeit beruhen? Will ich sie, so muß ich auch ihre Consequenzen wollen! Und da liegt das Opfer, zu dem ich mich noch nicht stark genug fühle. Sind unsere Ueberzeugungen das, was sie sein sollen: hohe, feste, uneinnehmbare Punkte, auf die wir uns in der Schlacht des Lebens immer zurückziehen, auf denen wir uns sammeln, besinnen und frisch rüsten sollen — ja, guter Gott, dann ist es aus und vorbei, wenigstens dem Willen nach... wie Grazia sagt, mit Streifzügen, mit Marodiren und wie all die kleinen Expeditionen heißen, die man in einer principienlosen Welt mit höchster Gemüthsruhe sich selbst und Andern gestattet und doch ein Gentleman bleibt. Und das könnte ja unter Umständen zu einem formidabeln Opfer anschwellen. Ueberzeugungen wälzen einen Berg von Pflicht zusammen und die Pflicht — o Grazia, ich muß es dennoch behaupten! — ist ein sehr hausbackenes Mütterchen, in einem Kleide von sehr dunkelm Kattun!... Sie ist eben reizlos... und das gefällt nicht! —

Und doch! worin liegt denn Grazia's Zauber? — Gerade in der Einheit ihres Lebens, ihres Handelns, ihres Seins, ja ihrer äußern Erscheinung... mit ihren Ueberzeugungen, welche ihr die Pflichterfüllung zur Gewissenssache machen. Solche Einheit entwickelt den Character, erleuchtet den Verstand, bildet das Herz — und macht aus einem so armseligen Geschöpf, wie das Weib nun einmal ist — ein Wunderwesen, dem man vertrauen kann. Sagt Grazia Ja, so meint sie Ja; sagt sie Nein, so meint sie Nein. Ich wüßte gern, wie viel Frauen in Baden, in Deutschland, in Europa dies Mirakel zu Stande bringen... und ob wohl Stella zu ihnen gehört. Nun, man kann nicht Alle nach demselben Maß messen! Stella ist ein äußerst schmiegsames und leicht sich anschmiegendes Wesen, das gerade dadurch mir näher steht. — — — Und, wie das so oft bei Emanuel der Fall war, er sprang ab von seinem ursprünglichen Gedankengang, um leichtere Seitenwege einzuschlagen.

Und Grazia? was dachte sie? was für Selbstgespräche führte sie? — Grazia dachte ebenfalls: Ja, wenn ich wollte, wie ich nicht will: so könnte ich Emanuel so beherrschen, daß er sich von mir auf den Weg des Heils führen ließe. Aber mir würde das zum Unheil werden!... vielleicht auch ihm. Mein Pfad ist mir vorgezeichnet: einsam ist er, aber er führt zu Gott. In's Fegfeuer darf ich gehen, um Emanuels Seele zu

retten... vielleicht bin ich schon darin! aber nicht in die Hölle. O Herr, führe mich nicht in Versuchung! Laß mich nichts Anderes vor Augen haben, als daß in dieser Sache, so wie immer, Dein ewig anbetungswürdiger Wille in größter Vollkommenheit in mir und durch mich erfüllt werde.

So sprach Grazia auf den Knieen vor dem Cruzifix in ihrer kleinen verschlossenen Zelle und kämpfte da, allein vor dem Auge Gottes, den schweren Kampf eines Herzens, das sich leise, ganz leise nur, zu einem andern Herzen neigen möchte — und es nicht darf und nicht will, aber immer die Neigung fühlt. Wie war das gekommen? — Ja, wer kann das erklären! Grazia bedauerte Emanuel wegen seiner Erziehung, wegen seines Characters, wegen der verkehrten Einflüsse, die ihn umgaben. Sie hatte Mitleid mit ihm, weil sie seine zerrissene, unbefriedigte, mark- und zwecklose Existenz vor Augen sah. Sie hoffte für ihn auf himmlische Fügungen, da sie neben all dem Leichtsinn seiner Natur doch so viel Schönes, so viel Sinn und Empfänglichkeit für das Wahre und Edle fand. So webten und rankten sich Gedanken und Gefühle, deren Gegenstand er war, mit Sorgen und Theilnahme verschmolzen, in ihre Seele hinein. Doch das Alles ist keine Erklärung — und so lange es Liebe und liebende Herzen auf Erden gibt, wird die Frage, warum sie sich zu einander neigen, immer unerklärt und ohne Antwort bleiben.

Am Abend dieses Tages war Stella sehr betroffen, daß sich Emanuel so wenig mit ihr und so viel mit Grazia unterhielt. Der ganze Salon war voll Menschen und das Geschwirr der vielen Stimmen war betäubend; überdas hatte Stella den Theetisch zu verwalten, an dem sich immer einige Herren befanden, welche mit ihr Unterhaltung machten; dennoch wußte Stella ganz genau, wo Emanuel eben saß oder stand, und sie meinte, durch all das Geräusch hindurch den Ton seiner Stimme zu unterscheiden. Ein paar Mal hörte sie ihn lachen; da hätte sie gern geweint — und sie war so verstimmt, daß sie einem Herrn, der sich bemühte, äußerst liebenswürdig mit ihr zu sein, ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit höchst kurze und schnippische Antworten gab. Auf einmal, als der Salon schon leer war, kam Emanuel an den Theetisch, setzte sich und sagte scherzend:

„Ich bitte um eine Schaale Nectar, kleine Hebe."

„Ich heiße nicht Hebe, sondern Stella," sagte sie noch unter dem Einfluß ihrer Verstimmung.

„Nun, wenn man in eine Göttin und obenein in die Göttin der ewigen Jugend verwandelt wird, so kann man sich einen solchen Namenwechsel gefallen lassen."

„Gott!" seufzte Stella, „wie langweilig sind doch die Herren!"

„Da haben Sie Recht!" rief Emanuel lachend;

„davon bin ich so durchdrungen, daß ich nie mit einem Herrn im Salon spreche.“

„Das ist aber sehr traurig für die Damen.“

„Ist das Ihr Ernst, Fräulein Stella?“

„Mein voller Ernst... wenn Sie bei dem Ton der Fadaisen beharren, Graf Emanuel.“

„Dies „wenn“ beruhigt mich, schöner Stern — wenn Sie dies nicht auch als Fadaise verdammen, während ich finde, daß es so à la Calderon klingt: — schöner Stern.“

„Ach, Sie scherzen und lachen, Graf Emanuel und ich bin traurig! da harmoniren wir heute nicht.“

„Was ist geschehen?“ fragte er in anderm Ton.

„O nichts!“ entgegnete sie: „ich bin oft traurig, besonders unter vielen Menschen. Was soll ich unter ihnen anfangen? — Es ist ein beklemmendes Gefühl, das Sie nicht kennen, elternlos, heimathlos, schutzlos zu sein, ein Wesen, das zu Niemand gehört und dem Nichts gehört — das weder in der Gegenwart noch in der Zukunft irgend einen Anspruch an das Schicksal machen darf, weil es so gewiß verstoßen vom Schicksal ist. Man muß sich resigniren, ich weiß das! aber es ist schwer und fällt mir dann am schwersten, wenn ich Andere in solchem großen Treiben so munter sehe... wie Sie heute sind, Graf Emanuel.“

„Aber wie oft hab' ich Ihnen gesagt und haben wir Alle Ihnen bewiesen, daß wir Sie betrachten als

zur Familie gehörend! Gibt meine Mutter Ihnen jetzt nicht sogar das trauliche Du... wie einer Tochter?"

„Ja!" sagte Stella mit strahlender Freude, „das macht mich unsäglich glücklich und stolz. Aber in dem großen Gesellschaftstumult vergesse ich es und komme mir vor wie ein Blatt, das, einmal vom Zweige abgerissen, keinen Anhalt mehr findet und in der Welt umhergewirbelt wird."

„Ach," sagte Emanuel, „wir Alle werden in der Welt und von ihr umhergewirbelt. Bald sind es äußere Schicksale, bald innere; bei dem Einen thun es die Verhältnisse, bei dem Andern der Character. Das ist des Menschen Bestimmung."

„Doch nicht für Alle! Sehen Sie die Baronin Grazia. Welch ein gleichmäßiges friedliches Dasein. Sie lebt in dem Kreise, wo sie geboren ist — und wo ihre Wiege war, wird einst ihr Grab sein. Alle Welt huldigt ihr, verehrt sie, liebt sie. Kein Wunsch ist ihr unerreichbar. Wie in Sammt eingewickelt geht sie durch's Leben."

„O Kind!" unterbrach sie Emanuel, „die Dornen in Grazia's Leben verstehen Sie nicht! die stechen nach Innen."

Stella war im Stillen außer sich, daß sie, die Grazia's glückliches Schicksal hervorheben wollte, statt dessen eine solche Aeußerung Emanuels veranlaßt hatte. Da rief Gräfin Meerhaim:

„Emanuel! beschreibe uns das Bild von Giotto, von dem Du mir heute morgen erzählt hast! ich finde es so schön, daß man, um es zu sehen, eigens nach Italien reisen müßte — und da Gräfin Isolde mir eben sagt, ihre italienische Reise sei für das Spätjahr entschieden: so nimmt sie vielleicht ihren Weg über Assisi.“

„Giotto's Fresken zu Assisi in der Kirche, die zu Ehren des seraphischen Franziskus und über seinem Grabe erbaut ist, sind sehr zerstört, gnädige Gräfin,“ sagte Emanuel, „und ich will nicht behaupten, daß Sie einen befriedigenden Totaleindruck empfangen werden. Aber ich finde etwas Bezauberndes in diesem St. Franziskus, in diesem Sohn des schwärmerischen Umbriens, das auch Perugino und Rafael und den Dichter des Stabat mater geboren hat; etwas Bezauberndes in der Liebe, womit Franziskus die Armuth zärtlicher umfing, als die Welt den Reichthum — und diesen characteristischen Zug eben hat Giotto so schön hervorgehoben und hat damit das Grab dieses Liebhabers der Armuth geschmückt. In seinen feurigen Rhapsodien verherrlicht Franziskus die Liebe des Welterlösers zur Armuth — wie er einen Stall zum Obdach, eine Krippe zur Wiege sich wählte, wie er kein Haus und kein Eigenthum hatte, und wie er endlich mit drei Nägeln sich behalf, um sich an's Kreuz schlagen zu lassen und in äußerster Entblößung daran zu sterben.

Dadurch hatte der König des Himmels das, was auf Erden am tiefsten verachtet wird, die Armuth — gleichsam zu seiner Braut erkoren. Und weil der Meister das gethan, that auch Franziskus, als frommer Schüler dasselbe. Giotto nun, eingehend in die zärtliche, bilderreiche Phantasie des seraphischen Franziskus, malte die Vermählung desselben mit der „Frau Armuth.“ Da wandelt sie hin, die Armuth, bleich, aber wunderschön, mit nacktem Fuß und im farblosen, dürftigen Gewande, die Hunde bellen sie an, die bösen Buben werfen sie mit Steinen, die Kinder legen ihr Dornen auf den Weg und unter die Füße; doch mild und demüthig nimmt sie all die Verachtung an, und wandelt weiter und schaut mit liebeseligem Blick auf den Bräutigam, der ihr in stiller froher Demuth die Hand bietet. Und so ist dies Bild nicht blos eine wundersam schöne, tiefsinnige Poesie, sondern zugleich die einfachste und wahrste Lebens- und Seelenbeschreibung des heiligen Franziskus.“

„Ist das nicht hinreißend schön, liebe Gräfin?“ rief Gräfin Meerhaim begeistert aus.

„Vielleicht als poetische Auffassung,“ entgegnete Isolde eiskalt: „ich liebe nicht diese Vergötterung der Armen, deren Neid, Habgier und Dünkel, deren Anmaßung und Unverschämtheit den Reichen gegenüber dadurch nur gesteigert wird.“

„Zum Glück, Gräfin, haben unsere Proletarier

keine Ahnung von Giotto's Fresken," entgegnete Emanuel etwas scharf: „freilich auch wenig Aehnlichkeit mit Franz von Assisi... das muß ich zugeben."

„Solch ein excentrischer Mensch," antwortete Isolde trocken, „hat überhaupt mit Nichts und mit Niemand Aehnlichkeit."

„Doch!" sagte Grazia: „mit Christus, dem Gekreuzigten: und deshalb ist Franz von Assisi ein Heiliger — und deshalb ist Giotto's Bild erhaben — und deshalb ist die Armuth auf ewig geadelt. Aber die Armuth, von der es heißt in heiliger Schrift: „Selig die Armen im Geist, denn ihnen gehört das Himmelreich."

„Das ist so recht etwas für unsere schwärmerische Grazia," sagte Isolde herablassend.

„Merkwürdig ist es doch," nahm Emanuel wieder das Wort, „daß seit mehr als sechshundert Jahren die zahlreiche Nachkommenschaft des Franz von Assisi freiwillig in seiner Armuth bleibt."

„Nein, das ist gar nicht merkwürdig," sagte weise ein Herr, der zum ersten Mal in seinem Leben den heil. Franziskus nennen hörte, aber die italienischen Namen bemerkte: „diese Tagediebe von Italienern mögen nicht arbeiten —. folglich bleiben sie arm. Daß aber im Verlauf von sechshundert Jahren auch nicht Einer es zu etwas gebracht hat — ist ein Beweis, daß der Fluch Gottes auf dieser faullenzenden Progenitur liegt."

„Sagtest Du nicht eben: Selig die Armen an Geist?“ fragte Emanuel zu Grazia gewendet.

„Mein Sohn spricht von Ordensleuten!“ rief Gräfin Meerhaim dazwischen — etwas betroffen, daß Giotto's Gemälde in ihrem Salon fiasco gemacht hatte: „Ordensleute sind arm.“

„Arm?“ entgegnete giftig der weise Herr, der auch sehr fromm war: „arm thun sie, reich sind sie!... diese Bettelmönche!“

„Ja!“ rief Grazia, reich an Mühen und Arbeiten, reich an innerem und äußerem Kreuz, reich an einer Kutte und an dürftigem Lebensunterhalt, reich an Glauben, Liebe und Barmherzigkeit . . . ja, ja! daran sind sie reich.“

„Die Geschichte belehrt uns zur Genüge, was von ihrem Reichthum und von ihrer Armuth zu halten sei,“ erwiderte giftig der weise und fromme Herr.

„Die Geschichte?“ sagte Grazia: „wahrscheinlich wollen Sie sagen: Ein Geschichtsbuch — und haben dabei irgend ein glaubens- und kirchenfeindliches Werk im Sinn. Denn wenn Sie die Culturgeschichte kennen würden, so würden Sie mir nicht widersprechen — es sei denn, daß Sie die Schuld von Einzelnen dem ganzen Stande aufbürden wollten — was aber der Gerechtigkeit widerspricht.“

„Gnädige Baronin! wie können Sie, eine junge, edle Frau, einen Stand beschützen, der so furchtbar

viel Aergerniß gegeben hat. Klöster waren ja von jeher bis zu dieser Stunde wahre Brutnester von Scandalen gemeinster Art."

„Herr!" ... fuhr Emanuel auf. Aber Grazia legte die Hand auf Emanuels Arm und sagte:

„Wenn von Scandal bei Ordensleuten die Rede sein soll, so werde ich Ihnen einen solchen mittheilen, den Sie vielleicht noch nicht hörten. Wollen Sie ihn hören?"

„Ich bin auf Alles gerüstet, gnädige Frau."

„Ein geistlicher Sprößling aus der großen gottseligen, verehrungswürdigen Familie des heiligen Franz von Assisi, der dritte Ordensgeneral der Capuziner, Bernardin Occhino, fiel ab vom heiligen Glauben und nahm die Irrlehre des sechzehnten Jahrhunderts an." —

„Ein Weib detto" — setzte Emanuel hinzu.

Allgemeines Stillschweigen. Grazia verließ ihren Platz, setzte sich an den Flügel und spielte den Marsch aus der Norma. Der fromme, weise Herr verschwand. Isolde sagte trocken zu Gräfin Meerhaim:

„Schwerlich werde ich nach Assisi kommen, denn ich denke, mein Mann reist lieber über Marseille und dann mit dem Dampfschiff. Nicht wahr, lieber Felix?" Graf Felix war kein großer Redner und erregte immer ein gewisses Erstaunen, wenn er sich vernehmen ließ. In dem vorliegenden Fall konnte er aber beherzt das

Wort ergreifen und sagen — wenn auch nicht genau so, wie Isolde soufflirt hatte:

„Ich denke, meine Frau reist lieber mit dem Dampfschiff über Marseille, gnädige Gräfin.“

Isolde erhob sich rasch und zog sich zurück mit ihrem geistreichen Gatten, der unter ihrem eisernen Regiment immer gedankenloser wurde. Er wußte ja zur Genüge, daß Isolde Alles tadelte, was er denken, thun und sagen mochte — und so begnügte er sich — Nichts zu sagen, zu thun und zu denken.

„Grazia,“ sagte Graf Meerhaim, als sie allein waren, „mir wird immer heiß und kalt, wenn Du in's Feuer gehst.“

„Sorge nicht, lieber Großpapa! ich werde schon mich und meine Sache vertheidigen,“ sagte sie ruhig.

„Das weiß Gott!“ rief der alte Herr lachend: „Du bist meine letzte Sorge! ich denke an die anderen Leute. Mit Gräfin Isolde sprichst Du von Christus und mit dem stockprotestantischen Herr von Y. von der Häresie des sechzehnten Jahrhunderts und dem Scandal, sich zu ihr zu bekennen, während wir Uebrigen, Isolde ausgenommen, auch protestantisch sind.“

„Ich sehe nicht ein, Großpapa, weßhalb im Salon ernste und höhere Dinge nicht mit dem gebührenden Respect, sondern mit oberflächlicher Frivolität oder mit Bosheit besprochen werden sollen. Nicht ich habe das Capitel von St. Franziscus zur Sprache gebracht;

— ich hüte mich vor dergleichen! Als es aber geschah, habe ich mich so darüber ausgedrückt, wie es sich ziemt für eine Katholikin — und wie leider Isolde es nicht gethan hat. Dem Herrn von Y., der auf die Kleinodien meines Glaubens, auf das Leben nach den evangelischen Räthen, den Koth niederträchtiger Verleumdungen" . . . —

„Bestes Kind!" rief Gräfin Meerhaim: „er ist ein höchst respectabler Mann!"

„Mag sein, Großmama! — aber seine Gesinnung ist nicht respectabel!" sagte Grazia und fuhr fort: — — „und boshafter Lüge werfen wollte, . . . dem hab' ich so geantwortet, daß er für den Augenblick verstummte. Nie werd' ich schweigen, wenn man auch nur ein Atom angreift, das zu meiner Kirche gehört, nie! und wenn alle Katholiken das thäten, alle ohne Ausnahme, wenn sie jedes freche, unwahre, verleumderische Wort, das ihnen von Juden, Heiden, Akatholiken und Ungläubigen zugeschleudert wird, auf der Stelle, gleichviel wo, furchtlos und entschieden beantworteten: so würde die maßlose Süffisance ihrer Gegner etwas gedämpft werden — und das wäre sehr heilsam für die ganze Welt, denn durch die Uebergriffe der unwissenden Anmaßung hauptsächlich wird sie heutzutage bethört, beängstigt und gräulich confus gemacht! — Ja, Großpapa, ich gehe weiter! ich behaupte, die Katholiken sollten sich nicht blos defensiv

verhalten, denn das gibt ihren Feinden den Schein des Rechts. Die urtheilslose große Masse denkt: den Katholiken werden immer und überall Vorwürfe gemacht: folglich müssen sie, wenn auch nicht alle, doch einige denselben verdienen. Bis zur Frage: Wer macht die Vorwürfe? und in welcher Absicht? . . . erhebt sich die Bornirtheit der Masse natürlich nicht! sie hält sich zu den Angreifenden und unterstützt sie mit ihrem Beifall. Wenn nun die Katholiken agressiv gegen Juden, Heiden, Irr- und Ungläubige verführen, ihnen überall entgegenträten und nachwiesen, daß sie die wahren Fundamente für Glauben und Wissenschaft, für den Staat und die Familie, für Recht und Sittlichkeit untergraben — und gar nicht anders können, als untergraben, selbst wenn sie es nicht wollten, weil sie nicht für die ewige Wahrheit, die Christus ist, und folglich gegen ihn sind: — dann würde sich das Blatt wenden, indem man damit anfinge, die wahre Aufklärung, den wahren Fortschritt, die wahre Freiheit festzustellen, bevor die große Masse durch alle Verfälschungen der Glaubensgegner betäubt und verwirrt wird. Dann würden die schwachen, schüchternen Seelen, von denen es Legionen gibt, aus ihren Mauselöchern hervorkriechen und Muth fassen, sich katholisch zu zeigen; — und abermals Legionen von Hohl- und Flachköpfen würden sich mit ihren trivialen, unwissenden Angriffen verkriechen."

„Nun, weßhalb verfahrt Ihr denn nicht agressiv?“ fragte der Graf, fast wider seinen Willen theilnehmend.

„Weil wir über alle Begriffe die Tugend der Nächstenliebe besitzen und uns unsäglich viel von der octroyirten Gleichberechtigung der Confessionen gefallen lassen, um nur den lieben Frieden nicht zu stören — eingedenk jenes Ausspruchs des göttlichen Heilandes: Selig die Friedfertigen.“

„Früher lebte man wirklich im confessionellen Frieden,“ seufzte Gräfin Meerhaim, „ich habe ja mein ganzes Leben, in Schlesien, in Dresden, mit Menschen zugebracht, von denen ich gar nicht wußte, ob sie protestantisch, ob katholisch waren. Darum bekümmerte sich Niemand! Gespräche, bei denen diese Verschiedenheit zu Tage gekommen wären, fielen gar nicht vor, weil sie Niemand interessirten. Deßhalb eine Ehe nicht einzugehen, war undenkbar! Dein Vater that es ja auch, Grazia.“

„Aber mein Vater machte für alle seine Kinder die Bedingung: katholisch!“

„Er that es! . . . Aber sehr Viele thaten es nicht.“

„Die Zeit ist in dieser Beziehung anders geworden, liebe Großmama, der Glaube tritt mehr in den Vorgrund, wird bestimmender in seinem Einfluß auf's Leben. Dazu haben wir ihn. Folglich ist es jetzt besser als früher.“

„Aber es ist und bleibt schrecklich, daß Du uns Alle zu Ketzern machst!“

Grazia schwieg einen Augenblick und der traurige Ausdruck, der zuweilen wie der Verräther eines innern Schmerzes über ihr Antlitz flog, trat auch jetzt hervor, als sie erwiderte:

„Es ist ein namenloser Kummer für mich, daß so Viele von Denen, welche mir die Nächsten und Liebsten sind, nicht den wahren Glauben besitzen. Das leugne ich nicht; denn wenn ich es leugnete, würde ich aufhören, Katholikin zu sein, da die katholische Kirche nur einen wahren Glauben, aber unzählige Irrlehren kennt. Von Bernardin Occhino, dem Priester und Ordensmann, der die wahre und irrige Lehre genau kannte — oder kennen mußte — und genau wußte, was er that: von ihm habe ich gesagt, er sei zur Häresie des sechzehnten Jahrhunderts abgefallen — denn es gab Häresien in allen Jahrhunderten des Christenthums. Aber die, welche in irgend einer Irrlehre außerhalb der Kirche geboren, unterrichtet und erzogen sind — nennt der Katholik nicht Häretiker oder Ketzer.“

„Nun, wie denn?“

„Irrende Brüder.“

„Brüder, ohne den Zusatz wäre besser.“

Grazia schwieg.

„Hältst Du gar keinen Irrthum in Glaubenslehren für möglich, Mama?“ fragte Emanuel.

„Ich überlasse es dem lieben Gott, zu entscheiden, was Wahrheit und was Irrthum ist,“ sagte die Gräfin.

„Nun, Mama! so macht es auch Grazia; — nur mit dem Unterschied, daß sie in ihrer Kirche das unfehlbare Lehramt besitzt, welches an Gottes statt und durch die Erleuchtung des heiligen Geistes autorisirt ist, über Wahrheit und Irrthum in Bezug auf die Glaubenslehren der Offenbarung zu entscheiden. Grazia greift nicht vor; sie folgt einer höheren Autorität.“

„Ein solcher Gehorsam ist Beschränktheit!“

„Sage Beschränkung, Mama, und Du hast Recht! Freiwillige Beschränkung des vagabondirenden Verstandes, der träumenden Phantasie, des eigenmächtigen Willens im Denken und Handeln — um einer göttlichen Norm zu folgen: ich gestehe, ein solcher Gehorsam erscheint mir als eine wunderbare Vollkommenheit des menschlichen Willens.“

„In keinem Fall gibt er das Recht, Anderen diese Beschränktheit — wie ich nun einmal sage! — aufzuwälzen.“

„Willst Du nicht die Berechtigung der Beschränkung anerkennen, so mußt Du auch Respect haben vor den Ueberzeugungen der Wiedertäufer, die unlängst nach dem Rummelsberger See bei Berlin und an den Rhein bei Worms zogen und sich höchst begeistert pêle-mêle in die Fluten stürzten, um dort das Sacrament der Taufe zu finden und als christliche

Tritonen und Najaden aus dem Bade empor zu steigen.

„Charmante gottesdienstliche Handlung!“ rief lachend und höchst belustigt Graf Meerhaim.

„Emanuel!“ sagte die Gräfin im Tone des Vorwurfs: „es ziehen sich bei allen Menschen ganz von selbst Schranken dort, wo Sitte und Anstand verletzt werden.“

„Keineswegs, beste Mama! der Katholik sieht eine brutale Verletzung von Sitte, Anstand und Schicklichkeit darin, daß der Priester beweibt sei; — der Protestant nicht. Ich sage dies nur beispielsweise, um darauf zurückzukommen, daß man logisch kein Recht hat, irgendwo geistige Schranken für Ueberzeugungen zu setzen, wenn man nicht jene edle Beschränkung anerkennt, die aus der freien Unterwerfung unter die gottgegebene Autorität der katholischen Kirche in Glaubenssachen hervorgeht. Dann und nur dann steht man sicher, wie Grazia. Dann kann man zärtlich die Seelen lieben und doch mit äußerster Entschiedenheit, wenn es nöthig ist, sagen: „Ihr seid im Irrthum! — Dann kann man wahr sein.“

„Lohn's Gott, Emanuel!“ rief Grazia in Thränen.

„Basta! bastá!“ sagte Graf Meerhaim: „spare Deine Thränen, meine Tochter, und ereifert Euch doch nicht sammt und sonders in diesem Disput um des Kaisers Bart! Ansichten sind eben Ansichten. Der

Eine hat sie so und der Andere so. Was schadet das? Man kann ja nicht ewig einer und derselben Meinung sein. Der Erste trinkt Wein, der Zweite Bier, der Dritte Wasser. Wenn's Jedem schmeckt — wohl bekomm's! man darf auch dem Wassertrinker seinen erbärmlichen Gusto nicht verleiden. Allons! allgemeine Versöhnung! . . . Vertragt Euch."

Grazia eilte zu Gräfin Meerhaim, küßte ihre Hände und bat demüthig um Vergebung, dankte dann dem Grafen zärtlich für seine Nachsicht und fuhr zu Hause. Zu Emanuel, der sie zu ihrem Wagen begleitete, sagte sie.

„Glaubst Du das, was Du gesagt hast?"

„Ich fasse es," antwortete er.

„Gott helfe Dir weiter."

„Bete für mich, Grazia."

„Oh!" sagte sie.

Gräfin Meerhaim war aber nicht ganz versöhnt. Sie hatte weder Verständniß noch Interesse für das Positive einer Glaubenslehre, hatte auch gar keine Kenntniß der confessionellen Unterscheidungslehren. Aber eben wegen dieses Mangels war es ihr unangenehm, daß darauf irgend ein Gewicht gelegt werden sollte; — und besonders, daß Emanuel es that — ihr Emanuel, den sie für den Cultus aller großen und schönen Ideen, aller idealen Erscheinungen auf allen Gebieten des Lebens . . . . erzogen hatte und der nun, unter Grazia's Ein=

fluß, so einseitig wurde! Vielleicht hätte sie ihre Aufregung bei der Lectüre von Victor Hugo's „Misérables", vergessen, wenn nicht Stella gewesen wäre. Sie begleitete die Gräfin in ihr Schlafzimmer, bereitete ihr Zuckerwasser à la fleur d'orange und konnte in ihrer zarten Theilnahme die Bemerkung nicht unterdrücken, daß die edle, vortreffliche Grazia ihrem Katholicismus jene übertriebene Färbung gebe, die man ultramontan nenne und die von aufgeklärten Katholiken mit nichten gebilligt werde.

„Solche Ansichten widersprechen ja durchaus dem liebenden Herzen," sagte sie schließlich: „und wenn wir der Einsprache der Liebe nicht folgen dürfen, so werden wir kalt und hart."

Entzückt umarmte Gräfin Meerhaim ihre Chiara Stella, vergaß gänzlich, daß diese nur ein Echo der Phrasen war, die sie täglich von der Gräfin hörte, zog sie neben sich nieder auf die Chaise longue und sagte:

„Süßes Kind, ja! Du hast die richtigen Ansichten r das liebende Herz bewegt sich in einer Sphäre, zu welcher der Ultramontanismus sich nicht erschwingt. Mein größter Kummer ist, daß sich Emanuel auf Grazia's Seite stellte."

Dies war auch für Stella nicht bloß der größte, sondern der einzige Kummer gewesen; aber sie rief mit schöner Begeisterung:

„Graf Emanuel ist ein so ritterlicher Character, daß er für die Baronin Grazia eine Lanze brach, als er sah, daß sie unterliegen werde.“

„Aber gegen seine Mutter, meine süße Stella.“

„Das ist freilich ein beklagenswerther Einfluß!“ flüsterte Stella so leise, als getraue sie sich nicht, diese Bemerkung zu machen.

„Also Du findest das auch, geliebtes Kind?“

„Kann darüber ein Zweifel sein, gnädige Gräfin?“

„Mein Gott! wozu wird Grazia ihren Einfluß nicht anwenden wollen! Er muß katholisch werden... mein armer Emanuel!“ jammerte die Gräfin.

„Natürlich! . . . aber das ist nur der Anfang! die Baronin wird dann einen Bettelmönch aus ihm machen wollen, einen heiligen Franziscus . . . oder gar einen Jesuiten.“

„Nein, Kind! so unsinnig ist Emanuel nicht!“

„Das hoffe ich auch, gnädige Gräfin — aber ich bin fest überzeugt, es wäre der seligste Tag im Leben der Frau Baronin, wenn sie es dahin bringen könnte.“

„Unbegreiflich, Kind! ganz unbegreiflich! — Wie kann Grazia wünschen, ihn elend zu machen?“

„Das hängt zusammen mit den übertriebenen Vorstellungen, welche die Ultramontanen vom Ordensstande und vom klösterlichen Leben haben. Und da Graf Emanuel noch immer nicht vermählt ist, so hat

die Baronin einige Chance für ihre Absicht. Wie schade, daß Graf Emanuel nicht vermählt ist!"

„Seit Jahren ist dies mein stummer Schmerz ... und Du erräthst ihn! — Geliebtes Kind, wie nah stehst Du meinem Herzen."

„Vermählt sich Graf Emanuel, so ist er dem Einfluß der Baronin Grazia entzogen — das ist klar."

„Aber unsäglich schwer, eine passende Frau für ihn zu finden," sagte die Gräfin nachdenklich.

Da Stella dies gar nicht fand, so fand sie es auch nicht nöthig, Gräfin Meerhaim bei diesem Nachsinnen zu unterstützen. Mit der weichen Anmuth und der schmeichlerischen Zärtlichkeit eines Kätzchens tändelte sie noch eine Weile um die Gräfin herum, bis diese sie liebreich entließ — und sie die Hoffnungen und Wünsche des Tages in die Träume der Nacht übertrug.

Grazia wachte noch lange in ihrem Kämmerlein und flehte bei den Wunden des Erlösers, daß Emanuel zum Entschluß kommen möge, durch den Eintritt in die Kirche Einheit und Uebereinstimmung in sein Leben zu bringen. Er schiffte zwischen Klippen — er sah den rettenden Leuchtthurm — und er zögerte, gerade auf ihn hinzusteuern.

Ein Fortschritt.

Immer dunkler wurde es um Richenza und in ihr. Ein Wurm saß tief in ihrem innersten Herzen und nagte, nagte, nagte — das war das Gewissen, welches in dem Maß wach wurde, als Richenza die Mittel verlor, es zu übertäuben. Und eine Kralle lag auf ihrer Brust und zerfleischte oder zermalmte sie — das war die Verzweiflung der sittlichen Ohnmacht.

Es war Nacht. Sie wachte bei der Kranken. Gerührt durch diesen Liebesdienst, begehrte Frau Hellmig schon längst nicht nur keinen Miethzins von Richenza, sondern versah sie auch manchmal mit geringen Lebensbedürfnissen, die dann Richenza's Subsistenzmittel ausmachten; denn ihr Geld verspielte sie und litt lieber Hunger des Leibes, als Hunger der Leidenschaft, weil sie jenen vergaß, wenn sie diesen befriedigen konnte; aber nicht umgekehrt. Ein solcher Tyrann ist die Leidenschaft.

Sie wachte — allein mit ihren fürchterlichen Ge-

danken, die sich wie ein Chaos von Atomen, ohne Anfang, ohne Ende, ohne Zusammenhang, ohne Ziel, durch ihren Kopf wirbelten. Was hatte sie aus ihrem Leben, aus dem Leben ihrer Kinder, ihres Sohnes, gemacht? Ja . . . was war das Leben? war es ein zufälliges Phänomen in Naturgebilden — oder war es eine geheimnißvolle Gabe, die eine höhere Bestimmung umschloß? — Wenn Zufall oder Naturnothwendigkeit: wie gräßlich dann diese Leiden, diese Qualen, diese Martern des Herzens, das umsonst nach Glück verlangt! und wie könnte man denn überhaupt leiden und glücklich sein wollen, wenn mit dem irdischen Phänomen von fünfzig, sechzig Jahren . . . . Alles aus und vorbei wäre? — Ein Gebilde, das auf so niedriger Stufe steht, kann niedrige Begierden haben und nach ihrer Erfüllung streben — aber Bedürfnisse, Sehnsucht und Leiden des Herzens unmöglich fühlen. So wäre denn das Leben etwas anderes! wäre eine Gabe, die einen höheren Zweck hat, die irgend einem größeren Plan angehört und im Zusammenhang mit einer geheimnißvollen Bestimmung ist, welche der Geber dieser Gabe anordnete. Denn eine Gabe besteht nur dadurch, daß sie einen Geber und einen Empfänger hat und dieser schuldet jenem Dankbarkeit und gewissenhafte Verwendung, weil er dadurch in ein abhängiges Verhältniß kommt. Dies Verhältniß offenbart, deutet und lichtet die Religion, und sie lehrt, daß ein Gott sei und der Mensch — sein Ge-

schöpf; und daß es Pflicht des Geschöpfes sei, dem Herrn zu dienen und in den Plan Gottes einzugehen — durch Gehorsam; uud daß auf diesem Wege harte Kämpfe zu finden wären und viele Leiden, aber gesegnete Siege und ewiger Lohn. — Das lehrt die Religion. Diese Lehre kann der Mensch befolgen oder verwerfen. Verwirft er sie, reißt er sich los aus der göttlichen Ordnung, spricht er das uralte „non serviam" des gefallenen Engels — was wird aus ihm? welchen Abgründen neigt er sich zu? kann er sich wieder empor arbeiten, wieder sich einfügen in die höhere Ordnung? — — Solche Gedanken erhoben sich in Richenza, aber verwirrt durch ihre Widersprüche, verdunkelt durch ihre Leidenschaften, zerrissen durch ihre Verneinungen, in Frage gestellt durch das eine Wort: Am Ende sind alle Religions- und philosophische Systeme doch nur Menschenmachwerk, und wenn es einen unerschaffenen Geist gibt: so kann der geschaffene sich nicht zu dessen Erkenntniß erschwingen; — das ist klar.

Freilich scheint das dem verblendeten Menschen klar! Richenza vergaß nur in Anschlag zu bringen, daß der unerschaffene Geist, der diese Erkenntniß wollte, auch das Mittel dazu erfand. Er offenbarte sich zuerst in der Natur; und dann in überschwänglicher Weise durch die Menschwerdung Gottes.

Tristan war an diesem Abend — was nicht immer

geschah — zu Hause gekommen, halb trunken, halb stumpfsinnig, ein schauderhaftes Bild sittlicher Versunkenheit, so daß ein Grauen über ihr Herz kroch, als sie ihn sah — und überhaupt wenn sein jammervolles Bild in ihren jammervollen Gedanken auftauchte. Ob es nicht besser und glücklicher für ihn gewesen wäre, wenn ich ausgeharrt hätte in der kleinen dunkeln Hinterstube des Sinkler'schen Hauses? fragte sie sich. Doch sogleich machte sich das „non serviam" Platz und sie setzte hinzu: Mein Schicksal heißt zu Grunde gehen! Dort — wäre es bewußtlos geschehen; jetzt geschieht es mit Bewußtsein und nach langem Kampf. Wer verbürgt mir, daß Tristans Schicksal dort eine bessere Wendung genommen hätte? — Trotz dieser falschen Beruhigung verfiel sie in eine angsthafte Aufregung, und um diese endlich zu beschwichtigen, nahm sie eine Dosis Morphium, welches immer für die Kranke vorhanden war. Richenza hoffte ein wenig schlafen zu können. Die Kranke lag still in ihren Leiden, wie gewöhnlich; das ganze Haus war ruhig: nichts konnte geschehen; sie durfte es wagen; — und sie entschlief.

Aber Tristan wachte. Vor Kurzem hatte er ein Gespräch mit Emanuel gehabt und alle Vorschläge abgelehnt, um ein anderes Leben zu beginnen. „Ich kann nicht mehr, denn mir ist das Gehirn wie ausgebrannt!" erwiderte er. „Wenn Sie mir einen Klumpen Thon in die Hand legten und sprächen: Nun arbeite! nun

erfinde... irgend etwas! ich gebe dir tausend Franken! — — so müßte ich antworten: Wäre ihnen Cœur-Dame oder Careau-König gefällig? denn ich sehe nichts Anderes als Rouge, Rouge und abermals Rouge in mir und um mich her."

„Aber Sie rennen ja Ihrem Verderben zu!" rief Emanuel.

„Nein, das ist keineswegs ausgemacht! wenn ich nur Geld habe, kann ich ja die Bank sprengen;" — sagte Tristan, wie ein Wahnwitziger auf seine fixe Idee zurückkommend.

Emanuel gab ihm Geld. Es war bald verspielt. Jetzt hatte Tristan gar nichts mehr und er wußte, daß auch seine Mutter gar nichts mehr hatte. In dieser Nacht hatte er sich zwar auf's Bett geworfen, aber der fieberhafte Schlummer wurde bald durch ein fieberndes Wachen gestört. Er sprang auf und begann in seiner Dachkammer zu suchen, ob da nicht irgendwo irgend ein Geldstück verborgen oder verloren sei — oder ob er nicht irgend etwas verkaufen und zu Geld machen könne. Er riß sein Lager um und die Auszüge seiner zwei Tische auf. In dem einen, neben dem Bett, fand er drei Zündhölzchen — und in dem andern ein wenig Wäsche, das Allernothdürftigste. Die darf ich nicht verkaufen, murmelte er zwischen den Zähnen; denn... wenn ich allzu bettelhaft aussehe, darf ich nicht in den Spielsaal. Dann warf er sich auf den Fußboden und

untersuchte, ob nicht in dessen Ritzen Geld gefallen sei. Umsonst. Als sich durchaus nichts Brauchbares entdecken ließ, begann er in der Kammer seiner Mutter dieselbe gräßliche Untersuchung. Sie führte zu demselben Resultat. Zwar stand da eine verschlossene Commode; allein deren armseliger Inhalt war ihm nur zu gut bekannt, da seine Mutter ihm vor drei Tagen, als er sie um Geld oder Geldeswerth bestürmte, ihre erbärmlichen Habseligkeiten gezeigt hatte. Diese waren seitdem eher vermindert als vermehrt. Also nichts! gar nichts! Die Schweißtropfen perlten ihm auf der bleichen Stirn, er war athemlos von diesem wirren, verzweifelten, unsinnigen Suchen. Er blickte um sich, als ob er die Wände hätte umreißen mögen, um nur etwas, etwas zu finden, womit er diesen lechzenden Durst des Spielfiebers hätte löschen können. Aber nichts! Aber nichts! Er hielt es nicht aus in diesen engen, niedrigen Dachkammern; sie erstickten ihn. Auch wollte er sein Suchen noch nicht aufgeben. Vielleicht fand sich etwas auf der Treppe — vielleicht hatte seine Mutter doch gewonnen. So kam er unten an. Die Thür des Krankenzimmers war nur angelehnt, um etwas frische Luft einzulassen. Tristan öffnete sie vorsichtig. Der Thür gegenüber stand das Bett; um dessen Kopfende waren grüne Vorhänge herabgelassen. Am Fußende saß seine Mutter in einem Lehnstuhl, ihr leichenblasses Antlitz ihm zugewendet — und schlief.

Zwischen der Thür und dem Bett, in der Mitte des Zimmers, stand ein runder, mit einem grünen Teppich bedeckter Tisch und darauf eine Nachtlampe mit einem Schirm, der ihr schwaches Licht nach dem Bett zu ganz verdunkelte, während die Gegenstände, die auf dem Tisch lagen, hinreichend beleuchtet waren, um sie für den Krankendienst benutzen zu können. Da standen verschiedene Arzeneigläser, eine Tasse mit einem silbernen Löffel — und da lag eine große altväterische silberne Taschenuhr. Silber auf dem grünen Tisch! — Wie ein Geyer auf seine Beute fiel Tristans Blick auf diesen Gegenstand: Silber! — Das suchte er ja, das brauchte er ja! Zitternd und athemlos vor Begier stand er da. Sein Herz klopfte so furchtbar, daß er unwillkürlich dachte: Wenn sie es nur nicht hören und davon erwachen! — Er lauschte. Todtenstille. Wohlan! ich borg' es! — Er schlich an den Tisch heran. Er lauschte wieder. Er hörte die gleichmäßigen Athemzüge seiner Mutter. Von der Kranken hörte er nichts; er wußte, daß sie jetzt fast immer in einem lethargischen Zustand sich befinde. Das war beruhigend. Er streckte die Hand nach der Uhr aus — und ließ sie wieder sinken. Da fiel sein Blick auf das Zifferblatt. Halb vier Uhr! Bald wurde es Tag. Bald kam Frau Hellmig und löste seine Mutter ab. Diese Gelegenheit fand sich nie wieder. Ich borge die Uhr — auf einige Stunden nur... — Er nahm die Uhr. Seine Hand zitterte.

Welche unnütze Nervenaufregung! ich bringe ja Alles wieder! dachte Tristan — und nahm auch den Löffel. Dann schlich er rückwärts und den Blick auf seine Mutter geheftet, zur Thür — und hinaus. Dort blieb er stehen, holte Athem und lauschte wieder. Dieselbe Stille. Er schlich in seine Dachkammer hinauf, schloß die Thür hinter sich zu, verriegelte die Zwischenthür und legte seinen Raub auf's Bett: da klirrte das Metall nicht — denn er meinte immer, es sei Jemand da, der jede seiner Bewegungen vernehme. Er riß sein Fenster auf, theils um Luft zu schöpfen, theils um zu hören, wann die Hausthür aufgeschlossen werde. In gräßlicher Spannung wartete er. Wenn seine Mutter oder Frau Hellmig Uhr und Löffel früher vermißten, als er das Haus verlassen konnte — wenn man Nachsuchung hielt... und bei ihm sie fand... was dann? Feuerräder schwirrten vor seinen Augen. Wäre nur Edmund noch hier! dachte er: der hatte Pistolen.

Die Nacht wich vor der grauen kalten Dämmerung. Dann kam der Tag mit lichtem Morgenroth, frisch und freundlich wie ein Kindergesicht. Tristan schloß unwillkürlich die Augen. Er mochte das Licht nicht sehen. Nur so viel Zwielicht wollte er haben, um an sein Werk zu gehen. Unten im Hause öffneten sich Thüren. Man kam die Treppen herauf. Zu ihm? — Sein Herz stand still. Nein!... es war seine Mutter, die in ihr Zimmer zurückkehrte. Da hörte er, wie der

schwere Schlüssel in's Schloß der Hausthür gesteckt und zweimal umgedreht — dann, wie der Nachtriegel aufgeschoben wurde. Jetzt war es Zeit. Er steckte Uhr und Löffel in seine Brusttasche und verließ mit der scheuen Vorsicht eines Wildes, das den Jäger fürchtet und ihm schleunigst zu entrinnen sucht, erst sein Zimmer, dann die verschiedenen Stockwerke, endlich das Haus. Niemand begegnete ihm. Unten in der Küche hörte er Geräusch. Es war aber nur die harmlose, häusliche, knarrende Kaffeemühle. Es kam ihm ganz seltsam vor, daß sich ein menschliches Wesen damit zu befassen vermöge.

Auf der Gasse wich mehr und mehr seine erstickende Beklommenheit. Er war ja auf dem Wege, Geld zu bekommen, zu gewinnen, Alles doppelt und dreifach zu erstatten. Er begab sich zu einem ihm wohlbekannten Juden, bei dem er nach und nach all seine Habseligkeiten versetzt und verkauft hatte. Der Jude war an diese Geschäfte gewöhnt. Tristan legte die Uhr hin und sagte:

„Ein altes Erbstück in meiner Familie.“

„Hab' ich Sie je gefragt?“ entgegnete der Jude.

„Ich sag's, weil es mir schwer wird, sie zu versetzen,“ fuhr Tristan wüthend auf.

„Gotts Wunder!“ antwortete der Jude mit schlecht verhehltem Hohn, „über meine Discretion wird der Herr rabbiat?“

Das Geschäft war schnell abgemacht, Uhr und Löffel in des Juden — einiges Geld in Tristans Hand. Kaum hatte er dies Geld: so verschwanden Gewissensbisse, Unruhe und Furcht! Besinnungslos verfiel er der Gewalt seiner Leidenschaft. — —

Verwundert hatte Richenza die Verstörung in ihrem Zimmer gefunden. Was hat er hier getrieben, der Unglückliche! dachte sie: hat er im Rausch diese Unordnung angestiftet? Jetzt wird er wohl schlafen! — — Sie ordnete ihr Lager, die wenigen Möbel, dann ihren dürftigen Anzug. Dann setzte sie sich matt nieder. Was nun anfangen?... heute, morgen, alle Tage — ohne Geld!... Sterben!... — Ein Schwindel kam über sie, leiblich und geistig. Sie verfiel in dumpfes Hinbrüten. Eines blieb noch übrig: an Stella sich wenden. Wie wenig auch das arme Kind zu thun vermochte — etwas war es doch! etwas, um... wieder spielen zu können.

Aus ihrem Hinbrüten wurde sie aufgescheucht durch den Eintritt der Magd, welche in Frau Hellmigs Namen mit der Frage kam, ob Madame Saint-Clair die Taschenuhr, die immer bei den Arzneigläsern liege, irgendwo anders hingelegt habe. Richenza verneinte es gleichgültig und die Magd entfernte sich wieder. Nach einiger Zeit nahm Richenza ihren Hut. Der Spielsaal war ja auch für Die geöffnet, welche nicht spielten. Da erschien Frau Hellmig selbst und sagte athemlos:

„Die Uhr ist verschwunden! Lag sie nicht gestern Abend, wie immer, auf dem Tisch, Madame Saint-Clair?“

„Gewiß!“ entgegnete Richenza: „als ich Ihrer Tochter ein paar Tropfen Mandelmilch gab, bemerkte ich, daß es sechs Minuten vor Mitternacht sei. So genau weiß ich, daß sie auf dem Tisch lag.“

„Womit gaben Sie ihr die Mandelmilch?“

„Mit dem dazu bestimmten Löffel.“

„Nun... auch dieser Löffel ist verschwunden.“

„Wie kann das sein! Uhr und Löffel mußten ja entwendet sein, um zu verschwinden! Niemand betritt das Zimmer.“

„Wann kam Ihr Herr Sohn zu Hause?“

„Nach Mitternacht.“

„War er vielleicht bei Ihnen im Krankenzimmer?“

„Frau Hellmig!“ rief Richenza bebend.

„Ja, liebe Madame, ich kann nicht helfen! ich traue Ihrem Sohn nicht von hier bis zur Thür.“

„Mein Sohn hat das Krankenzimmer nicht betreten.“

„Also Sie sagen, er habe das Krankenzimmer nicht betreten. Können Sie darauf einen Eid leisten?“

„Gewiß!“ rief Richenza. Aber in demselben Augenblick flog ihr der Gedanke durch den Sinn: Ich habe ja geschlafen... Sollte es möglich gewesen sein? —

Und sie setzte hinzu: „Ich habe ihn nicht gesehen."

„Aha! das lautet schon anders!" sagte Frau Hellmig zitternd vor verhaltenem Zorn.

„Was fällt Ihnen ein, Frau Hellmig?" fragte Richenza starr vor Entsetzen.

„Mir fällt ein, daß die Mutter vermuthlich den saubern Sohn nicht sehen wollte, als er Taschenuhr und Löffel einsackte."

„Aber wie kommen Sie auf diesen gräßlichen Gedanken?"

„Kennen Sie dies, Madame?" rief Frau Hellmig mit Donnerstimme und hielt zwischen der Spitze ihres Daumens und ihres Zeigefingers vor Richenza's schreckenvollen Augen — einen Rockknopf; — kennen Sie dies? — Dieser Knopf lag dicht vor dem Tisch, der Thür zu. In's Krankenzimmer kommt meines Wissens nie eine Mannsperson, außer dem Arzt; ich lasse ja nicht einmal meine Buben herein, um alle Störung zu vermeiden. Der Doctor war aber in drei Tagen nicht da und das können Sie mir glauben: ein Rockknopf liegt nicht unbemerkt drei Tage lang bei mir auf dem Fußboden. Ueberdas ist der Doctor kein Mann, der seine Rockknöpfe verliert. In meinem Hause ist ein einziges Subject, auf welches dies Signalement paßt — und das ist Ihr Sohn. Der Knopf ist sein."

Richenza vermochte nicht zu antworten. Sie sank auf einen Stuhl. Sie hatte die Ueberzeugung, daß sich Alles so verhalte, wie Frau Hellmig sagte. Diese wiederholte, ingrimmig den Knopf schüttelnd:

„Ist fein! ist fein! — Aber wo ist er, der Taugenichts? soll ich ihn durch die Polizei suchen lassen? oder können Sie mir anderweitig zu meinem Eigenthum verhelfen?“

„Barmherzigkeit!“ stammelte Richenza und glitt vom Stuhl auf die Knie, indem sie ihre Hände zu Frau Hellmig erhob. „Lassen Sie mir ein wenig Zeit... nur diesen Vormittag... oder diesen Tag. Ich schaffe Ihnen Alles wieder . . . Alles! aber ich muß doch Zeit dazu haben.“

Ihre Zunge klebte am Gaumen, ihre Lippen waren trocken wie Baumrinde, ihre Stimme so heiser, daß sie kaum zu verstehen war.

„Bis heute Mittag... und auch das nur Ihretwegen! er kann mir ja entwischen!“ erwiderte Frau Hellmig.

„Es muß doch erst erwiesen sein, daß mein Sohn die That beging,“ ächzte Richenza.

„Ah, steht es so mit Ihnen, daß Sie zweifelhaft sind!“ rief Frau Hellmig: „Nun, dann weiß ich ein probates Mittel, das uns schnell aufklären wird: ich zeige den Diebstahl und meinen begründeten Verdacht auf der Polizei an.“

„Barmherzigkeit!“ seufzte Richenza.

„Die übe ich“ — sagte Frau Hellmig mit hartem Ton, aber mit bebenden Lippen: „denn Sie dauern mich.... Sie, als Mutter. Lieber wollt' ich ja meine sechs Kinder hundert Jahre auf dem Sterbebett haben, als an einem einzigen so etwas erleben. Aber so weit geht mein Mitleid nicht, um für einen lasterhaften jungen Taugenichts durch die Finger zu sehen und mein Haus in übeln Ruf zu bringen und in Angst vor Diebstahl zu versetzen“ — fuhr sie barsch fort. „Ich warte bis zwei Uhr. Ist dann nicht Alles wieder hier, so soll mir das Gericht dazu verhelfen.“

Sie verließ das Zimmer. Richenza raffte sich auf, nahm Hut und Mantille und versteckte ihre Hände, die keine Handschuh hatten, unter derselben. Dabei fiel ihr Blick auf den kleinen grünlichen Spiegel, und mit einem namenlosen Schauder trat sie vor ihrem eigenen Bilde zurück... so entstellt waren ihre Züge, so unheimlich ihr Ausdruck, so verstört und ruinirt ihre ganze Erscheinung. Wie alt bist du denn? fragte sie dies traurige Bild: Gerade vierzig Jahr! — Da gibt es Frauen, die noch schön sind — und glücklich sind! Aber einundzwanzig Jahre des Leidens, wie ich sie verlebt habe, die zergraben die äußere Gestalt wie das innere Wesen und bewirken, daß man keinem Alter mehr angehört. — Sie verließ ihre Wohnung und schlug den Weg nach dem Meerhaim'schen Hause ein,

um Stella aufzusuchen. Vor einundzwanzig Jahren, in der Blüthe der Jugend, der Schönheit, des übermüthigen Selbstvertrauens hatte sie ihre Mutter verlassen — und jetzt wollte sie deren Schwelle überschreiten, verstohlen, heimlich, zur letzten Stufe der Gesellschaft, zur Bettlerin herabgesunken, zur Mutter eines... Spielers, ach! das war noch nicht das schlimmste Wort!" —

„Ist Fräulein Saint-Clair zu sprechen?" fragte sie den Portier.

„Sämmtliche Herrschaften sind vor einer halben Stunde nach Freiburg gefahren und kommen erst heute Abend um neun Uhr zurück."

Als wäre ihr das Todesurtheil gesprochen, keines Lautes, keines Gedankens mächtig, entfernte sich Richenza. So trostlos sah sie aus, daß der Portier sagte:

„Wenn Sie ein Anliegen bei der Frau Gräfin haben, so kommen Sie morgen Vormittag um zehn Uhr wieder; dann ist sie allein und Fräulein Saint-Clair auch. Dann können Sie beide Damen sprechen."

Sie verneinte schweigend und ging. Morgen war es zu spät! Die beiden Damen, die sie dann hätte sprechen können... das war ihre Mutter und war ihre Tochter! — Eine Stimme in ihr hätte aufschreien mögen vor unaussprechlichem Jammer — und eine an-

dere Stimme hätte ausbrechen mögen in ein verzweiflungsvolles Gelächter. Sie ging nach dem Spielsaal und zum Rouge et Noir-Tisch wie zum Schaffot; — denn wenn Tristan da war — und verlor: so war Alles verloren! Sie konnte sich kaum überwinden aufzuschauen und ihn zu suchen. Sie starrte gedankenlos die verschiedenen Geldhaufen an, die vor den Pointeurs lagen. Wenn das Tristan wäre, vor dem die Goldrolle lag! Sie schlug die Augen auf, um aus der Folter der Ungewißheit zu kommen. Es war Tristan in höchster Aufgeregtheit mit flammendem Blick. Sie ging um den Tisch, bog sich über seine Stuhllehne und flüsterte ihm zu:

„Auf ein Wort, Tristan!... ein ernstes.“

„Nicht jetzt! ich bin auf dem Wege, die Bank zu sprengen!“ sagte er, ohne sie anzusehen.

„Tristan, wo ist die Uhr?“ sprach sie langsam in sein Ohr.

Wüthend kehrte er sich um und sagte zwischen den Zähnen:

„Bei Jud Schickel! stör' mich doch nicht.“

„Gib mir Geld, Tristan.“

Er that es. Richenza ging zum Juden und forderte die Uhr zu kaufen oder auszulösen, die ein junger Mensch heute früh ihm gebracht habe. Allein Jud Schickel that, als wisse er von nichts. Die fremde Frau konnte ja mit der Polizei zusammenhängen! Nein,

Gott bewahre! alte Kleider kaufte er; davon lebte er kümmerlich! Aber nie Sachen von Werth — und gar von jungen leichtsinnigen Leuten. Nie! Nie! — Richenza mochte bitten, flehen, mit der Polizei drohen, mit Geld klimpern — der Jude war und blieb unbeweglich. Die Zeit verstrich. Richenza kehrte zu Tristan zurück, dessen Baarschaft inzwischen sehr geschmolzen war, und raunte ihm in's Ohr:

„Wenn Frau Hellmig ihre silberne Taschenuhr und ihren silbernen Löffel nicht um zwei Uhr hat: so zeigt sie Dich auf der Polizei an. Der Jud gibt sie mir nicht.“

„Verdammtes Schicksal!“ sagte Tristan zähneknirschend: „seitdem Du mich gestört hast, Mama, wich mein Glück.“

Er strich sein Geld ein und fügte hinzu:

„Ich gehe zum Juden und hole die Sachen. Hast Du denn aber nur zum Schein geschlafen, Mama, und mich verrathen?... Das wäre doch stark!“

Er verließ den Saal und begab sich zu Jud Schickel. Richenza taumelte zurück vor dieser kaltblütigen Frechheit, die gar kein Gewicht auf ein Verbrechen legte. Sie fürchtete sich, der Frau Hellmig unter die Augen zu treten, bevor diese wieder im Besitz ihres Eigenthums sei — und fürchtete, Tristan werde vielleicht keine Lust haben, es zurückzugeben. Sie eilte zum Juden. Aber der versicherte, seiner Tactik gemäß,

er wisse nichts weder von Tristan noch von Taschenuhren. Vielleicht ist Alles schon glücklich abgemacht; dachte Richenza, ohne es eigentlich zu denken: — ich will zu Hause gehen und ihn dort sprechen. Sie schlug den Weg nach ihrer Wohnung ein. Es war schon halb zwei Uhr. Sie meinte, jede Sekunde sause hörbar an ihr vorüber. Als sie sich dem Hause näherte, sah sie von dem andern Ende der Straße Tristan kommen, der ein rothes Kästchen in der Hand hielt und ihr das von Ferne zeigte. An der Hausthür wartete sie auf ihn und sagte, als er kam:

„Gib her! ich stelle es zurück.“

„Willst Du es thun, Mama? ich wollte es selbst mit Entschuldigung und Dank in diesem netten Kästchen abgeben. Es war ja nur geborgt.“

Ehe Richenza ihren Abscheu aussprechen konnte, wurde die Hausthür von Innen heftig geöffnet und Frau Hellmig erschien zum Ausgehen gerüstet.

„Nun, wie stehts!“ fuhr sie Tristan an, „bekomme ich meine Sachen oder nicht? Wenn nicht, so bin ich marschfertig.“

Richenza zog sie angstvoll von der Thür und dem Vorplatz hinweg und in's Wohnzimmer hinein. Tristan folgte kaltblütig.

„Beste Frau Hellmig,“ hub er an, „ich bin Ihnen unendlich dankbar für Ihre Gefälligkeit und Nachsicht, und drücke dies nicht blos mit Worten, sondern auch

durch die That aus, indem ich Ihnen die Sachen, welche Ihr Haus mir auf unbestimmte Zeit lieh, in diesem Kästchen überreiche."

Sprachlos vor Erstaunen vernahm Frau Hellmig diese Rede. Als aber Tristan das Kästchen, das sie ihm nicht abnahm, auf einen Tisch legte und Miene machte, das Zimmer zu verlassen, rief sie in so gebieterischem Ton:

„Halt, junger Herr! ich habe mit Ihnen zu reden!" — daß Tristan nicht wagte, von der Stelle zu gehen, denn Frau Hellmig war resolut genug, ihn nöthigenfalls am Kragen zu halten. Sie öffnete das Kästchen, nahm Uhr und Löffel heraus, erkannte sie alsbald für ihr Eigenthum, schloß das leere Kästchen wieder und warf es Tristan vor die Füße, indem sie mit ihrer dröhnenden Stimme rief:

„Wie kann Er sich unterstehen, einer rechtschaffenen Frau gegenüber aus einem Verbrechen — einen Spaß zu machen."

„Beste Frau Hellmig, es ist kein Spaß!" entgegnete Tristan etwas betroffen: „Sie haben meine Ehre gerettet!" ... — —

„Was schwatzt Er da von Ehre!" unterbrach sie ihn mit zürnender Verachtung; „die ist verloren! Möge der Diebstahl der Polizei angezeigt werden oder nicht — die That ist und bleibt ehrlos, und daß Er das nicht

einsieht, ist ein klarer Beweis, daß Er innerlich die Ehre verloren hat."

„Sie erwarten wohl gar, daß ich mich als armer Sünder vor Ihnen präsentire!" rief er spöttisch.

„Nicht vor mir, aber vor Gott!"

„Gott?" entgegnete Tristan: „Gott! . . . das ist für mich eine unbekannte Größe!"

„Ein Gottesleugner unter meinem Dach!" rief Frau Hellmig; — und Richenza stieß einen unterdrückten Klageschrei aus.

Da öffnete sich die Thür zum Krankenzimmer; Schwester Benigna trat in das Wohnzimmer und sagte gelassen:

„Ruhig, um's Himmelswillen, ruhig! was geht hier vor? was sagt der junge Herr?"

„Er sagt, der große Gott wäre ihm unbekannt!" schrie Frau Hellmig außer sich.

„Nicht so trivial hab' ich mich ausgedrückt," sagte Tristan übermüthig.

„Gleichviel!" rief Frau Hellmig: „nun weiß ich genug . . . nun hab' ich's satt. Verfüge Er sich stante pede hinauf, packe Er seine Siebensachen und die seiner Mutter zusammen und verlasse Er ungesäumt mit ihr mein Haus."

„Das wird für heute nicht möglich sein," erwiderte er trotzig: „man findet nicht gleich solche Prachträume, wie wir hier bewohnen."

„Schwester, hören Sie die Frechheit!“ sagte Frau Hellmig ganz matt vor Gemüthsbewegung.

„Nein, nein, Frau Hellmig!“ sagte Richenza tonlos: „wir gehen ... gleich.“

„Aber wohin willst Du denn gehen, Mama?“ fragte Tristan hart.

„Ich weiß es nicht!“ antwortete sie mit solcher Verzweiflung in Ton und Blick, daß Schwester Benigna mitleidig sagte:

„Für Madame Saint-Clair allein würde ich vielleicht ein vorläufiges Unterkommen finden.“

„Doch nicht etwa in einem Ihrer Klöster!“ rief Tristan. „Das mögen wir nicht! wir sind Protestanten — und wollen es bleiben.“

„Das kann ich mir denken,“ entgegnete Schwester Benigna mild. „Mein Vorschlag ist so: Zu der Wohnung der Frau Marquise gehört ein ganz abgelegenes und unbenutztes leeres Gartenzimmer. Die Frau Marquise ist die Güte und Liebe selbst, immer bereit zu helfen, barmherzig von Natur und noch barmherziger durch ihre großen körperlichen Leiden. Es wird ihr gewiß recht lieb sein, wenn Madame Saint-Clair vor der Hand das Gartenzimmer bewohnt.“

„Wer ist diese idealische Frau Marquise?“ fragte Tristan hochmüthig. „Man muß wissen, von welchen Leuten man Gefälligkeiten annimmt.“

„Sie ist eine Creolin, außerordentlich reich ... und

Gemahlin des außerordentlich reichen Marquis de Clermont."

„Clermont!" rief Tristan in einem Ton, der alle drei Frauen zittern machte: „heißt er Dagobert?"

„Allerdings," sagte Schwester Benigna: „der Taufname des Herrn Marquis ist Dagobert."

„Dagobert von Clermont!" rief Tristan und machte in wilder Freude einen Luftsprung, so daß sich Frau Hellmig hinter den Tisch verschanzte und auch Schwester Benigna zu sich zog, indem sie sagte:

„Nun wird er gar irrsinnig."

„Tristan! was fällt Dir ein!" rief Richenza, wie von einem Blitzstrahl aufgeschnellt.

„Alles, Mama! Alles!... Wie wir über das Forum gingen... in Rom, vor vierzehn Jahren ungefähr... was wir sprachen,... wie wir saßen auf der Seitentreppe vor Ara Celi... und auf das abendrothe Gebirg schauten und... Alles! Jetzt gehe ich"...—

„Nein!" rief Richenza — und mit ausgebreiteten Armen lag sie auf den Knieen vor der Thür.

„Laß mich hinaus, Mama! ich muß zu ihm... ich hab' es mir selbst geschworen, so wahr ich Tristan Saint-Clair bin!"

„Der Schwur gilt nicht! Du bist nicht Tristan Saint-Clair... Du bist Tristan Sinkler!"

„Sinkler!" rief Frau Hellmig, und sah ganz ver-

wildert einer neuen unerwarten Scene zu, denn Schwester Benigna verließ ihren Platz hinter dem Tisch, eilte zu Richenza, kniete neben ihr nieder und sagte mit himmlischer Barmherzigkeit:

„O Richenza! dann bin ich ja Deine Schwester ... die arme Salome Sinkler!“

Aber Richenza sank bewußtlos zu Boden.

In einem sehr eleganten Salon, zwischen einem wahren Boskett der schönsten Blumen, stand eine Chaise longue, auf welcher eine Dame ruhte, während ein Herr sehr unruhig im Salon umher ging. Das war der Marquis und die Marquise von Clermont. Einen größeren Contrast konnte man sich nicht vorstellen. Die Marquise war eine spanische Creolin, zart wie ein Kind, weich wie eine Blume, mit sammtschwarzem Aug' und Haar und mit der dunkeln und doch so feinen Farbe der Creolen. In eine Wolke von weißem Linon, Spitzen und Stickereien verhüllt, aus der nur ihr graziöser Kopf und ihre kleinen Hände auftauchten, lag sie da still und friedlich, ein Bild der Resignation: seit fünf Jahren war sie an den Füßen gelähmt und litt mit unsäglicher Geduld die Schmerzen und Qualen dieses Zustandes. Nichts war lieblicher, als der sanfte, demüthige, unterwürfige Ausdruck ihres Lächelns und ihres Blickes, wenn sie mit ihrem Mann sprach: es war wie ein Frühlingslüftchen, das um

einen Felsen säuselt. Schroff und hart stand der Marquis ihr gegenüber — das Urbild eines Menschen, der stets bösen Leidenschaften gedient — und von diesem Dienst nichts gewonnen hat, als den trockensten Egoismus. Immer gereizt, immer verstimmt, immer in nervoser Aufregung, die keinen anderen Grund hatte, als seine innere Zerfallenheit, immer scharf im Ton und schneidend in den Manieren, zitterte die Marquise, wenn sie nur seine Stimme, ja seinen Schritt hörte. Jetzt war der Marquis in der allerübelsten Laune. Die Aerzte hatten die größte Hoffnung gegeben, daß die Bäder von Baden den Zustand der Marquise wenn nicht heben, so doch bessern würden; — und davon war jetzt, nach drei Monaten, keine Spur wahrzunehmen. Nun litt er zwar in keiner Weise durch ihre Kränklichkeit; nicht sein Herz — denn das hatte die Fähigkeit für reine Gefühle längst verloren; nicht sein häusliches Leben — denn er hatte nie eine Häuslichkeit geschätzt oder gewünscht; nicht seine Freiheit — denn in den vierzehn Jahren seiner Ehe hatte er sie nur als ein Spielwerk und eine Sklavin, sich selbst aber als den ungebundenen Herrn betrachtet; nicht seine pecuniären Verhältnisse — denn sie war reicher noch als er; aber der tiefe Groll, den solche in niedriger Selbstsucht verkommene Charactere — heimlich gegen sich selbst und ausgesprochen gegen Alles, was sie nicht sind, also gegen alles Gute hegen: dieser Groll trat

bei ihm am schärfsten gegen seine Frau hervor. Besonders deshalb, weil sie sehr fromm war. Nun hatte er sie freilich um Manches gebracht: um ihren kindlichen Frohsinn, um ihre Hoffnung auf Glück, um die Selbstständigkeit, die der Frau gebührt; — nur nicht um ihre Frömmigkeit. Im Gegentheil! je mehr sie sich in andere Dinge demüthig fügte und resignirte, desto entschiedener wurde sie in diesem einen Punkt. Das sah er mit grenzenloser Erbitterung. Sie gehorchte einem anderen Willen, als dem seinen in Allem, was ihre Seele betraf. Sie hatte einen Gott — und dieser Gott war nicht er — und er wollte doch sein Ich zur obersten Gottheit machen, nicht nur für sich selbst, sondern für Alle, auf die er Einfluß hatte. Dem widersetzte sie sich in aller Demuth.

„Wenn Du noch länger hier bleiben mußt, so will ich wenigstens Deine affröse Schwester nicht länger vor Augen haben!" rief der Marquis und blieb vor der Chaise longue stehen: „sie soll fort."

Die Marquise schlug langsam ihre großen schwarzen Wimpern auf und sagte:

„Dann, lieber Dagobert, wird Deine Mutter die Güte haben, mir eine andere Schwester zu schicken, denn sie weiß, daß mir das nöthig ist."

„Nimm statt ihrer noch eine Kammerfrau — noch zwei, noch drei!"

„Ich habe ja schon zwei Kammerfrauen."

„Und die elegantesten und geschicktesten, die in Paris zu finden waren... hoff' ich!"

Sie neigte zustimmend ihr Haupt.

„Nun also!" fuhr er auf, als sie schwieg.

„Ich brauche Jemand, mit dem ich zuweilen von dem lieben Gott sprechen kann," sagte sie mild.

„Dolores!" rief er ingrimmig, „wirst Du Dir nie dies unsinnige Gerede abgewöhnen?"

„Ich komme nie in eine Kirche, wohne nie der heiligen Messe bei, kann nie meinen Heiland im Tabernakel anbeten" — sagte Dolores, als habe sie gar nicht seinen Einwurf gehört: „ich kann nicht einmal täglich eine Andacht lesen... so schwach sind meine Nerven. Was sollte aus mir werden, wenn ich in meiner Hülflosigkeit nicht Jemand um mich hätte, der mir für solche Entbehrungen doch ein wenig Ersatz zu leisten bemüht wäre."

„Deine Kammerfrauen sind gewiß bessere Vorleserinnen."

„Dann brauche ich auch eine Person, die den Platz bei den Armen und Hülfsbedürftigen einnimmt, den ich nicht ausfüllen kann."

„Dazu brauchst du Geld — weiter nichts!"

„Und endlich ist mir eine zuverlässige Seele nöthig für meine Correspondenz."

„Ich wünsche nie, die Krähenfüße der Schwester

Benigna entziffern zu müssen! Mademoiselle Eugénie hingegen schreibt einen ganz artigen Brief."

„Du siehst also aus meinen Gründen, lieber Dagobert, daß ich — auch abgesehen von der leiblichen Pflege — eine Schwester nicht entbehren kann. Wünschest Du aber anstatt Benigna —"

„O!" rief er hohnlachend, „ob sie Benigna oder Maligna heiße, darauf kommt mir's nicht an! Die Schwester! die Schwester! die will ich nicht. Nur nichts Kirchliches... nichts Klerikales! das ist meine horreur! damit kannst Du mich zum T—l jagen."

„Mit diesem Abscheu jagst Du Dich selbst dahin," sagte sie sehr sanft.

„Soll das witzig sein?" fragte er; aber sie schwieg. Da fuhr er fort: „Nun, ich gehe nach Paris, wenn Deine Maligna bei Dir bleibt."

„Lieber Dagobert, Du würdest nach Paris gehen, auch wenn sie nicht bliebe... und dann wäre ich ja ganz verlassen."

„Mögtest Du mich als barmherzigen Bruder agiren sehen?"

„In andern Zeiten übten die tapfersten und edelsten Ritter der Christenheit als barmherzige Brüder den Krankendienst, lieber Dagobert! — Aber daß es mir nicht einfallen kann, Dich an mein trauriges Krankenlager zu fesseln — das weißt Du längst."

Dolores sagte dies im demüthigen Ton eines We-

sens, das durch Vernachläßigung daran gewöhnt ist, sich selbst gar nicht in Anschlag zu bringen und das aus tiefer Frömmigkeit es auch gar nicht verlangt. Der Marquis erwiderte:

„Ich weiß, daß ich meine Freiheit Deiner Gleichgültigkeit zu danken habe. Ich gehe also in den nächsten Tagen nach Paris — und ich erwarte, daß mir bis dahin Deine Donna Maligna nicht unter die Augen komme."

Er verließ den Salon. Als die Marquise allein war, zog sie einen Rosenkranz hervor, küßte zärtlich das Crucifix und sagte: O gebenedeite, schmerzhafte Mutter Gottes, hast Du mir mit Deinem Namen[1]) einen gar guten Antheil an Deinen sieben Schwertern geben wollen? O bitte für mich um Kraft sie zu ertragen!

Sie schellte nach einiger Zeit. Mademoiselle Eugénie erschien und erwiderte auf die Frage, ob Schwester Benigna zu Hause? — daß sie eben gekommen sei. Da ließ sich die Marquise auf der Chaise longue in ihr Schlafzimmer rollen und die Schwester zu sich bitten.

---

1) Maria de los Dolores (Maria der Schmerzen). — Nach spanischem Gebrauch fällt bei den Namen zu Ehren der Mutter Gottes — Maria weg und der Zuname wird Name: Dolores, Mercedes, Consolacion 2c.

In pace.

Emanuel las mit Verwunderung ein Billet. „Ihre guten Worte und Ermahnungen, Herr Graf, haben nach und nach doch den Weg zu meiner Vernunft gefunden und ich habe mich entschlossen, eine Arbeit zu versuchen. Kann ich nicht erfinden, so bin ich doch im Stande, zu copiren. Einer meiner früheren Gönner wünscht dringend die Anfertigung eines Stiletgriffs im Styl des Cinquecento. Ich weiß, daß ich einst einen solchen für Sie anfertigte, Herr Graf, weil Sie damals beifällig sagten — was ich nie vergessen habe! er sei der schönen Hand einer Lucrezia Borgia würdig. Jetzt bitte ich Sie, mir das Stilet, oder wenigstens den Griff ohne Klinge, auf einige Tage anzuvertrauen. Sie erzeigen mir dadurch nicht blos eine Gefälligkeit, sondern eine Wohlthat, für die Ihnen stets dankbar sein wird Tristan St.-Cl."

„P. S. Ich bitte, hinterlegen sie das Stilet verpackt und versiegelt bei Ihrem Portier. Dort hole ich es ab, wann ich eben Zeit habe."

Wahrscheinlich zwingt ihn die drückendste Noth zur Arbeit, sprach Emanuel zu sich selbst; nimmt er diese Wendung und beharrt er dabei, so kann er sich retten. — Emanuel öffnete ein schönes alterthümliches Schränkchen mit kunstvoller eingelegter Arbeit und zierlichem Schnitzwerk. Die Dinge, welche es enthielt, hoben sich von der Rückwand von braunrothem Sammt sehr vortheilhaft ab: es waren lauter schöne, zum Theil kostbare und kunstvolle Arbeiten in Elfenbein und edlem Metall oder Steinen: Bilder in Basrelief, in Niellen, in Mosaik, Schalen, Vasen, Dosen, Büchereinbände, Dolche; — darunter auch Tristan's Stilet, woran das Hauptmotiv eine Schlange war. Emanuel versuchte, ob der Griff von der Klinge abgeschraubt werden könne; aber sie war eingelassen. Er steckte also das Stilet in eine Scheide von schwarzem Sammt, verpackte es und gab es dem Portier für Tristan.

Dieser hatte die Ohnmacht seiner Mutter benutzt, um das Haus der Frau Hellmig zu verlassen und Herrn von Clermont aufzusuchen. Was er bei diesem wollte, war ihm noch nicht klar. Bis er dessen Wohnung erkundschaftete, kamen ihm allerhand Gedanken. Sie beschäftigten ihn dermaßen, daß er, obschon er Geld hatte, sich die Zeit nahm, das Billet an Emanuel zu schreiben. Da dieser in Freiburg war, mußte Tristan bis zum andern Morgen auf die Antwort warten. Dann ging er seinen gewohnten Gang in den Spiel-

saal und verlor fast Alles, was er am Morgen gewonnen hatte. In Frau Hellmig's Haus ging er aber nicht zurück. Sie hat mir den Stuhl vor die Thür gesetzt, diese Virago! sprach er zu sich selbst: mich quasi fortgejagt!... also bleib' ich fort. Daß sie die Mamà behalten wird, dafür sorgt schon die Schwester, die sich ja als eine wirkliche Schwester meines Vaters zu erkennen gab,... eine überraschende Enthüllung, wahrhaftig! mit solcher alten Ordensperson verwandt zu sein! Keine Ehre, nach der ich strebe!... Aber bei der ganzen Geschichte bin ich um meinen ehrlichen Namen gekommen — ha, ha, ha! Tristan Sinkler?... Bringt die Veränderung etwas Erkleckliches ein, so bin ich Sinkler... das versteht sich! denn die Hauptperson ist und bleibt ja immer Tristan.

Mit seiner Mutter ging es so, wie er ahnte. Schwester Benigna erklärte in kurzen Worten der Frau Hellmig, Richenza sei die Wittwe ihres Bruders Wilhelm — und Frau Hellmig werde doch jetzt nicht daran denken, sie aus dem Hause zu stoßen. Ueberdas war es unmöglich, denn Richenza war aus ihrer Ohnmacht erwacht, um in Fieberphantasien zu fallen.

„Ich glaube, eine schwere Krankheit ist im Anmarsch," sagte Schwester Benigna. „Der Puls thut wohl hundertundzehn Schläge — und die Kräfte sind ganz erschöpft."

„Das muß wohl sein bei einem solchen Leben, gute

Schwester!" erwiderte Frau Hellmig. „Keine gesunde Kost im Magen, keine tüchtige Arbeit in der Hand, kein vernünftiger Gedanke im Kopf, kein ruhiger Schlaf zur Stärkung für Leib und Seele — nichts als Hunger und Kummer, ... die schlimmen Karten ... der schlimme Taugenichts von Sohn ... dabei müssen die Kräfte ja mit aller Gewalt herabkommen."

Beide führten Richenza nach ihrer Dachkammer und brachten sie auf ihr Lager. Das heftigste Fieber stellte sich ein. Zum Glück kam der Arzt, der die junge Hellmig behandelte, um seine Patientin zu besuchen. Schwester Benigna führte ihn zu Richenza.

„Gänzliche Entkräftung!" sagte er: „das ist merkwürdig! die Frau ist ja nicht alt."

Schwester Benigna sorgte für Alles, was die Kranke bedurfte und bat Frau Hellmig, die beiden Thüren des Zimmers zu verschließen und den Schlüssel zu behalten, damit Niemand die Kranke störe. Sie glaubte, Tristan werde kommen.

„Ach, für den Taugenichts kann die Mutter sterben und verderben! vor Mitternacht kommt der nicht heim! Käme er aber heute, so würde ihm die Hausthür nicht geöffnet. Der Patron ist mir allzu frech!" sagte Frau Hellmig.

Tristan kam aber nicht und Richenza brachte die Nacht in der Unruhe und den Phantasien eines heftigen Fiebers zu, das für sie eine Wohlthat

war, indem es einen Schleier über ihr Bewußtsein warf.

Als Tristan am andern Morgen das Stilet bei dem Portier in Empfang nahm, hatte Emanuel ein ernstes Gespräch mit seinen Eltern. Sie drangen lebhaft auf seine Verheirathung. Gräfin Meerhaim, in romanhafter Angst vor Grazia's vermeintlichem Plan, hatte dem Grafen anvertraut, daß Grazia zu den Ultramontanen gehöre, zu dieser der Zahl nach geringen, aber durch Fanatismus furchtbaren Partei innerhalb der katholischen Kirche, die nichts im Auge habe, als Bekehrungen und mönchisches Wesen.

„Der Papst," sagte sie, „scheint für diese Partei der „Alte vom Berge" zu sein."

„Was?" rief der Graf lachend: „nun sollen die Ultramontanen sogar einen Assassinenstaat bilden... oder nachbilden? — das ist denn doch des Guten zu viel behauptet, lieber Schatz! Daß die geheimen Gesellschaften den Dolch gut zu führen wissen und eine Art von Assassinenstaat unter einem „Alten vom Berge" bilden, der ihnen geheimnißvoll und gebieterisch die Parole zu ihren Mordthaten und Mordanschlägen ertheilt — das ist bekannt; denn es liegen die Opfer ihrer Dolche vor. Solche Opfer sind aber immer entweder sogenannte Ultramontane oder solche, die der ultramontanen Sache günstig waren. Diese Sache ist aber keine andere, lieber Schatz, als die Verthei-

digung und die Vertretung des Princips der Autorität und der daraus entspringenden Rechte gegenüber der Revolution. Die Revolutionären wollen nun durchaus nicht ein Princip aufkommen lassen, das, wenn es allgemein zur Geltung käme, ihnen und ihrem Treiben ein Ende machen würde; — darum haben sie das Wort ultramontan erfunden, welches blinde Glaubenssklaverei bedeuten soll, um der ewig unmündigen großen Masse einen Abscheu vor derjenigen politischen, religiösen und socialen Richtung beizubringen, welche sie so sehr fürchten, weil sie selbst in entgegengesetzter Richtung die allerblindesten Sklaven sind. Und es scheint, lieber Schatz, als gehörtest Du zu diesen Unmündigen."

„Zeitlebens war mir Politik antipathisch," sagte Gräfin Meerhaim: „und nicht über sie, sondern über Emanuel habe ich mit Dir zu sprechen."

„Statt dessen sprachst Du aber vom „Alten vom Berge!" sagte der Graf lachend. „Echt ultramontan müßte es heißen: der Alte jenseits der Berge. Das wäre verblümt und doch klar — der Papst. So nannten im vorigen Jahrhundert die Anhänger der vertriebenen Stuart'schen Königsfamilie den König Carl II. nie anders, als „Charlie over the water" — so lange er in der Fremde war. Also ultramarin."

„Lieber Meerhaim," sagte die Gräfin bittend, „was

hat das mit Emanuel zu thun, dem ich eine gute Frau wünsche."

„Eine gute Frau!" rief der Graf überrascht; „damit bin ich ganz einverstanden! konnte ich ahnen, daß es sich darum handle! Freilich... eine gute Frau ist mein größter Wunsch für ihn. Doch was hat Grazia und ihr Ultramontanismus damit zu thun?"

„Ich fürchte ihren Einfluß! Er könnte katholisch werden!"

„Das wäre kein Unglück! auch Euphrosyne ist es geworden — und welche capitale Frau!"

„Ja! aber nach ihrer Verheirathung. Wird Emanuel es vorher: so könnte er Mönch werden."

„O Du Romanleserin!" rief der Graf mit einem homerischen Gelächter: „Nein, so etwas fällt diesem Sohn seines Vaters nicht ein! Wir wollen ihn aber ad coram nehmen."

Das geschah. Emanuel erwiderte munter:

„Welch eine schnelle Sinnesänderung! bei Damen kennt man das... aber Du, lieber Vater!... Im Frühling kam ich her, Ihr empfingt mich mit offnen Armen, ich sollte bei Euch bleiben. Kaum hab' ich mich eingerichtet, so seid Ihr meiner überdrüssig und verbannt mich in den Ehestand, für den ich gar nicht geschaffen bin."

Gott im Himmel! dachte die Gräfin mit klopfen=

dem Herzen, jetzt kommt es zur Sprache. Allein der Graf antwortete gelassen:

„Dafür ist jeder vernünftige Mensch geschaffen, mein lieber Emanuel und besonders Du; — denn Du verflüchtigst Dich und versplitterst Dein Leben, Deine Zeit, Dein Glück, wenn Du nicht im Hafen des Ehestandes vor Anker gehst. Dann läßt Du Dich in Crohnenberg nieder, wo es Dir an Beschäftigung nicht fehlt — und wir leben abwechselnd dort bei Dir und Du mit Deiner Frau hier bei uns."

„Bester Vater, ich habe schon ein paar Mal versucht, mein Herz und meine Hand in Sicherheit zu bringen — und jederzeit ist es mir mißlungen. Ich habe keinen Muth mehr!"

„O zaghafter Schäferjüngling!" rief der Graf lachend, „nenn' uns nur die Königin Deines Herzens und wir besorgen das Weitere. Für Emanuel Meerhaim findet sich schon eine Frau."

„Ja, wenn sich nur Emanuel Meerhaim von einer Frau finden läßt!" rief Emanuel launig.

„O Gott, Emanuel! wenn Du doch nicht mit den ernsthaftesten Dingen Scherz treiben wolltest!" seufzte die Gräfin; „Du siehst, wie uns Deine Zukunft am Herzen liegt: also betrachte sie doch mit ernsten Augen."

„Ich thue das im höchsten Grade, liebe Mama," versicherte Emanuel: „darum wünsche ich ein Wesen zu finden, das meine Sympathie in Anspruch nimmt und zugleich eine so wahre Neigung zu mir hat, daß es sich

trotz meiner vielen Fehler nicht von mir wendet. Ich stehe nicht auf dem Punkt stoischer Gelassenheit und leider auch nicht kindlicher Unterwürfigkeit, um Fräulein A. oder Fräulein Z. unbedingt aus Eurer Hand anzunehmen. Es muß sich etwas Zauber, etwas Liebe, etwas Süßgeheimnißvolles, etwas Ahnung von unaussprechlichem Glück um den Anfang eines solchen Verhältnisses weben — so ein Frühlingsarom, wie er in der Natur der Blütenzeit vorausgeht — wenn ich den entscheidenden Schritt thun soll."

„Da hast Du Recht!" sagte die Gräfin lebhaft: „ein Rechenexempel soll nicht die Grundlage Deiner Ehe sein." —

Ein Diener trat mit verstörter Miene ein und meldete, daß der Kammerdiener der Frau Baronin Ursperg etwas zu berichten habe.

„Sagen Sie nur gleich, ob der Baron noch lebt?" rief der Graf dem Eintretenden entgegen: „denn so etwas wird wohl Ihre Botschaft sein."

„Noch lebt er!" war die Antwort, während die Gräfin nach ihrem Wagen rief und Emanuel davon eilte.

„Wie kam es? was geschah dem Baron?" fragte der Graf.

„Er hatte in letzter Zeit sehr häufig die Anfälle, zuweilen mehrmals im Tage, so daß er sich gar nicht erholen konnte. Aber er mochte nicht, daß man es be-

merkte oder davon spräche. Frau Baronin mußte immer so gleichgültig wie möglich — nie unruhig oder besorgt aussehen. Heute war er recht wohl und heiter bei dem Frühstück, und sagte, er wolle um eilf Uhr spazieren fahren. Damit steht er auf und da ergreift ihn der Krampf. Er hatte noch die Serviette in der linken Hand — und so blieb er stehen, eine geschlagene Stunde von neun bis zehn Uhr, ohne auch nur mit den Wimpern zu zucken — wie gräfliche Gnaden das an ihm kennen. Frau Baronin setzte sich mit ihrer Arbeit neben ihn und ich ging ab und zu. Gewöhnlich kam er ja immer ganz langsam und allmälig zu Besinnung und Bewegung; heute aber, als der Starrkrampf sich zu lösen begann und die Frau Baronin aufstand, um ihn nach seinem Zimmer zu führen, zuckt er auf einmal zusammen, schwankt — und wäre rückwärts zu Boden gestürzt, wenn ich nicht herzu gesprungen wäre, ihn gehalten und mit aller Macht unterstützt hätte. Die Frau Baronin schellte alle Leute zusammen, schickte ein Paar nach dem Geistlichen, dem Doctor und Chirurg aus und ließ von uns Andern den Herrn Baron nach seinem Zimmer tragen. Ein Chirurg war schnell da — und nun bin ich hier, um den Unfall gehorsamst zu melden."

„Was sagte denn der Chirurg, guter Marschner?" fragte die Gräfin beklommen.

„Ich meine, er habe von einem Nervenschlag ge-

sprochen . . . doch nicht ganz bestimmt. Vielleicht deshalb nicht, weil Frau Baronin außer sich waren, denn der Herr Pfarrer war noch nicht erschienen."

„Ist denn noch nicht angespannt, daß man zu ihr kann!" rief der Graf ungeduldig: „gehen Sie nur zurück, Marschner, und sagen Sie, wir kämen gleich."

Stella bemerkte in ihrem Zimmer eine gewisse Unruhe im Hause, die zu dieser Stunde ganz ungewöhnlich war. Sie eilte zur Gräfin; sie dachte, Jemand sei erkrankt.

„Adrian ist am Sterben, geliebtes Kind," sagte die Gräfin — und setzte hinzu, als Stella leichenblaß wurde: „Ja, der plötzliche Tod hat etwas Grauenhaftes."

„Entsetzlich!" stammelte Stella, denn sie dachte, daß Grazia nun Wittwe sei und daß Gräfin Meerhaim jetzt vielleicht die passende Frau für Emanuel finden werde. „Darf ich mitfahren?" fragte sie, als der Wagen gemeldet wurde und die Gräfin freute sich der warmen Theilnahme ihrer Chiara Stella. — —

Adrian war inzwischen zum Bewußtsein zurückgekehrt. Die Sprache wurde ihm schwer und noch schwerer die Bewegung seiner Glieder; allein seine Gedanken waren ganz klar und er verlangte selbst die heiligen Sterbsacramente. Grazia pries die Barmherzigkeit Gottes. Der Geistliche war allein bei Adrian, als Emanuel in dessen Vorzimmer trat, wo Grazia einsam

auf den Knieen lag und betete, ohne sich durch den Eintretenden stören zu lassen. Adrians ganzes Leben ging an ihrer Seele vorüber und sie durfte wohl hoffen, daß in demselben kein Fleck dunkel genug sei, um ihn lange der seligen Anschauung Gottes zu berauben. In seiner Kindheit wie in seiner Jugend — stets war er ihr Vorbild gewesen: pflichttreu, opferwillig, edel, fromm und rein; — und wenn in den letzten Jahren kleine Eigenheiten an ihm hervortraten, so war das nur nervose Aufregung in Folge seiner Kränklichkeit; — sein Wille blieb gut. Wurde sie nun frei von kleinen Banden, die zuweilen drückend erschienen, eben weil sie auf Geringfügigkeiten lasteten: so verlor sie dafür den unschätzbaren Schild, der sie nach der Seite der Welt hin unter einen äußern und sichtbaren Schutz stellte — und sie hatte genug von der Welt erfahren, um zu wissen, daß man sich ihr gegenüber immer im Stande der Vertheidigung halten müsse. Nun stand sie allein, zwanzig Jahre alt, Besitzerin eines großen Vermögens, Herrin von Kreuzbronn, mitten in einer Welt, welche dies Alles als höchst wünschenswerth betrachtet — während sie über dies Alles hinweg zu sehen hatte, wie über Dinge, die nicht ihr gehörten. Denn ihre Freiheit, ihre Jugend, ihr Vermögen — nichts gehörte ihr mehr an! Alles war geopfert, Alles war an's Kreuz genagelt, Alles war eingetaucht in das blutige Sühnopfer der göttlichen Liebe!

— Ist das Opfer nicht allzu groß? fragte das Menschenherz, das stets geneigt ist, den Antheil Gottes so gering — und den Antheil des Ichs so reichlich wie möglich einzurichten. Aber die Stimme der Gnade antwortete: Nein! die Genugthuung darf nicht hinter der Schuld zurückstehen und die Beleidigung Gottes nicht größer sein, als die Liebe zu Gott. So ihn zu lieben, bis zum vollkommnen Opfer — das ist eine Gnade, die der irdische Mensch, und die Welt, und Fleisch und Blut nimmer verstehen, immer bekämpfen, aber nie in der Seele besiegen, die den Ruf: Folge mir nach! verstanden hat! — — —

Emanuel wagte nicht, sich zu regen, kaum zu athmen; er blieb an der Thür stehen und wartete. Ihm war zu Sinn, als könne dies Ereigniß den Horizont des unsäglichen Glückes, von dem er so eben zu seinen Eltern gesprochen hatte, vor ihm entschleiern.

Der Geistliche öffnete die Thür von Adrians Zimmer. Grazia stand auf, ging hinein und winkte Emanuel freundlich zu, ihr zu folgen. Adrian sprach nicht, aber mit seligem Lächeln blickte er Grazia an. Alle Wonnen der Erlösung stralten in diesem Lächeln. So verstand es Grazia. Sie sank neben seinem Lager auf die Knie und sprach leise in sein Ohr:

„Bruder meiner Seele! wenn Du in der Anschauung Gottes selig sein wirst, so bitte für mich um ein so friedliches Sterbestündlein.“

Adrians liebevoller Blick sagte Ja. Ein kleiner Altar wurde hereingetragen, die Kerzen angezündet, der Priester, bekleidet mit Chorrock und Stola, brachte die heilige Wegzehrung. Da kamen Graf und Gräfin Meerhaim."

„Grade recht, um ihn noch einmal zu sehen," sagte Grazia. Dann versammelte sich die ganze Dienerschaft, um in anbetender Ehrfurcht den wunderbaren Augenblick zu feiern, wo sich der König der Ewigkeit mit dem Gebilde des Staubes vereinigt, um eine Seele für das ewige Leben zu gewinnen. Alles lag auf den Knieen; auch Emanuel — dessen Eltern sich in eine Fensternische zurückgezogen hatten. Das „Confiteor" wurde gebetet und Adrian empfing die heilige Eucharistie. Dann lehnte er den Kopf auf die Kissen zurück und sagte mit vernehmlicher Stimme:

„Mein Herr und mein Gott!" —

Da trat der Nervenschlag wieder ein und mit einem leisen Seufzer war er verschieden.

Die Glocken läuteten eben das Ave Maria des Mittags und Grazia dachte unwillkürlich, daß sie einst zu derselben Stunde ihren Brautkranz mit Adrian getheilt hatte. „Hebe Du mir jetzt meinen Antheil an Deiner himmlischen Krone getreulich auf, Adrian" — flüsterte sie ihm nach und der Geistliche begann die Gebete für die Verstorbenen.

Das Haus, die Familie, die Aerzte — Alle waren

durch die Plötzlichkeit des Ereignisses um so mehr betäubt; als Niemand an Adrians frühen Tod gedacht hatte. Jetzt mußten so viel traurige Dinge besorgt werden und geschehen! Natürlich sollte Adrian seine letzte Ruhestatt in der Gruft zu Kreuzbronn finden. Grazia wollte ihrer Mutter ein Telegramm schicken; aber Emanuel rief:

„Nein! laß mich gehen! Erfährt sie es ein paar Stunden später, so kann ich ihr doch gleich die genaue Auskunft geben, die man bei solchen Ereignissen immer möglichst ausführlich zu haben wünscht. Morgen in aller Frühe sind wir hier."

Gräfin Meerhaim wollte Grazia bewegen, zu ihr über zu siedeln; aber Grazia dankte ihr.

„Ich bleibe bei Adrian so lange er in unserm Hause ist;" sagte sie. „Ich habe keine Furcht vor den lieben Abgestorbenen und vor dem Traurigen, das der Tod mit sich bringt ... denn ich kenne das Alles aus schmerzlicher Erfahrung. Heute muß ich bei Adrian beten und wachen — und morgen kommt ja meine Mutter."

„Kind," sagte Graf Meerhaim nachdenklich: „Ihr umgebt die Todesstunde mit wunderbar ergreifender Feier. Wenn's einmal mit mir zum Sterben kommt, so wünsche ich es genau so gehalten zu haben. Versprich mir, daß es geschehe."

„Genau so?" fragte Grazia, indem sie die Hand ihres Großvaters küßte.

„Ja, meine Tochter, ganz genau."

„Darum will ich Gott bitten," sagte sie innig.

„Wenn Gott sich überhaupt damit befaßt, auf die Bitten der Menschen zu hören, so erfüllt er gewiß die Deinen," sagte der Graf.

In einem Winkel des Vorzimmers saß Stella und weinte, als ob sie sich in Thränen auflösen wolle. Ihr war der Tod und die ernsten Bilder, die ihn umgaben, so wie die ernsten Gedanken, die er hervorruft, etwas Fremdes, Schauerliches. Sie hatte noch keinen Menschen sterben sehen, noch bei keiner Leiche gebetet. Sie war erschüttert von dem Ernst des Lebens, das unwiderruflich so endet. Ueberdas war sie hier von keinem Menschen beachtet. Alle Blicke, alle Theilnahme, alle Worte richteten sich auf das Sterbezimmer und auf Grazia. So wie das aber geschah, so wie Stella bemerkte, daß sie für gar Niemand die Hauptperson sei — wurde sie schwermüthig und beweinte oder beklagte mehr und minder elegisch ihr einsames Schicksal, ihre traurige Verlassenheit.

Emanuel ging rasch durch das Zimmer, um zur Eisenbahn zu eilen. Stella sah ihm so melancholisch nach, daß er es bemerkte, umkehrte und zu ihr ging.

„Ja, der Tod ist erschütternd traurig!" sagte er.

„Nein! das Leben ist es!" rief Stella.

„Sie können Recht haben!" entgegnete er und verließ das Zimmer.

Stella fühlte sich so maßlos unglücklich, daß sie daran dachte, das Meerhaimsche Haus zu verlassen und sich zu ihrer Mutter zu flüchten. Ihr würde ich doch wohl das Liebste sein — wenn es nicht Tristan wäre! sprach sie zu sich selbst mit der ganzen aufbrausenden Leidenschaft eines jungen Herzens, das lieben und geliebt sein will und nicht weiß, wo es die wahre Liebe zu suchen hat. Aber ach! wie und wo lebte ihre Mutter? was that und trieb sie? Ach! sie wollte ja nicht ihre Tochter bei sich haben! An ihren Bruder konnte sie nun gar nicht denken ohne Furcht und Beschämung. So darbte Stella an den natürlichsten Gefühlen, ohne irgend einen Ersatz in der Frömmigkeit, der Nächstenliebe, der Ergebung und all den lieblichen Tugenden zu finden, die unter dem milden Schatten des Glaubens in einer Seele erblühen, wenn sie durch das Schicksal oder die Verhältnisse in die Einsamkeit des Herzens verbannt ist. Stella hatte ihrer Neigung für Emanuel mit solcher Sicherheit sich hingegeben, daß es nur den Anhauch der Eifersucht bedurfte, um aus der Neigung eine Leidenschaft zu machen.

Auf der Terrasse zu Kreuzbronn stand Euphrosyne mit Amandus — Bruder Amandus, wie er gewöhn-

lich genannt wurde, theils weil er ein ungemein frommes Mitglied des dritten Ordens des heil. Franziskus war, theils weil Pater Smaragd mit seinem liebegroßen Herzen ihm zuweilen, besonders vor andern Leuten, diesen Namen gegeben hatte. Das war sein Erbtheil! Auch die kleine Wohnung hatte er geerbt. Längst war ein Pfarrhaus unten im Dorf gebaut, als die Jahre und die Körperschwäche von Pater Smaragd einen Pfarrverwalter nöthig machten. Mit frommer Andacht ließ Amandus die kleine Zelle gerade so, wie sie bei dem Ableben von Pater Smaragd gewesen war; und von ihm mit Euphrosyne zuweilen sprechen zu dürfen, war ein Freudenfest für Amandus. Er war nun auch schon ein bejahrter Mann, sein Gesicht war durchfurcht, wie das gewöhnlich bei Leuten ist, die nie irgend eine Sorgfalt auf ihren Körper wendeten, sein dichtes Haar hing wie silbergraue Franzen an seinen Schläfen herab, aber sein Ausdruck war kindlich und sein Lächeln mild. Für Euphrosyne war der demüthige Amandus unschätzbar, denn er besaß noch ein drittes Erbtheil von Pater Smaragd, worauf sie großen Werth legte: die genaueste Kenntniß aller Armen, aller Hülfsbedürftigen, aller Krüppel, aller Wittwen und Waisen zehn Stunden in der Runde. Er war ein lebendiges Register für drei Generationen von Nothleidenden, die in Kreuzbronn Hülfe und Unterstützung gesucht hatten. In solchen

Angelegenheiten besprach sich Euphrosyne häufig mit ihm, und da er eine kindliche Freude an Blumen hatte, ließ sie ihn gewöhnlich auf die Terrasse kommen, die der Gärtner immer mit den schönsten Blumen schmückte.

Ja, ja! sprach Emanuel zu sich selbst, als er am Fuß des Kreuzbronner Schloßberges den Wagen verließ, der langsam die gewundene Chaussee hinauffuhr, während er einen Fußsteig einschlug, der durch das Dickicht steil und grade aufwärts führte: — Ja! in den großen Wendepunkten meines Lebens komme ich immer nach Kreuzbronn. Wird es jetzt zu einer glücklichen Wendung sein? — —

Im Schloß angelangt gebot er den Dienern Schweigen und suchte Euphrosyne auf der Terrasse auf, die während der guten Jahreszeit von je her das große trauliche Familienzimmer ohne Dach gewesen war. Er ging durch den Billardsaal, wo er so manche Partie mit Bernhard, mit Adrian, mit Grazia gespielt hatte. Da fiel sein Blick durch die offnen Fensterthüren auf die Terrasse. Er sah Euphrosine in tiefen Trauerkleidern mit Amandus vor einem Gestell mit Blumen stehen. Dieser Gegensatz auf dieser Stelle: die fröhlichen Bilder seiner Kindheit und Jugend in der Vergangenheit — und in der Gegenwart nichts, als die stille schwarze Gestalt, wie ein Grabmonument neben Blumen — ergriff ihn so, daß er, nervos wie

er war, auf einen Stuhl sank und nach Fassung rang. Da hörte er, wie Amandus fragte:

„Und diese schöne blaue Blume, gnädige Frau Baronin, wie heißt sie?"

„Das ist die Achimenes, lieber Amandus," erwiderte Euphrosyne.

„Ach und hier die kleine krause braune?"

„Die Calzeolarie."

„Achimenes und Calzeolarie! — Unterthänigsten Dank! — Woher kommen nur all die schönen neuen Blumen, gnädige Frau Baronin? In alten Zeiten gab es nur Lilien und Rosen, Nelken und Tulpen, im Spätjahr die Aster .... und dann die wilden Blumen in Flur und Wald .... — Ob wohl der liebe Gott immer neue Blumen erschafft? .... oder ob man sie in fremden Ländern entdeckt — o das wüßte ich gern! — — Sieh! der Herr Graf Emanuel!" unterbrach er sich selbst, als er sich zufällig nach dem Saal wendete — und demüthig zog er sich zurück.

„Lieber Emanuel! was führt Dich zu mir?" rief Euphrosyne ihm entgegeneilend.

„Adrian!" entgegnete er sanft.

„Adrian?" sagte sie langsam: „o ich verstehe!" und sie fiel auf die Kniee und betete mit stillem Weinen ein „de profundis."

Dann erzählte ihr Emanuel ausführlich alle Einzelheiten von Adrians letzten Stunden.

„Und so hab' ich auch ihn verloren . . . meinen letzten Sohn, der zugleich mein erster Sohn war," sagte Euphrosyne: mein Sohn des Kreuzes — wie ich ihn nannte, als ich ihn vor einundzwanzig Jahren bei meiner Ankunft hier im Schloß zu Füßen des Cruzifixes mit seinem Sternenkranz von weißen Astern fand. O ja! Sohn des Kreuzes! für meinen Bernardin hat er sich geopfert, . . . der geliebte Adrian! — Er ruhe in Frieden. Aber Du siehst angegriffen aus," setzte sie theilnehmend hinzu: „was fehlt Dir, Emanuel?"

„Was mir fehlt? — Ja, wenn ich das wüßte! . . . Vielleicht nichts . . . . vielleicht Alles!" erwiderte Emanuel, indem er sich mit einem Ausdruck von Ermüdung, als liege die Weltkugel auf seinen Schultern, neben Euphrosyne setzte und ihre Hand nahm. „Sieh! mir ist das Leben schwer . . . . und doch ist das Leben nur ein Schatten. Sieh! als ich Dich vorhin mit dem stillen Amandus zwischen den Blumen stehen sah und von Blumen reden hörte — Dich mit allen Wunden Deines Herzens, mit Deinen unersetzlichen Verlusten, mit dem herben Kummer der Wittwe, die ihre Söhne in's Grab legt, mit der schmerzlichen Sorge um Dein einziges Kind, mit dieser Kette von Unglück" . . . . —

„Halt ein!" rief Euphrosyne. „Leiden hab' ich wohl viel im Leben gehabt! Kreuz — ja! Unglück — nein!"

„Was nennst Du . . . Unglück?“

„Das Leiden ohne Gott.“

„Nenn' es wie Du willst, Euphrosyne! genug, eine Kette von Schmerzen der verschiedensten Art hat Dich umschlungen und doch geht dein Dasein so ruhig fort, daß ich vorhin an die seligen Schatten dachte, die in den Gefilden Elysiums über Wiesen voll Asphodelos schweben, unbekümmert um die Wonnen des Olymps und die Qualen des Orkus. Und da kam mir diese schattenhafte Existenz, die über Lust und Leid dahinstreift und Schmerz und Freude überdauert, so traummäßig vor, so indifferent, so über alle Maßen gering und nichtsbedeutend, daß sie mir der Mühe des Lebens nicht werth schien.“

„Nun, so ganz schattenhaft ist das Leben doch nicht, denn es hat ja eine himmlische Bestimmung — und die ist etwas Wesenhaftes, Bleibendes!“ erwiderte Euphrosyne sanft. „Betrachte nur einmal genau den stillen Amandus, der gewiß nach der Seite der Irdischkeit hin so gering ist, wie man nur sein kann: Ein Sohn der Sünde, das Kind einer unglücklichen Mutter, die ihn verwahrloste und eines noch viel unglücklicheren Vaters, der ihn verläugnete und verstieß: — Du hörst, Emanuel, was ich Unglück nenne! — so gerieth er auf böse Wege, fiel in Verbrechen, fand seine Erziehung im Correctionshause, kam endlich durch Gottes ewige Barmherzigkeit vor vielen Jahren hieher

zu Pater Smaragd — und wurde der arme Diener des armen Ordensmannes. Das Alles ist so gering, daß die Welt es verachtet. Nun aber fiel in diese arme Seele zum ersten Mal der Strahl der heiligen Liebe und der Dieb, der Vagabonde, der entlassene Sträfling bekehrt sich und wird ein friedlicher, treuer, stiller Amandus, der seit mehr als vierzig Jahren ganz versenkt in süße Christusliebe und fromme Nächstenliebe lebt. Findest Du nun, Emanuel, daß Amandus und daß Pater Smaragd, der das Werkzeug dieser Bekehrung war, ein schattenhaftes Leben haben?"

„Du siehst immer die Dinge wie von Oben herab an," entgegnete Emanuel: „dann kann ich nicht mit Dir streiten. Aber das, um was es sich handelt im Leben, das, wohin das ganze Leben ringt und strebt, das Glück . . . das ist schattenhaft; und erreicht man nicht dies eine große, vorwiegende, Alles beherrschende Ziel: so sag' ich nochmals: das Leben ist miserabel und nicht unserer schrecklichen Anstrengungen werth."

„Es kommt nur darauf an, was man Glück nennt."

„O, liebe Euphrosyne, nur keine sublime Definition! Glück ist — glücklich sein! und weil ich das gern werden möchte . . . bin ich heute hier. Vielleicht ist es unpassend, dies mit der Todesbotschaft zu verbinden, aber heute bin ich mit Dir allein, kann ungestört mit Dir reden, kann Dir das sagen, was ich in

diesem Augenblick an Niemand sagen mag: ich liebe Grazia! ich liebte sie immer! Du weißt es! Vor vier und einem halben Jahr zog sie mir Adrian vor. Ein Anderer wäre dadurch verletzt worden . . . ich war es auch! ich will's nicht leugnen! Aber sie ist frei . . . ich liebe sie mehr, denn je . . . also gib mir eine Hoffnung, die ich jetzt noch nicht von ihr erbitten kann — nur Hoffnung!"

„Ich kann es nicht," sagte Euphrosyne traurig.

„Du willst es nicht!" rief Emanuel — „weil ich nicht Katholik bin."

„Daran dachte ich um so weniger, als ich die Hoffnung habe, daß Du es wirst. Aber Grazia gib auf."

„Ah!" rief er zürnend aufspringend: „dann gib auch Du meine Bekehrung, meine Seele auf."

„Ist denn Grazia . . . Dein Gott?" fragte sie ernst.

„O Du weißt nicht, was Grazia für mich ist!" sagte er besänftigt.

„Was sie auch sei — gib sie auf, Emanuel."

„Wie Du das decretirst!" sagte er lächelnd. „Sieh, heute früh eröffneten unsere Eltern mir ihren Wunsch, ich möchte mich verheirathen, mich in Crohnenberg niederlassen; und gerade als ich ihnen auseinander setzte, was ich begehre, um den Bund der Ehe zu schließen, gerade da trat Marschner mit der Todesnachricht ein. Es traf mich wie ein Blitz — Gott will es."

„Du bist allzu hastig, lieber Emanuel."

„Aber siehst Du denn nicht," rief er, „daß Grazia jetzt der Gegenstand von tausend Bewerbungen sein wird. O wie viel Männer werden sich um die schöne, reiche Wittwe den Rang ablaufen wollen! Ich will mich nur unter Deinen Schutz stellen. Du bist nicht bloß die Mutter — sondern auch die vertrauteste Freundin Deiner Tochter. Du kannst ihr jederzeit sagen, was ich jetzt noch nicht sagen kann . . . und doch sagen möchte" . . . —

„Emanuel, wenn ich Dir die Versicherung gebe, daß Grazia fortan unvermählt leben und sterben wird" . . . —

„So glaub' ich es nicht!" unterbrach er sie; „Du hast vielleicht andere Pläne mit ihr. Eine glänzendere Partie könnte Grazia machen — auch beanspruchen; denn ich bin nichts und habe nichts . . . allein ich liebe sie! Und wenn Du auch vergessen hast oder nicht verstehen willst, was das ist: lieben — sie wird es vielleicht verstehen."

„Wenn Du das glaubst, so rede später mit ihr; aber sei versichert, daß Du Dir und ihr nur peinliche Beunruhigung bereitest."

„Ich glaube Alles, was Du sagst, Euphrosyne, nur das nicht! Grazia wird über meine Zukunft entscheiden. Mit ihr — gehe ich aufwärts; ohne sie — abwärts."

„Emanuel! spricht so ein Mann? Gibt es nichts

Höheres auf Erden, als das Lächeln eines Weibes? Der Mann soll die Stütze, der Rathgeber der Frau sein — nicht umgekehrt."

„Ja, in Allem, was die vernünftig-praktische Richtung betrifft; aber die ideale Richtung, den Schwung der Empfindung, die Feinheit und Tiefe des Gefühls, das intuitive Verständniß alles Guten, Schönen und Großen, die Zartheit und den Adel aller höheren Beziehungen: diese Richtung soll die Frau vertreten und pflegen. Und sie kann es; — denn sie steht ferner vom großen Tummelplatz des Lebens, auf welchem die niederen Interessen vorherrschen — und deßhalb ferner von der Gemeinheit als der Mann. Ich sage nicht, daß alle Frauen in dieser Richtung sich bewegen; — ach Gott, die allerwenigsten thun es nur! Aber eben deßwegen sag' ich mit voller Ueberzeugung: mit Grazia gehe ich aufwärts, denn sie ist eine Erzengelnatur: sie ist stark und sie ist rein — und vielleicht hängen diese beiden Eigenschaften enger zusammen, als es der oberflächlichen Betrachtung scheint."

„Wir wollen hoffen, daß Du eine andere Grazia finden werdest," sagte Euphrosyne bewegt: „denn der Wunsch unserer Eltern ist ganz gerechtfertigt und das arme, vernachläßigte Crohnenberg möchte wohl einmal einen Herrn und ein Familienleben sehen. So erfüllst Du nach allen Seiten hin fremde Wünsche und eigene Pflichten — und das gewährt auf die Dauer viel

mehr Glück, als einer chimärischen Leidenschaft nachzujagen."

„Grazia hat doch nicht etwa Klostergedanken?" fragte Emanuel plötzlich.

„Durchaus nicht!" sagte Euphrosyne.

„Nun, dann wollen wir sehen, ob ich einer Chimäre nachjage!" rief er: „Grazia wird dem nicht widerstehen können, was ich im Herzen habe."

„Rege Dich nur nicht so sehr auf, mein armer Emanuel! Du könntest wieder, wie vor Jahren, in ich weiß nicht was für einen Gegensatz stürzen, der mit einer ernsten Liebe doch nicht zu vereinbaren ist. Ueberhaupt muß ich gestehen, daß ich nicht fasse, wie Du von Grazia den Antrieb zu höheren Dingen verlangen — und ihn doch so wenig befolgen magst."

„Das kommt daher, weil mein Herz nicht ruhig ist; es sucht und sucht . . . und findet nicht. Hat es einmal seine Ruhe gefunden, so werde ich ganz gewiß an meine Seele denken — wie Grazia sich ausdrückt."

„Gerade umgekehrt solltest Du es machen! zuerst solltest Du daran denken, Deiner Seele den höchsten Schatz, der zugleich ihre heiligste Berechtigung ist: die Erkenntniß der ewigen Wahrheit zu erwerben; dann würde auch Dein Herz seine Ruhe finden; denn es ist unruhig, weil es in den Fesseln seiner Leidenschaften liegt. Die Wahrheit aber macht es frei, indem sie diese Ketten sprengt."

„Sind denn die Katholiken lauter leidenschaftlose Engel?" rief er aufgeregt und empfindlich.

„Sie sind es nicht . . . und sollen es auch nicht sein. Aber der wahre Katholik — oder wenn Du das lieber hörst: der wahre Christ — soll ein kämpfender Mensch sein."

„Ah bah! Liebste Schwester, nichts ist unfruchtbarer, als der Kampf gegen Leidenschaften!"

„Hast Du ihn schon versucht?"

Emanuel verstnmmte. Sie fuhr fort:

„So reden nur die, welche ihn nicht versucht — oder wenigstens nicht mit den rechten Waffen versucht haben. Es liegen gerade auf keinem Kampf so große Gnaden, als auf dem gegen unsere eigenen Leidenschaften."

„Stille Seele, was weißt Du davon?"

„Davon weiß jedes Menschenherz, lieber Emanuel; denn wir Alle sind eben keine Engel. Aber im großen Maßstab wissen wir es durch das Leben der Heiligen. Ihren Kämpfen und Triumphen nach Außen gehen ihre Kämpfe und Siege nach Innen vorher — oder zur Seite."

„Ich wüßte gar nicht, weßhalb ich mich in solche Kämpfe begeben sollte, mein Schwesterchen. Ich sage Dir ja, daß ich verschmachte vor Verlangen, glücklich zu sein. Leidenschaften sind der Ausdruck dieses Verlangens. Bin ich dereinst am Ziel, habe ich mein Glück erreicht, hab' ich Grazia dem Schicksal abge-

rungen: so gibt es weiter nichts zu verlangen — und dann geht von selbst die Leidenschaft in selige Befriedigung über.“

„Lieber Emanuel, diese Theorie hast Du erfunden, weil sie Deiner Neigung und Stimmung eben zusagt. In der Praxis ist es anders — wenigstens in der christlichen, die denn auch freilich eine andere Theorie hat, denn sie lehrt: die Leidenschaften müßten durch den Willen gebändigt und durch die entgegengesetzten Tugenden, unter dem Einfluß der Gnade überwunden werden. Nie wirst Du sie bemeistern, wenn Du ihr Ende von äußeren Umständen und Ereignissen abhängig machen willst; wenn Du sie als etwas betrachtest, das die natürliche Folge einer Entbehrung ist. Diese Theorie ist verderbt und lügnerisch, wird aber heutzutage von Humanitätspredigern mit dem größten Eifer verbreitet. Sie rufen: Der Mensch stiehlt; — ja! aber er thut es nur, weil er arm ist. Gebt ihm Geld, gebt ihm Brod — und er stiehlt nicht mehr. — Darauf antworten wir: Weit gefehlt! nicht Geld und Brod wird dieser Dieb in Zukunft stehlen, aber des Nächsten Ehre und guten Namen, aber des Nächsten Weib — denn die Gelüste der verderbten Natur sind unersättlich und wechselnd.“

„Du hast mir so eben in Amandus ein Beispiel gegeben, das Deiner jetzigen Behauptung widerspricht. Er ist elend . . . und stiehlt; — sein Elend hört auf und er stiehlt nicht mehr und wird ein braver Mensch.“

„Ja, denn sein Elend hört auf, indem er das siebente Gebot: Du sollst nicht stehlen — kennen und beherzigen lernt; — also, indem er in den Boden einer positiven Religion versetzt und erzogen wird, welche ihm die Mittel an die Hand gibt, seinen bösen Hang zu bekämpfen. Und da zwischen allen Tugenden ein geheimnißvoller Zusammenhang ist — nämlich der, daß sie sämmtlich Blüthen der Gnade sind: so ist er nach und nach einer der frömmsten und opferwilligsten Menschen geworden. Ebenso besteht auch zwischen den Untugenden ein Zusammenhang, den ihr Ursprung aus der Sünde stiftet; — und hätte man sich damit begnügt, Amandus mit Brod und Geld zu versehen, ohne seine böse Neigung durch die Religion zu bekämpfen: so wäre er — vielleicht auf einer andern Stufe das geblieben, was er war: ein unglücklicher, lasterhafter Mensch."

„Zufolge Deiner Theorie vom Einfluß der zehn Gebote und überhaupt des positiven Christenthums auf die Leidenschaften" — rief Emanuel höchst beleidigt — „scheinst Du es gar nicht für unmöglich zu halten, daß auch ich es noch zum Stehlen und Rauben bringen könnte."

„Ich habe im Allgemeinen gesprochen," sagte Euphrosyne sanft; — „und ich nehme nichts zurück. Im Gegentheil! Wenn Deine Theorie, daß die Leidenschaft befriedigt werden müsse, um aufzuhören, bei einem

Menschen die Oberhand hat: so sehe ich durchaus nicht ein, was ihn von irgend einem Verbrechen, zu dem die Leidenschaft ihn drängt, zurückhalten sollte. Und was insbesondere das Stehlen betrifft: so habe ich vorhin schon gesagt, daß es noch andere Dinge zu stehlen gibt, als gerade Geld."

Wieder verstummte Emanuel einen Augenblick; dann rief er:

„Aber das macht doch einen enormen Unterschied. Man bleibt ein Gentleman und wird kein gemeiner Verbrecher."

„Für die Welt macht es einen Unterschied," sagte Euphrosyne kalt: „Gott sieht es anders an. Gott läßt die große Welterfindung eines Gentleman, hinter dem sich oft viel Gemeines und Verbrecherisches verbirgt — nicht gelten. Aber auch dies wirst Du nicht begreifen, da Du von einer positiven Religion, die eine positive Sittenlehre hat, nichts hören willst."

„Mein Gott!" rief Emanuel ablenkend, „wohin sind wir gerathen! ich sprach von Grazia und meiner Liebe — und jetzt sind wir" . . . —

„Bei dem Glauben, Emanuel! denn Glaube und Liebe dürfen nicht getrennt werden, wenn jener nicht todt und diese nicht vergänglich sein soll."

„Und so bin ich denn umsonst gekommen," sagte er traurig.

„Nein!" rief sie mit all ihrer Zärtlichkeit: „ich

danke Dir, daß Du mir die Nachricht vom Tode meines armen Adrian gebracht hast. Solch ein Telegramm ist mir immer wie ein Dolchstoß. Ueberdas kannst Du mir Deinen Rath in einer Sache geben, die sich leicht zum Prozeß ausspinnen dürfte — und den wünsche ich zu vermeiden."

Sie ging auf Geschäfte über und Emanuel fand keine Möglichkeit, das erste Gespräch wieder anzuknüpfen, da Euphrosyne eine Menge von Anordnungen wegen Adrians Beisetzung zu machen hatte. Am andern Morgen fuhr sie mit Emanuel nach Baden.

„An einem Sarge trennten wir uns und an einem Sarge sehen wir uns wieder," sagte Grazia, indem sie ihre Mutter zu Adrians entseelter Hülle führte, welcher der Tod alle Spuren der Krankheit genommen und dafür die ernste, harmonische Schönheit seiner ersten Jugend zurückgegeben hatte. Stiller Friede lag auf dem jungen, marmorbleichen Antlitz und ein Lächeln auf den Lippen, als ob die Seele unter freundlichen Eindrücken ihre Hülle verlassen habe — und die wunderbare Majestät des Todes überhauchte diese Hülle mit dem Abglanz einer höheren Welt, welche sie dereinst, verklärt, aufnehmen wird.

Euphrosyne und Grazia gingen am Nachmittag nach Kreuzbronn. Adrians Leiche folgte ihnen.

Die Rache.

Tristan hatte einige Tage „geopfert," wie er es nannte, um das Haus und die Lebensgewohnheiten des Herrn von Clermont etwas zu studiren — insofern das von Außen möglich war. Darauf gründete er denn einen Plan, dessen Niedrigkeit der sittlichen Verkommenheit entsprach, in die er tief und immer tiefer versank. Während dieser Tage hatte er zweimal bei Frau Hellmigs Magd nach dem Befinden seiner Mutter sich erkundigt und die Antwort erhalten: der Arzt habe für Jedermann ohne Ausnahme den Zutritt untersagt, da die Kranke vor Allem der Ruhe bedürfe; und Schwester Benigna pflege sie. Damit gab sich Tristan zufrieden. Er trug der Magd auf, seiner Mutter gelegentlich in seinem Namen zu sagen, es würden bald bessere Tage für sie kommen.

Herr von Clermont hatte gefrühstückt und langweilte sich ganz entsetzlich. Wie sollte er die Zeit hinbringen? was denken, thun, treiben? sollte er zu seiner

Frau gehen und sie quälen? . . . aber um diese Stunde war sie im Bade. Da nahm er seinen kleinen Wachtelhund bei den feinen, langhaarigen Ohren und zauste ihn dermaßen, daß das Thierchen winselte und ihn mit guten, klugen Augen ganz erbärmlich ansah. Verfl — Bestie! geduldig wie meine Frau! rief er und schleuderte das Thierchen mit dem Fuß an's andere Ende des Zimmers, wo es sich mit kläglichem Geheul hinter ein Sopha verkroch. Ein Diener trat ein und meldete den Herrn Tristan, einen Künstler.

„Was für ein Künstler?"

„Das hat er nicht gesagt," entgegnete der Diener verlegen.

„So fragt man, Dummkopf! Wird Er das nie begreifen? wird Er immer in stupider Untauglichkeit verbleiben? — Fort! mir aus den Augen! . . . Nehm' Er Mylord mit und führe Er ihn spazieren: eine Stunde und drei Minuten; — marsch!"

„Zu Befehl . . . . halten zu Gnaden . . . . es ist Niemand im Vorzimmer . . . John ist mit der Frau Marquise ausgefahren!" stotterte der Diener.

„Nehm' Er Mylord und führe Er ihn eine Stunde und drei Minuten spazieren — sag' ich! Ob ein Strohkopf wie Er im Vorzimmer sitzt oder Niemand — das kommt auf dasselbe heraus."

Zitternd zog der Diener den zitternden Mylord aus seinem Versteck hervor, schob sich mit dem winseln-

den Hundchen auf dem Arm an der Wand fort und zur Thür hinaus und ließ mit dem Ausdruck tiefster Beschämung Tristan eintreten; — denn dieser mußte jedes Wort des Marquis vernommen haben. Tristan aber war nicht wenig froh, sie vernommen zu haben und trat mit großer Zuversicht bei dem Marquis ein.

Herr von Clermont lag langausgestreckt in einem tiefen Lehnstuhl, hob den Kopf etwas auf, fixirte Tristan und sagte in einer unaussprechlich insolenten Weise:

„Künstler?“ — Man konnte diesem Ton deutlich die Frage „Bettler?“ anmerken.

„Zu dienen,“ sagte Tristan mit einer tiefen Verbeugung.

„Comödiant? Tänzer? was?“

„Bildender Künstler.“

„Bildende Kunst, wenn nicht erster Ordnung, ist Töpferarbeit, Gypsbäckerei.“

„Das sag' ich auch, Herr Marquis.“

„Nun? Ihre Proben .... Ihre Arbeiten? Soll ich etwas kaufen, so muß ich es sehen.“

„Nichts kaufen, Herr Marquis! nur mich gefälligst in den Stand setzen, mit meinen Studien fortzufahren.“

„Schade, daß Sie keine Proben dieser Studien bei Sich haben! Entspricht Ihr Talent Ihrer Frechheit, so ist es groß.“

„Ein Stück hab' ich bei mir."

„So zeigen Sie es in's — Kukuks's Namen! ich habe keine Zeit zu verlieren!"

„Ich sage Ihnen, Herr Marquis, daß ich nicht wegen eines unbedeutenden Handels zu Ihnen gekommen bin."

„Sondern?"

„Sondern deßwegen — weil Sie mein Schuldner sind?"

„Sind Sie bei Sinnen?" fragte der Marquis, indem er sich langsam aufrichtete.

„O ich bitte, behalten Sie Ihren Platz! er ist bequem um das zu hören, was ich Ew. Gnaden mitzutheilen habe," sagte Tristan ironisch und pflanzte sich vor dem Marquis auf.

„Ich bin wahrhaftig höchst gespannt darauf," sagte der Marquis mit apathischer Gleichgültigkeit sich zurücklehnend, obschon er heimlich dachte, es sei unangenehm, daß kein Diener im Vorzimmer sei; denn er glaubte einen Geisteskranken vor sich zu haben und deßhalb behielt er ihn immer im Auge, ohne die mindeste Unruhe zu verrathen. Tristan sagte mit namenloser Frechheit:

„Also, mein Herr Marquis von Clermont, Sie haben mir meinen Vater geraubt."

„Ah . . . wirklich? Habe ich ihn gestohlen?"

„Das nicht — aber bestohlen! Sein Glück, seine

Ehre, seine Familie haben Sie ihm geraubt und ihn dadurch veranlaßt, sich von seiner Frau und seinen Kindern zu trennen, die — während er in die weite Welt ging und verschollen ist — allmälig in's tiefste Elend gesunken sind."

Hollah! dachte der Marquis im Stillen, die Sache nimmt eine andere Wendung! vorsichtig aufgepaßt! Laut sagte er:

„Mein bester Herr! solche Behauptungen beweisen erstens gar nichts. Wenn Sie aber auch zweitens irgend einen Vorfall bewiesen, so werden Sie wohl die Welt genug kennen, um zu wissen, daß dergleichen Begebenheiten zu alltäglich sind, um irgend einen Eindruck zu machen und daß es am wenigsten die Sache des Sohnes ist, sie aus der Vergessenheit an's Licht zu bringen."

„Es kommt darauf an, in welcher Absicht man es thut! ich will meine Eltern rächen."

„Ah, wirklich? Nun das ist aufrichtig gesprochen. Ich bitte, wer waren Ihre lieben Eltern?"

„Mein Vater hieß William Saint-Clair," sagte Tristan, beinahe aus der Fassung gebracht durch eine Frechheit, welche die seine übertraf.

„Ah, Herr William Saint-Clair! richtig! ein geschickter Maler! . . . und Madame Saint-Clair ungemein talentvoll! In Rom kannte ich sie und erinnere mich jetzt dunkel, daß Herr Saint-Clair Rom früher

verließ, um in Paris zu arbeiten. Aber ich bitte, wenn das in Folge eines ehelichen Zwistes geschehen sein sollte — was Niemand behaupten kann! — was geht das mich an?"

„Ich sagte es Ihnen."

„Und ich lehne es ab."

Tristan knirschte vor Wuth. Er hatte seinen Plan nach seiner Leidenschaftlichkeit entworfen, ohne Clermont in Anschlag zu bringen, auf dessen Kaltblütigkeit er nicht gerechnet hatte. Ein heftiger Wortwechsel war hiemit unmöglich. Er sagte finster:

„Sie wünschen eine Probe meiner Arbeit zu sehen?"

„Nun ja! und ich will sie kaufen um jeden Preis — denn darauf wird die ganze „Rache" wohl abgesehen sein."

Tristan zitterte vor Zorn und Scham, sich so errathen zu sehen. Er sprang zwei Schritte zurück und rief mit wildfunkelnden Augen:

„Es ist ein Dolch, Herr Marquis! und ich fordere fünfundzwanzigtausend Franken."

„Ah bah!" erwiderte Clermont im Ton nachlässiger Verachtung.

„Fünfundzwanzigtausend Franken!" wiederholte Tristan ingrimmig, zog das Stilet hervor und ließ es vor Clermonts Augen blitzen.

„Sie halten es zu hoch: ich kann die schöne Arbeit nicht bewundern," versetzte eisig der Marquis.

„Genug der Phrasen!" rief Tristan außer sich. „Das Geld will ich."

„Aber Sie sind ja lächerlich mit Ihrer Forderung."

„Ich will das Geld . . . und Sie sehen, daß es in meiner Macht steht, Sie zu zwingen. Das Stilet ist der Schlüssel zu Ihrer Casse."

„Ich habe keine solche Summe in meiner Casse."

„Das dachte ich mir. Aber Sie werden hier einen Banquier haben, und deßhalb bitte ich Sie, dies Papier mit Ihrer Unterschrift und Ihrem Siegel zu versehen."

„Darf ich dies Document lesen?" fragte der Marquis ironisch.

Tristan zog aus seiner Brusttasche zwei Papiere, entfaltete sie, steckte das eine wieder ein und gab das andere dem Marquis, der ihn scharf beobachtete und in seiner lakonischen Art fragte:

„In duplo?"

„Nein," sagte Tristan: „dies andere Papier war für den Fall aufgesetzt, daß Sie das Geld in Ihrer Casse hätten."

„Bravo! da ist ja höchst umsichtig für Alles gesorgt. Nun, wie lautet denn mein Document?" — — Er entfaltete es und las:

„Ich, Endesunterschriebener, weise den Banquier N. N. an, dem Herrn Tristan Saint-Clair, Bildhauer, auf der Stelle die Summe von fünfundzwanzig tausend Franken auszuzahlen, die ich ihm aus großem Interesse für seine Kunst schenke.“ — Und Sie bilden Sich wirklich ein, daß ich die Narrheit haben werde, diese Brandschatzung mir selbst aufzulegen?“ fügte er hinzu.

„Gewiß, Herr Marquis; dafür bürgt mir mein Stilet,“ erwiderte Tristan mit einer lebhaften Handbewegung: „und zwar sogleich . . . damit nicht etwa Mylords Promenade von einer Stunde und drei Minuten früher als unser Geschäft beendigt sei.“

Langsam erhob sich der Marquis. Auch sein Plan war gemacht. Er versuchte einen Schritt gegen die Thür zu thun; aber Tristan ließ es nicht zu; dann machte er eine rasche Bewegung nach dem Fenster; aber mit einem Satz sprang Tristan dazwischen und sagte:

„Ich bitte Euer Gnaden, meine Langmuth nicht zu ermüden, Sich sofort an den Schreibtisch zu setzen und die Zartheit anzuerkennen, mit der ich dies Document als eine freiwillige Schenkung ausgestellt habe.“

„Hätten Sie es etwa als einen Ersatz für die beschädigte Familienehre ausstellen wollen?“ fragte der Marquis mit schneidender Verachtung.

„Nein! aber als eine alte Schuld,“ entgegnete Tristan frech.

Schweigend setzte sich der Marquis an den Schreibtisch, unterschrieb seinen Namen und untersiegelte mit seinem Wappen, während Tristan mit dem Stilet Wache neben ihm hielt und jeden Federzug genau beobachtete. Dann stand der Marquis auf, gab das Papier an Tristan und sagte:

„Der Dolch ist jetzt mein."

„Doch nicht, Herr Marquis! Vorzeigen kann ich ihn, aber nicht verkaufen. Er gehört meinem intimen Freunde, dem Grafen Emanuel Meerhaim."

„Wahrscheinlich ist der Graf Meerhaim gerade so Ihr Freund, wie ich Ihnen eine Schenkung von fünfundzwanzig tausend Franken mache," sagte der Marquis mit unbeschreiblichem Hohn.

„Herr Marquis, ich will Ihre kostbare Zeit nicht länger in Anspruch nehmen. Ich habe Ihre Schenkung verbrieft und versiegelt — und somit habe ich die Ehre, mich Euer Gnaden zu empfehlen."

Und mit einer tiefen Verbeugung verschwand Tristan. Im Vorzimmer war Niemand; allein auf der Treppe begegnete er der Marquise, die von zwei Dienern heraufgetragen wurde. Höflich grüßend ging er an ihr vorüber und dann eiligen Schrittes zu Clermonts Banquier.

Als der Marquis Bewegung im Vorzimmer hörte, schellte er und sagte zu dem eintretenden John:

„Der Wagen soll warten. — Ankleiden! rasch!“

Mit ungewohnter Schnelligkeit machte er seine Toilette, fuhr zum Polizeidirector und theilte dem die ganze Begebenheit mit.

„Ich unterschrieb, ich wagte mein Geld, damit man diesen jungen, frechen Gauner, der den Leuten, mit einem Dolch in der Hand, auf's Zimmer rückt und ihre Unterschrift erpreßt — gehörig beim Kragen nehmen und auf's Zuchthaus spediren könne. Ich hätte mich vielleicht gegen ihn wehren und das Papier nicht unterschreiben können; aber dann wäre seine Gaunerei nicht so reif gewesen, wie jetzt, wo ich einen Eid darauf ablegen kann, daß meine Unterschrift erpreßt war.“

Der Polizeidirector ließ sogleich einige seiner Untergebenen kommen und fragte sie, ob sie einen jungen Gauner Namens Tristan Saint-Clair kennten. Sie erwiderten: Nicht als Gauner, aber als Spieler und als ein Mensch von wüstem Wandel. Und ob sie ihn zu finden wüßten? — O sehr leicht.

In Folge dieses Gesprächs wurde Tristan in dem Augenblick festgenommen, als er die Schwelle des Spielsaals betrat. Man fand Alles, was der Marquis angegeben hatte, bei ihm: Fünfundzwanzig tausend Franken, den Dolch in einer Scheide von schwarzem Sammt und in der Brusttasche das zweite Papier mit der eventuellen Schenkung aus der Casse. Tristan äu-

ßerte sich höchst beleidigt, das Geld gehöre ihm, sei ihm geschenkt; ein Document in den Händen des Banquiers N. beweise es. Alles umsonst. Man führte ihn fort. Draußen hielt ein Wagen. Der Marquis saß darin und wartete. Als Tristan erschien, bog er sich aus dem Schlage, sagte zu dessen Begleitern:

„Ganz richtig, das ist der Gauner!“ und fuhr von dannen.

Tristan hub drohend die geballte Faust wider ihn auf und sagte zähnknirschend:

„Der Schurke! — Aber ich habe doch seine Unterschrift und sein Siegel, die er nimmermehr verleugnen kann.“

Das Ursperg'sche Haus war verödet, Adrian todt, Grazia fort; — und in Folge davon war es auch im Meerhaim'schen Hause sehr still, so lange die erste tiefe Trauer währte. Die Gräfin benutzte das, um täglich mit Emanuel lange Gespräche zu führen über die Pflicht, die Zeit nicht zu vergeuden, sondern möglichst bald den Entschluß zu fassen, zu dem seine Eltern ihn drängten. Nach Frauenart dachte sie, durch vieles Reden ihn zu überzeugen. Er blieb bei seinem früheren Ausspruch: er wolle lieben und geliebt werden — und dann heirathen.

„Nun, so schau' Dich um,“ sagte die Gräfin; „es

braucht ja nicht in Baden zu sein. Dir steht Deutschland offen."

„Richtig! Deutschland!" rief Emanuel lachend: „das einige uneinige Deutschland — wir einigen es zu unserm Zweck."

Gegen Abend brachte ein Diener der Gräfin ein Billet. Sie fand nur die zwei Worte:

Auf Wiedersehen, theure Mutter. Emanuel.

„Er ist fort! er ist fort, liebes Kind!" frohlockte die Gräfin und umarmte Stella, die ihr eben vorlas.

„Wer? Graf Emanuel?" fragte Stella ahnungsvoll.

„Fort ist Emanuel... auf die Brautschau! das muß ich gleich seinem Vater erzählen."

Eiligst verließ die Gräfin ihr Cabinet, so daß Stella, ihre Kraft zusammenraffend, nach ihrem Zimmer flüchten konnte. Da sank sie betäubt auf ein Sopha und wünschte zu sterben. Sie erschien nicht zur Theestunde und ließ sich entschuldigen mit dem Ausbruch einer heftigen Grippe.

„Seit Adrians Tod ist sie verändert," sagte die Gräfin: „dies Ereigniß, der Anblick eines Sterbenden, einer Leiche, scheint ihre Nerven heftig erschüttert zu haben."

„Ich habe wohl bemerkt, daß sie in der letzten Zeit sowohl ihre frische Farbe als ihre Munterkeit etwas verloren hatte," sagte der Graf: „allein mit Adrians Tod brachte ich das nicht in Zusammenhang."

„Und womit sonst?“

„Mit nichts, lieber Schatz! Junge Mädchen haben zuweilen Launen. Die wirken auf den Humor — und der Humor auf das körperliche Befinden. Das geht vorüber.“

Dies friedliche Gespräch erlitt eine sehr unerwartete Störung, indem eine Gerichtsperson, die den Grafen Emanuel zu sprechen verlange, gemeldet wurde.

„Nach meinem Zimmer!“ sagte der Graf, während die Gräfin zitternd rief:

„Gott im Himmel! sollte er zu einer geheimen Gesellschaft gehören... mit revolutionären Tendenzen und Umtrieben?...“ — —

„Kind!“ sagte der Graf, indem er den Salon verließ, „auf geheime Gesellschaften fahndet in unserer Zeit kein Mensch! die sind mit ihren revolutionären Umtrieben sicher wie in Abrahams Schooß.“

Die Gerichtsperson legte den Dolch vor und fragte, ob der Graf ihn als Eigenthum seines Sohns erkenne — was alsbald geschah; und ob Graf Emanuel diesen Dolch einem gewissen Tristan Saint-Clair geschenkt habe?

„Schwerlich!“ rief der Graf; — „das ist ein insolenter Patron, ein Spieler, ein Bettler! Doch genauen Bescheid kann ich darüber nicht geben und mein Sohn ist verreist. Hat man etwa diesen Herrn Saint-Clair

auf verbotenen Wegen ertappt?... es sollte mich nicht wundern."

„Er ist gerichtlich eingezogen und das Weitere wird sich ergeben," sagte der Herr und zog sich zurück.

So war denn Tristan in Haft, Emanuel verschwunden, Stella in Verzweiflung, Richenza im Nervenfieber.

Schwester Benigna hatte die Marquise de Clermont von ihrem so höchst unerwarteten Zusammentreffen mit ihrer Schwägerin — und von deren unglücklichen Lebensumständen in Kenntniß gesetzt, und gebeten, so lange Richenza's Krankheit dauere, sie täglich ein paar Mal besuchen zu dürfen. Gern gewährte die milde Marquise diese Bitte.

„O die Arme!" sagte sie: „in welchem Seelenzustand mag sie sich befinden! und wie hülflos ist sie in dieser Beziehung. Gewiß bedürfte ihr Gewissen ebenso sehr eines Arztes als ihr leiblicher Zustand. Nun, liebe Schwester, wir wollen einstweilen für den letzteren Sorge tragen. Nehmen Sie eine Wärterin, damit die arme, schwer kranke Frau in ihrem Dachstübchen nicht so verlassen sei."

Schwester Benigna wollte danken.

„Nein!" unterbrach sie die Marquise: „keinen Dank. Ich hab' ein so grenzenloses Erbarmen mit allen Verlassenen — besonders wenn sie noch gar Gott verlas-

sen haben — daß es mir das Herz erleichtert, etwas für sie zu thun."

So wurde Richenza vortrefflich verpflegt. Von wem? durch wen — darüber war sie ahnungslos, so lange das Fieber ihr die Besinnung raubte. Aber nach neun Tagen stellte sich das Bewußtsein allmälig wieder ein; nur das Gedächtniß noch nicht. Die schrecklichen Scenen, welche ihrer Krankheit vorhergingen, hatte sie gänzlich vergessen, und für Niemand äußerte sie ein Zeichen des Erkennens. Nur zuweilen fragte sie, indem sie aus ihrer Apathie plötzlich auffuhr:

„Wo ist Tristan?" — aber die Wärterin wußte das nicht zu beantworten — und dann vergaß sie ihre Frage.

„Hast Du denn noch nichts von der Sache vernommen, die ganz Baden in Aufregung versetzt, da Du mir noch immer kein Wort der Theilnahme äußerst?" sagte der Marquis zu seiner Frau.

„Da ich nicht unter Menschen komme, weiß ich nicht, was in der Welt vorgeht," gab sie mit ihrer unverwüstlichen Sanftmuth zur Antwort.

„In der Welt — das begreift sich! Aber in Deinem Hause, unter Deinem Dach."

„Und was ist da vorgefallen?"

„Ein Mordanfall auf mich."

Die arme Marquise sank halb ohnmächtig zusammen und war keines Wortes mächtig.

„Nun, ich lebe ja!" setzte er barsch hinzu.

„O mein Gott, Dank Deiner Barmherzigkeit!" sagte sie und faltete zitternd ihre kleinen Hände.

Daß ihr erster Gedanke ein Gebet war, erfüllte ihn mit unaussprechlichem Ingrimm.

„Nicht Dein Gott — meine kaltblütige Klugheit hat mich beschützt!" rief er laut lachend.

„Mein Gott ist Dein Gott.... und seine Hand ist über Dir und mir, lieber Dagobert..." —

„Genug! genug! genug!" rief er, sich die Ohren zuhaltend. „Ja! ein insolentes Bürschlein, ein Bildhauerlehrling, wagte das Attentat, mir mit dem Dolch in der Hand eine Geldsumme abzupressen. Aber er sitzt gefangen und wird wohl nächstens im Zuchthaus sitzen... dieser Monsieur Saint-Clair!"

„Saint-Clair!" rief die Marquise mit neuem Entsetzen: „O die arme, arme Mutter!"

„Was weißt Du von der?"

„Nichts... als daß sie hülfsbedürftig ist."

„Du unterstützest also die Mutter eines Menschen, der mich als Räuber und Mörder anfiel?"

„Ich unterstütze eine kranke, verlassene Frau... und dann, lieber Dagobert, sind die Mütter auch nicht immer Schuld an der Bosheit oder den Missethaten ihrer Kinder."

„Das sagst Du, nicht wahr? um meine Mutter zu entschuldigen," fragte er hämisch.

„Deine liebe, vortreffliche Mutter bedarf keiner Entschuldigung.“

„Nun! etwas mehr Ernst und Entschiedenheit in der Erziehung hätte nach meiner Meinung dem Sohn meiner Mutter nicht geschadet. Doch jetzt ist das zu spät!... — Ich erwarte also, daß Du Dich mit dieser Madame Saint-Clair weiter nicht abgibst.“

„Erwarte das nicht, lieber Dagobert! Das Gebot der heiligen Schrift: die linke Hand dürfe nicht wissen, was die rechte thut — findet hier ihre Anwendung.“

„Das Alles stiftet Deine Donna Maligna an!“ rief er zürnend.

„Ihr Beruf ist ja die Barmherzigkeit,“ sagte sie.

„Auf anderer Leute Kosten ist das sehr leicht!“ rief er immer wilder.

„Die Barmherzigkeit besteht nicht darin, daß man fremder Noth einiges Geld spendet, sondern darin, daß man um der Wunden Jesu willen ein Herz voll Erbarmen mit allen Leidenswunden des Nächsten habe — und die moralischen sind nicht selten größer, als die materiellen.“

„Wenn Du predigst, Dolores, bist Du vollkommen unerträglich!“ brach er aus.

Dolores schwieg und lächelte. Sie antwortete nie, wenn Dagobert sie beleidigte. Das war diesem fürchterlich mit sich selbst zerfallenem Mann aber höchst unangenehm. Böse Geister spüren mit Widerwillen die

Nähe der Engel. Dagobert wollte den Ingrimm gegen alles Gute — diesen giftigen Bodensatz, den die Sünde in jedem von ihr beherrschten Herzen zurückläßt — gern gegen alle Menschen und die ganze Welt — am liebsten aber gegen das unschuldige Wesen auslassen, welches ein Bild der reinsten Güte war. Einer Frau voll Launen und Uebermuth, voll Eitelkeit und Eigensinn, die ihm mit Stolz und Trotz begegnet wäre, hätte er das Leben nicht schwer gemacht, weil er sich mit ihr im Gleichgewicht gefühlt hätte; aber die lieblichste Tugend mußte er quälen.

Als die Marquise später mit der Schwester Benigna allein war, fragte sie angstvoll, warum die Schwester sie nicht hiervon in Kenntniß gesetzt habe und wie sich die Sache denn eigentlich verhalte, denn der Marquis hatte ihr keine ausführliche Auskunft geben wollen. Die Schwester that es, ganz zermalmt von Schmerz, den Sohn ihres Bruders als Verbrecher wieder gefunden zu haben.

„Was wird nun aus ihm!“ rief die Marquise: „das Leben kann man ihm nicht nehmen — das ist gewiß. Vielleicht bessert er sich durch die Strafe und bekehrt sich zu Gott.“

„Sich bessern im Zuchthause... ach, gnädige Frau, das ist schwer!“ seufzte Schwester Benigna.

„Kann man ihn denn nicht retten? ihn nach Asien oder Amerika schicken?... oder irgend wohin, wo es

keine Spielhöllen gibt! Er ist ja so jung! er kann sich gewiß noch bessern, wenn ihm die Versuchung fern bleibt und seine Leidenschaft aus Mangel an Nahrung und unter heilsamen Einflüssen abstirbt."

Schwester Benigna zuckte traurig die Achseln. Die Gerechtigkeit mußte ihren Weg gehen.

Wie ein junges wildes Thier litt Tristan seine Haft. Er hatte sich hinter der Unterschrift des Marquis in Sicherheit gewähnt und jetzt sollte sie, weil erzwungen, nicht gültig sein! und obschon man ihm das Geld, woran kein Kreuzer fehlte, abgenommen hatte, sollte er dennoch zur Rechenschaft gezogen werden und vielleicht seine Freiheit einbüßen. Ja, schon jetzt hatte er sie verloren, während der Marquis reich und frei umherging. O daß ich ihn niedergestochen hätte! dann wüßte ich doch, warum ich hier sitzen muß. Wozu nahm ich den Dolch mit? wollte ich mich nicht rächen? all den Jammer rächen, den dieser Mensch über uns gebracht hat?... Ja! — aber an's Leben wollte ich ihm nicht... nur ihn einschüchtern, ihn demüthigen, ihn besiegen! — Es ist mir nicht gelungen. Sogar, als er unterschrieb, sah er immer aus, als habe er mit seiner kalten Ironie das Spiel in der Hand. Und er hatte es! O das ist um toll zu werden! — Aber man wird . . . man muß mich frei sprechen! Niemand leidet durch

mich, als ich ganz allein. Und dafür wollte man mich noch extra strafen! — das wäre eine curiose Gerechtigkeit, das! — Frei muß ich werden... und bald!... Hier komm' ich um ohne Fortuna und Bacchus. O meine Götter, hab' ich euch nicht gehuldigt? O setzt doch für mich den Olymp in Bewegung... rettet mich...

Einmal fiel Tristan voll unbändiger Wuth über seinen Wächter her, packte ihn bei der Brust und schleuderte ihn dermaßen gegen die Wand, daß der Mensch, um Hülfe schreiend, zu Boden stürzte. Da erschienen zwei andere Wächter, und als Tristan Miene machte, auch sie anzufallen, zog man ihm die Zwangsjacke an, die ihn des Gebrauchs seiner Hände beraubte. Wie ein Rasender wälzte er sich auf der Erde umher und zerschlug sich den Kopf gegen den Fußboden und die Wände, bis die Tobsucht in äußerste Erschöpfung überging. Dann weinte er und bat, man solle ihn laufen lassen; er wolle gewiß nicht in Europa bleiben, sondern sich nach Australien oder Californien hinbetteln. Nur frei wolle er sein. — Entledigte man ihn der Zwangsjacke, so verfiel er wieder dem Paroxysmus der Fluchtversuche. Er wollte den Mörtel und die Steine seines Fensters lösen, damit er die Eisenstangen des Gitters herausheben und entfliehen könne. Er hatte aber keine Werkzeuge. Da zerbrach er eine Fensterscheibe und begann mit den Glasscherben vorsichtig Kalk und Mörtel abzuschaben. Das Blut lief ihm von

den Händen herunter, nachdem er eine Nacht so gearbeitet hatte und die Glasscherben zerbröckelten — aber nicht die Mauer. Am Morgen sah der Wächter sogleich, was vorgefallen war und drohte mit strengerer Haft. Tristan fiel vor ihm auf die Knie und bat, man möge ihn auf sein Ehrenwort frei — oder entwischen lassen. Der Wächter fragte mürrisch, ob Tristan ihn für blödsinnig halte. Der elende junge Mensch sagte:

„Nein! aber ich will nicht blödsinnig werden... und hier muß ich es werden... ganz allein, ohne Beschäftigung, ohne Luft, ohne Bewegung — kurz: gefangen!! Das kann ich nicht aushalten. Ich bin gewohnt, mich zu beschäftigen... wie es mir eben zusagt. Sehen Sie denn nicht ein, daß ich hier blödsinnig werden muß?"

„Warum nicht gar!" sagte der Mann gelassen: „das ist hier noch nie geschehen! Sie sind ja erst in Untersuchung, können frei gesprochen werden..." —

„Glauben Sie das?"

„Ich weiß nicht."

„Wann beginnen die Assisen?"

„Ich weiß nicht."

„Kann meine Sache nicht gleich, nicht schnell, auch ohne Assisen berichtigt werden?"

„Ich weiß nicht."

„Bringen Sie mir Schreibgeräth," sagte Tristan mit einer Stimme, die vor ohnmächtiger Wuth heiser war.

Er bekam Schreibgeräth. Aber wem wollte, wem sollte er schreiben? und was? — Seiner Mutter?... Nein, das konnte er nicht!... theils aus Mitleid, theils aus Trotz. Er hatte eine natürliche Liebe zu ihr, aber keine Ehrfurcht, keine Achtung — und so wollte er sich auch nicht demüthig vor ihr zeigen. Ueberdas war sie auf keine Weise im Stande, ihm zu helfen. Wem also schreiben? Auf der weiten Welt hatte er keinen Freund, keinen Verwandten, keinen Rathgeber — gar Niemand! Kann denn aber ein Mensch so verlassen sein, wie ich bin? sprach er zu sich selbst: wo ist mein Vater... warum hat mich mein Vater nicht erzogen?... Dann stände es ganz anders mit mir — dann hätte etwas aus mir werden können! Wär' ich nur frei — ich wollte dann alles Andere aufgeben, keine Karte anrühren — und meinen Vater suchen. Es ist ja gräßlich, wenn man so elend ist wie ich, keinen Vater zu haben, der einem beisteht!... O dieser Clermont!... warum stieß ich ihn nicht nieder! warum war ich durstiger nach seinem Geld als nach seinem Blut! — Um meinen Vater hat er mich gebracht und jetzt bringt er mich um meine Freiheit... erst vor die Assisen... dann in ein Strafhaus... vielleicht auf viele Jahre.

Plötzlich raffte er sich zusammen, setzte sich und schrieb an Emanuel. Allein der Brief wurde bogenlang und war so durchflochten mit Rückblicken auf die Vergangenheit und mit Beschreibungen seines und seiner

Mutter Jammerleben, daß ihm selbst davor graute, als er ihn überlas. Der Brief wurde zerrissen und ein ganz kurzer geschrieben, in welchem Tristan nur bat, Emanuel mögte ihn in seiner Haft besuchen; er sei kein Mörder. Das habe er bei seinem ersten Verhör behauptet und das dürfe und werde er immer behaupten.

„Non serviam.“

Es war ein eigenthümlich stilles Leben und Weben auf Kreuzbronn. So mögen vor anderthalb Jahrtausenden Paula und Eustochium in Bethlehem, so Emelia und Macrina in Pontus an den platanenbeschatteten Ufern des Iris gelebt haben, wie hier Euphrosyne und Grazia in der Eintracht und Innigkeit des Geistes und Herzens, der Interessen und Beschäftigungen.

„Ja,“ sagte Grazia, „hier werde ich meinen Frieden mehr und mehr finden.“

„Im Kampf!“ setzte Euprosyne hinzu.

„Darauf bin ich vorbereitet,“ erwiderte Grazia ernst. „Was war hier ursprünglich — was wurde daraus — was erlebten wir — was soll hier werden? Das Alles soll nun in mir, nicht blos durch mich, seine Lösung finden. Da muß es Kämpfe geben, schwere und heiße Kämpfe .... und wenn Gott uns beisteht, so ist es ja ein Glück und eine Ehre, seine Sache zu führen ... auch gegen uns selbst. Was fingen wir sonst mit dem Leben an?“

Sie war froh, dem weltlichen Leben entronnen zu sein, das immer etwas Erschlaffendes mit sich bringt, wie es von dem oberflächlichen Treiben unzertrennlich ist, wenn man in der vorherrschenden Gewohnheit Kleider statt Menschen und Worte statt Gedanken anzunehmen und gelten zu lassen, fort und fort lebt. Die physische Atmosphäre übt ihren Einfluß auf die Körper und die geistige auf den Geist — ganz unmerklich, so daß geraume Zeit vergehen kann, bis man den erlittenen Schaden gründlich wahrnimmt. Ja Manche — die sich nie mit Wachsamkeit auf sich selbst abgegeben haben, nehmen ihn nie wahr.

Grazia's besondere Theilnahme war auf Emanuel gerichtet; das verhehlte sie sich nicht. Ihr Ideal von Glück wäre es gewesen, ihn für den Glauben und die Kirche zu gewinnen und zu entflammen, ihn mit einer Frau vermählt zu sehen, die ganz in seiner Richtung wäre, und dann mit ihnen — wenn auch zeitweise getrennt — eine Familie auszumachen, die durch treue Freundschaft und gemeinsames Interesse für die höchsten Güter und die wichtigsten Fragen der Menschheit innig verbunden gewesen wäre. So recht ein idealischer Glücksplan, wie die Jugend ihn erträumt und wie er phönixselten in Erfüllung geht, weil er allzu oft auf der Basis einer feinen Selbstsucht ruht. Das hatte Grazia aber nicht erkannt und erst allmählig sollte sie lernen, ein falsches Ideal aufzugeben.

Obschon sie froh über ihren gegenwärtigen Aufenthalt in Kreuzbronn war, so wünschte sie doch für den Winter nach Baden zu gehen, um Emanuel nicht ganz aus den Augen, nicht ganz ihren Einfluß auf ihn zu verlieren. Weil dieser Einfluß nur äußerst zart sein und nur aus himmlischen Motiven entspringen durfte, mußte er da nicht ununterbrochen stattfinden, damit die Weltlichkeit mit ihrem ganzen Ballast von Rationalismus und Materialismus ihn nicht allzu sehr beeinträchtige? So fragte sich Grazia. Sie hoffte ihre Mutter jetzt um so leichter für diesen Winteraufenthalt zu gewinnen, als ihre Großeltern mit der größten Entschiedenheit auf ihrer Seite stehen würden.

Aber bei ihrer tiefen Frömmigkeit trennte sie nie von ihrem Leben — das Kreuz und die Gnade; vergaß sie nie, daß große Erhörungen erbetet und, so zu sagen, erlitten werden sollen. Weil sie mit ihrem ungemein lebhaften Character sehr leicht zu rasch und zu entschieden wollte — auch das Gute! so bemühte sie sich desto mehr, diesen Willen in den Willen Gottes hinein zu schmiegen und mit großer Andacht nahm sie ihre Zuflucht zum Gebet. Täglich besuchte sie die Stationen des Kreuzweges, die ihr seit ihrer Kindheit besonders lieb waren, weil Pater Smaragd sie häufig bei seinen Kreuzwegsgängen mitnahm und dann bei jeder Station so rührend von dem bittern Leiden des

lieben Heilandes sprach, daß ihr kleines heißes Herz in Wehmuth und Mitleid zerschmolz.

Und mit ähnlichen Empfindungen stieg sie eines Abends zur Calvarientreppe hinauf. Der Spätsommer ging zur Neige; der September brachte eine gewisse melancholische Ahnung in die Natur. Es ist noch schön, noch warm, noch grün, noch blumenreich; aber hie und da entfärbt sich das Laub, sinkt ein Blatt vom Zweige; aber die Blumen treiben keine frischen Knospen mehr und durch den warmen Sonnenschein fühlt man einen kühlen Hauch hindurch. Es ist eben vorbei mit der Jugend und Schönheit. Das Alter kommt, das Hinsterben, der Tod. So wird der Mensch alle Jahr gemahnt an die verrauschende Zeit und an die Ewigkeit. Und der Mensch sagt gleichgültig: Das Spätjahr kommt, die Abende werden kühl und lang! — Und er geht weiter in der Zeit. Wohl ihm, wenn er dabei an die Ewigkeit denkt.

In ihren tiefen Trauerkleidern erstieg Grazia langsam die Stufen und vor jedem Bilde kniete sie zu stiller Betrachtung nieder. Sie trug keinen Hut. Sie hatte einen langen schwarzen Schleier über den Kopf geworfen, so daß ihr lichtes, schönes Antlitz wie der Mond aus dunkeln Wolken, aus all den schwarzen Hüllen auftauchte. Oben an der Treppe stand Emanuel; aber um Grazia nicht zu stören, stand er hinter den Gebüschen, welche jeden Bildstock umgaben — und

wartete. Als sie aber oben anlangte, nahm sie nicht den Weg zum Schloß. Sie setzte sich zu Füßen des Vesperbildes auf der Treppe nieder — da, wo sie einst mit Adrian über das hohe Glück gesprochen hatte, ohne schwere Sünde aus dem Erdenleben zu scheiden. Da bemeisterte Emanuel nicht länger seine Ungeduld.

„Grüß' Dich Gott," sagte er sanft und trat hervor.

„Emanuel! ist etwas vorgefallen?" rief sie und erhob sich schnell.

„Gar nichts! ich bin hier — auf der Durchreise. Mein Wagen hält unten am Schloßberg. Ich habe Dir nur zwei Worte zu sagen," sagte er abgebrochen.

Grazia wollte ihren Weg nach dem Schloß nehmen.

„Bleibe, ich bitte Dich!" rief er; „ich habe keine Zeit, Deine Mutter zu sehen."

„Was hast Du denn vor?" fragte sie freudig bewegt; denn sie glaubte, Emanuel habe einen großen Entschluß hinsichtlich seiner Bekehrung gefaßt.

„Wärest Du nur nicht in Trauer," sagte er verlegen.

„O!" rief Grazia in ihrer lebhaften Weise: „was thut's denn, ob ich trauere, wenn Du glücklich wirst."

„Du bist mein Glück," sagte er langsam.

Alles Blut aus Grazia's Herzen trat einen Augenblick in ihr Antlitz, dann erblaßte sie, lehnte sich an den Bildstock und sagte:

„Seit vier und einem halben Jahr kennst Du meine Antwort."

„Die Verhältnisse sind anders .... damals warst Du schon mit Adrian verlobt."

„Jetzt bin ich Wittwe — und bleibe es."

„Wie lange? — o sage mir, wie lange? — Ich warte gern, wenn ich hoffen darf! wie lange?"

„Immer."

„Aus Liebe zu Adrian?" rief er zürnend.

„Nein!" sagte sie ernst: „aus Liebe zu Gott."

„Aber warum liebst Du ihn so?"

„Das ist mein Glück, Emanuel! ... und mein Geheimniß — wie sich das für die Liebe schickt," erwiderte sie, vollkommen gefaßt.

„Also Du giebst meine Seele auf, Grazia?"

„Nie, o nie! was ich für Deine Seele thun kann, soll Dir nicht fehlen."

„O Grazia! könntest Du denn nicht etwas weniger meine Seele .... und etwas mehr mich, wie ich nun einmal bin .... lieben?"

Grazia fühlte ihr Herz zittern bei dieser bedenklichen Frage: Könntest Du? — Und es zitterte noch mehr, als sie zur Antwort gab:

„Sei überzeugt, daß die Liebe zu Deiner Seele die beste ist, die ich für Dich habe."

„Grazia! willst Du mir versprechen, daß Du immer im Wittwenstande verbleiben willst?"

„Nein, lieber Emanuel, nicht Dir! nicht Adrian! So etwas verspreche ich einem Menschen nicht."

„Es wäre doch eine Art von Band zwischen Dir und mir.“

„Eben deßhalb! — Wir sollen Beide frei sein.“

„Meine Eltern dringen darauf, mich verheirathet zu sehen ... und ich — weil ich nie eine andere wahre Liebe gehabt habe, als zu Dir ... ich hoffte, oder — ich hoffe eigentlich noch. Denn das ganze Leben würde ich weiß nicht was für ein harmonischer Akkord für unsere ganze Familie werden und vielleicht uns Alle Deiner geliebten Kirche zuführen, wenn meine Hoffnung erfüllt würde. Und ich meine, das müßte Dir wichtig sein.“

„Wohl ist es das! Wenn das aber im Plane Gottes liegt, so wird er schon seine Werkzeuge finden.“

„Grazia!“ sagte Emanuel unaussprechlich traurig, „so wie jetzt, stehen wir uns nie wieder gegenüber! im ganzen, langen Leben — so, nie! Bedenk' es! Du wirfst die Würfel nicht bloß über Dich. Auch mein Schicksal liegt in Deiner Hand. O bedenk' es! Ich verlange nicht von Dir, daß Du mich liebst, wie ich Dich liebe; — das kann nicht sein, denn Du bist sehr vollkommen und ich bin es nicht. Aber ich fühle, daß Du mich über meine Unvollkommenheit erheben — mich besser machen könntest, als ich bin und als ich je ohne Dich werden könnte. Und da mein' ich, ein Wesen wie Du, mit Deiner Liebe und Deinem Schwung zu den himmlischen Dingen, dürfe nicht verschmähen

mir die Hand zu reichen, weil ich nichts so heiß, so innig wünsche, als mit Dir Schritt zu halten und über mich selbst erhoben zu werden."

Während Emanuel sprach und mit jedem Wort ein Echo in Grazia's Herzen weckte, bat sie Gott mit der ganzen Kraft ihres Willens, er möge ihr Ohr gegen diesen Syrenengesang verschließen — und als Emanuel schwieg, antwortete sie trauriger noch, als er:

„Du bist über Dich selbst im Irrthum, wenn Du glaubst, daß Dein höchster Wunsch der Durst nach Vollkommenheit sei. Wäre das der Fall, Emanuel, so würdest Du den Weg, der zu ihr führt, den Du kennst und anerkennst, mit Entschiedenheit betreten und nicht, wie Du es jetzt thust, das Höhere von dem Geringeren abhängig machen."

„Aber siehst Du denn nicht, daß ich eine hülfreiche Hand nöthig habe!" rief er.

„Gewiß! ich sehe es, ich habe es immer gesehen. Aber ... wenn Deine Absicht zuerst und geradesweges auf das höchste Gut gerichtet wäre, so würdest Du nicht darauf bestehen, die hülfreiche Hand gerade in der Weise zu finden, wie Du es Dir ausgesonnen hast. Und darum fürchte ich, daß Du Dich täuschest und ferner von der Wahrheit bist, als Du Dir einbildest."

„O Du unerbittliches ... Du unbestechliches Wesen!" rief Emanuel: „wie soll ich es verschmerzen, Dich geliebt zu haben."

„Liebe Höheres! liebe Edleres! liebe das, was Du in Ewigkeit lieben kannst,“ sagte sie.

„In Ewigkeit . . . Dich!“ sagte er vor Grazia niederknieend.

Sie trat rasch ein paar Stufen hinab, so daß Emanuel vor dem Vesperbild kniete. Da stand er auf und sagte kalt:

„Wozu der Spott!“

„Wir verstehen einander nicht!... Lebwohl, Emanuel!“ sagte Grazia, mühsam ihre Thränen zurückhaltend, erstieg die Treppe und ging dem Schloß zu. Er wollte sie wieder zurückhalten, doch sie sagte entschieden:

„Es ist genug! Du weißt, was Du wissen wolltest. Gott sei mit Dir.“

Sie ging. Er blieb stehen, schwankend, wozu er sich entschließen sollte. Plötzlich war er an ihrer Seite:

„Ich frage Dich noch einmal: wie lange?“

Sie blieb stehen, sah ihn fest an und sagte:

„Immer! Bei den Wunden Jesu . . . immer.“

Da läutete das abendliche Ave Maria. Noch nie war es so süß, so himmlisch ihr erschienen. Sie trat in die offene Kirche. Auf der Schwelle der Thür wendete sie sich nach Emanuel um. Er stand wie eingewurzelt und schaute ihr nach. Sie grüßte ihn mit der Hand und mit einem seligen Lächeln. Dann verschwand sie. Ihm war zu Muth, als sei die Thür

des Paradieses vor ihm zugeschlagen. Er flog den Schloßberg hinab. Unten hielt sein Wagen. Er sprang hinein und hieß den Kutscher schnell zur Eisenbahnstation zurückfahren. Nach einer Weile bog er sich aus dem Wagen. Der grüne Wald des Schloßberges lag schon im tiefen Schatten, während der letzte Schimmer des Tages und der aufgehende Mond auf dem Schloß und den beiden Thürmen der Kirche ruhten. Mit seinen abendlichen Lichtern tauchte das Schloß aus den dunkeln Waldeswogen wie ein gefriedetes Eiland auf — und mit einer Empfindung, als ob ihm das Herz zerspringen wollte, seufzte Emanuel: Da ist das Glück! — —

Zu ihrer Mutter sagte Grazia nur:

„Emanuel war da!" und Euphrosyne erwiderte:

„Gott sei mit ihm und gebe ihm Licht und Kraft."

Aber als Grazia am späteren Abend allein in ihrem Zimmer war, öffnete sie ihr Fenster und schaute hinaus in die mondbeglänzte Nacht und die Welt kam ihr unaussprechlich weit und leer vor. Und leise in der Tiefe des Herzens fragte eine Stimme: „Könntest du?" — und noch viel leiser antwortete sie: O ja, dich könnte ich lieben! — Aber mit der vollen Energie, welche nie dem entnervenden Druck einer bösen Leidenschaft nachgegeben hat, richtete sie wider sich selbst sich auf und sprach halblaut: Können?... was kann der Mensch nicht Alles!... er kann sich stürzen in die ewigen Ab-

gründe. Was er will — für Gott, mit Gott… das rettet ihn, das heiligt ihn.

Tristans Brief traf Emanuel nicht. Er bekam den Bescheid, Graf Meerhaim sei auf unbestimmte Zeit verreist. Da wendete sich der unglückliche Mensch an Stella, um durch ihre Vermittelung irgend einen Beschützer zu finden. Er klammerte sich an den Gedanken fest, wenn er irgend eine geachtete und angesehene Persönlichkeit zum Fürsprecher habe, werde das Gericht glimpflicher mit ihm verfahren, nicht ihn festsetzen, nicht ihn einsperren. Das war sein Schreckbild — eingesperrt zu werden! seine Freiheit zu verlieren! Man lasse mich entlaufen… oder man deportire mich nach Amerika zu den Hinterwäldlern!… ich will fünfzig Jahre dort bleiben und einen ganzen Urwald ausroden… nur nicht eingesperrt werden — schrieb er an Stella.

Sein Attentat auf den Marquis Clermont wurde natürlich sogleich das allgemeine Gespräch von Baden. Es wurde auch im Meerhaim'schen Hause erzählt und besprochen. Stella entging der Pein, diese Gespräche hören zu müssen; sie war in Folge heftiger Gemüthsbewegung wirklich erkrankt und mußte das Zimmer hüten. Als einmal der Graf sie in ihrer Abgeschiedenheit aufsuchte, sagte er:

„Denken Sie nur, wie unangenehm es mir war,

ds gestern Abend Jemand fragte, ob Sie, liebe Stella, mit diesem saubern Saint-Clair bluts- oder namensverwandt wären? Ich sagte namensverwandt — und das ist ja richtig. Daß Sie auch etwas blutsverwandt sind, verschwieg ich."

Stella hatte nicht den Muth, dem Grafen zu sagen, daß Tristan ihr Bruder sei. Sie fühlte sich unendlich beschämt, unendlich gedemüthigt, nach jeder Richtung, in jedem Gefühl. Ihre hochfliegenden Wünsche, ihre eitlen Pläne gingen unter an der Wirklichkeit: Emanuel hatte nur das kühle Interesse des Mitleids für sie und kehrte vermuthlich als Verlobter von seiner Reise heim; und während es eine Folter für sie war, unter solchen Umständen im Meerhaim'schen Hause zu bleiben, war es ihr doch unmöglich, jetzt zu ihrer Mutter zu gehen, und die innigen Beziehungen zu offenbaren, in denen sie zu dem jungen Verbrecher stehe. Gewiß würde auch dieser Schritt höchlichst von ihrer Mutter gemißbilligt werden, da diese sich ja in so ungewöhnlicher Weise bemüht hatte, ihre Tochter in Baden vollkommen fern von sich zu halten: mit dieser Vorstellung suchte sie sich zu beschwichtigen. Allein die Besorgniß um Tristans Schicksal und Zukunft lag ihr immer wie Blei auf dem Herzen. Sie konnte nicht athmen, nicht schlafen, nicht essen, nicht vorlesen: sowohl in der Ruhe als in der Bewegung hatte sie die heftigsten Anfälle von Herzklopfen. Dieser quälende

Zustand steigerte sich, als sie Tristans Brief bekam. In Emanuels Abwesenheit war sie völlig rathlos. Nur das war ihr klar, daß sich außer ihm Niemand für Tristan interessiren werde — und daß dies Interesse, auch bei Emanuel, unmöglich so weit gehen könne und dürfe, um Tristans Richter dahin zu bestimmen, ihn nach Amerika entlaufen zu lassen. Da sie so gar nichts Tröstliches ihm zu sagen wußte und sich tödtlich beschämt fühlte, die Schwester eines ganz gemeinen Verbrechers zu sein, antwortete sie ihm nicht, und Tristan, der sich vor verzweiflungsvoller Ungeduld gar nicht zu fassen noch zu lassen wußte, kam nun in seiner äußersten Trostlosigkeit zu der Bitte, man möge die Ordensschwester, die bei der Marquise Clermont sich aufhalte, in seinem Namen bitten, ihn zu besuchen; sie sei die Schwester seines Vaters und er fühle sich krank zum sterben; er wolle noch einmal irgend Jemand von den Seinigen sehen. Die Gerichtsherren dachten, ein Einverständniß zwischen diesen beiden Personen sei nicht unmöglich und so wurde denn Schwester Benigna zu einem Verhör beschieden. Ihre gänzliche Unbekanntschaft mit Tristan und dessen Treiben ergab sich leicht. Man ließ sie zu ihm, und beauftragte sie, dahin zu wirken, daß er sich beruhige, denn seine Anfälle von Tobsucht wurden immer heftiger.

Als Schwester Benigna bei Tristan eintrat, hätte

sie, die doch in ihrem Beruf an manches Bild des Schreckens gewöhnt war, sich fast entsetzt, so wild fuhr er auf sie zu, mit solchen fieberglühenden Augen sah er sie an, so durch und durch verstört und unheimlich war seine ganze Erscheinung.

„Also Sie sind die Schwester meines Vaters?“ — sagte er hastig und abgebrochen: „das ist gut: dann werden Sie gern etwas für mich thun... und dann habe ich doch endlich einmal etwas davon, einen Vater gehabt zu haben. Haben Sie also die Güte, den Marquis Clermont zu bitten, er möge die Klage gegen Ihren Neffen zurücknehmen. Das kann er Ihnen aus Rücksicht für die Marquise, die Sie pflegen, unmöglich abschlagen. Dann werde ich in Freiheit gesetzt und gehe nach Amerika... und dort will ich ein neues Leben anfangen. Nicht wahr, Sie thun das?“

„Ich will gern thun, was ich kann,“ versetzte ausweichend Schwester Benigna, die den Marquis genug kannte, um zu wissen, daß eine solche Bitte Tristans Sache nur verschlimmern und keinen andern Erfolg, als ihre augenblickliche Trennung von der Marquise haben würde.

„Wie kalt Sie mir antworten!... Ja, ja!... das sagte meine Mutter mir immer: diese Frommen sind kalte, lieblose Herzen. Nun erleb' ich's — und zwar gleich zum ersten Mal, da ich mit so einer Ordensschwester zusammen komme. Thun, was Sie können!

— Aber ich bin ja Ihr Neffe... bin eingesperrt... soll Jahre lang eingesperrt bleiben. Doch das ist Ihnen gleichgültig — wenn Sie nur nicht eingesperrt sind.“

„Ich war sechs Jahre in einem Strafhause,“ sagte Schwester Benigna mild, „und weiß wohl, daß es hart ist, gefangen zu sein.“

„Also haben Sie auch schon einmal gefangen gesessen?“ fragte er etwas erstaunt.

„In anderer Weise! ja. In den Fesseln Jesu und um seiner Liebe willen war ich sechs Jahr lang in einem Strafhause, das von Schwestern bedient wird.“

„Ah, das ist etwas Anderes! Sie waren also freiwillig da! ein curioser Geschmack, das!... aber was man freiwillig thut, ist immer angenehm.“

„Dann möchte ich Ihnen rathen, daß Sie ebenfalls freiwillig sich unterwerfen und Ihre Strafe als Buße annehmen.“

Er prallte drei Schritte zurück und sagte mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Wuth:

„Was Buße! Mit dem Unsinn verschonen Sie mich. Um Buße zu thun, bin ich noch nicht mürbe genug.“

„Das sehe ich leider!“ sagte sie sanft.

„Oder vielmehr — dazu bin ich noch nicht Heuchler genug. Ich habe mich gerächt — und lange nicht genug! an einem Nichtswürdigen... und dafür soll ich Buße thun! sind Sie bei Sinnen? Wissen Sie

nicht, daß Brutus seinen Freund und Wohlthäter Cäsar umbrachte — oder wenigstens umbringen half und ein sehr großer Mann ist? — Daß Virginia von ihrem Vater erdolcht wurde? — Daß Arria sich selbst erdolchte, um ihrem Mann den Muth zu geben, es auch zu thun? — Daß dies alle sehr große und höchst edle Menschen sind? — Und ich sollte nicht einmal mit einem Dolch drohen dürfen?"

„Gewiß nicht! denn Sie sind ein Christ."

„Was Christ! ich bin ein Mensch!... und weil ich es bin, lechze ich nach Freiheit — denn für die Freiheit ist der Mensch geschaffen."

„Ja, für die sittliche Freiheit — und die besteht in freiwilliger Unterwerfung unter eine rechtmäßige Autorität, aber nicht in sündiger Leidenschaftlichkeit und Empörung gegen die Gebote Gottes."

„Was Gebote!... Andere haben in Bezug auf mich auch nicht die Gebote gehalten!"

„Das mag Sie entschuldigen, aber nicht rechtfertigen."

„Ist mir auch einerlei! ich bin nun einmal so, wie mich Gott geschaffen hat."

„O nein, das sind Sie nicht mehr," sagte Schwester Benigna traurig.

„Lassen wir die langweiligen theologischen Spitzfindigkeiten bei Seite! ich habe mich nie damit befaßt und will es auch jetzt nicht thun. Mein Glaube ist der,

daß jeder Mensch sein Leben nach seinem Character, seinen Anlagen leben muß und leben soll — und daß gerade darin seine Freiheit besteht. Sie glauben etwas Anderes und Sie suchen Ihrem Glauben gemäß zu leben. Nun wohlan! verschaffen Sie auch mir diese Möglichkeit! ich verlange ja weiter nichts! erwirken Sie, daß der Marquis seine Klage zurücknehme, damit ich der Haft entkomme."

„Und nach Ihrer Mutter fragen Sie gar nicht?" sagte Schwester Benigna, um ihn auf dem Wege der natürlichen Gefühle auf andere Gedanken zu bringen, da sie wohl wußte, daß die Gerechtigkeit ihren Gang gehen werde, selbst wenn der Marquis auf seine Anklage Verzicht leistete. Aber da kannte sie Tristan schlecht! —

„Erst die Freiheit... dann alles Uebrige!" rief er. „Meine Mutter hat mir immer mit großer Bewunderung von der alten heroischen Römertugend der Lebensverachtung gesprochen.... und was meine Spielpassion betrifft — damit hat sie mich angesteckt. Wir sind also in schönster Harmonie — sie und ich — wenn wir uns auch nicht sehen. Retten kann sie mich aber nicht — und darauf kommt jetzt Alles an. Nun also, schwören Sie mir, daß Sie mich retten wollen!"

„Wer kann so etwas schwören!" sprach sie sanft.

„Aber warum sind Sie denn hier bei mir?"

„Weil Sie es wünschten und weil ich hoffte, Ihnen

in anderer Weise dienen zu können. Wegen irdischer Angelegenheiten müssen Sie Sich nicht an so arme, einflußlose Personen wenden."

„Ich habe nur diese eine Angelegenheit! Können Sie das denn gar nicht begreifen?"

„Nein, gar nicht! Sie haben eine unsterbliche Seele, für die Sie Ihrem Schöpfer Rechenschaft schuldig sind. Sie haben ein schweres Verbrechen begangen, indem Sie mit kalter Ueberlegung Betrug und Diebstahl, ja Bedrohung eines Menschenlebens verübten — und haben dadurch eine schwere Beleidigung Gottes auf Ihrem Gewissen. Und Sie fühlen gar keine Reue? gar kein Verlangen, Sich mit Gott zu versöhnen? Gewiß, das ist unbegreiflich.

„Erst meine Freiheit! hernach — wollen wir Verschiedenes überlegen und zu begreifen suchen."

„Gott ist unendlich langmüthig . . . aber er läßt sich nicht verspotten," sagte Schwester Benigna ernst.

„Was wollen Sie? ich bin kein Heuchler."

„Halten Sie alle Menschen, die an Gott glauben, für Heuchler?"

„Ja, oder für Ignoranten."

„Aber, Sie Unglückseliger! Sind Sie denn zwischen Heiden aufgewachsen?"

„Keineswegs! ich bin in einer vortrefflichen Erziehungsanstalt in Dresden in allen möglichen Wissen-

schaften unterrichtet worden — auch in der Religion. Bin dort auch confirmirt worden — wenn Sie wissen, was das ist — vor unserer Abreise nach Paris, weil meine Mutter fand, daß ich dazu vernünftig genug sei und daß ich in Paris andere Dinge studiren müsse. Ich bitte also recht sehr, mich nicht mit den Südsee-Insulanern auf eine und dieselbe Stufe rohen Heidenthums zu stellen. Nur habe ich im Lauf der Zeit manche Kenntnisse, die für meine Carriere als Künstler überflüssig waren, wieder vergessen, z. B. Mathematik, Religion, Latein u. dgl. mehr. — Dennoch ist es möglich, daß ich ganz innerlichst einen gewissen Glauben an einen Gott habe. Ja, es ist mir sogar höchst wahrscheinlich. Denn mein Glaube gibt mir ganz natürlich einen Maßstab für den Glauben überhaupt. Daher finde ich denn alle Ihre und anderer Leute Glaubensüberschwänglichkeiten entweder heuchlerisch oder stupide."

„Denkt Ihre arme Mutter ebenso?"

„Danach müssen Sie Selbst sie fragen. Wir haben uns wenig über Gegenstände unterhalten, die so ganz außerhalb des Ideenkreises lagen, in welchen die Kunst uns wies ... später aber hatten wir keine Zeit und nicht die mindeste Lust dazu. — Aber das Alles gehört gar nicht zur Sache. Sie bringen diese Fragen nur au'fs Tapet, um mich von meiner Lebensfrage abzuziehen. Ich will aber fortan kein anderes Wort mit Ihnen reden, als über meine Freilassung. Alles

Uebrige ist leeres Geschwätz, das ich nicht reden mag und nicht hören will."

„Und nur darüber könnte ich mit Ihnen reden, denn alles Uebrige ist mir fremd."

„Dann fort mit Ihnen! fort! fort! ich kann keinen Menschen vor Augen sehen, der aus diesem Raum heraus in die freie Welt, die freie Luft, die freie Natur hinaustritt und mich in der Haft läßt. Erwürgen möchte ich ihn... und an seiner Statt davon laufen. Also fort mit Ihnen! ich kann Sie nicht brauchen — ich habe mich in Ihnen geirrt."

Tief niedergeschlagen kehrte Schwester Benigna zur Marquise zurück und theilte ihr das traurige Ergebniß ihres Besuches mit, fragte auch, ob es gerathen sein dürfe, eine Fürbitte bei dem Marquis einzulegen.

„Nur nicht von Ihrer Seite, gute Schwester!" rief die arme Marquise beängstigt: „Sie kennen ja die nervose Reizbarkeit meines Mannes. Es ist besser, daß er nicht erfahre, in welchem Verhältniß Sie zu dem unglücklichen Menschen stehen. Ich will gern eine Fürbitte einlegen, aber ach! ich bin hoffnungslos."

„Ich auch!" sagte Schwester Benigna.

Richenza erholte sich allmälig körperlich und geistig. Ihr Bewußtsein klärte sich auf, ihr Gedächtniß kehrte zurück. Aber ach! alle Schrecknisse, welche die Krank-

heit ihr verschleiert hatte, traten wieder vor ihre Seele und die namenloseste Angst um Tristan quälte sie. Frau Hellmig und die Wärterin antworteten auf ihre Fragen nach Tristan nur: er habe im Anfang ihrer Krankheit zweimal nach ihr gefragt; seitdem nicht mehr; vielleicht sei er abgereist; sie hofften Richenza's Gedanken dadurch eine andere Richtung zu geben. Aber Richenza dachte: Wohin? Womit? Freilich wußte sie, daß die Spielbanken manchmal solchen Menschen das Reisegeld zahlen, die sich an der Bank ruinirt haben. Tristan aber hatte kein Vermögen verspielt, sondern kam schon im Elend nach Baden; — warum sollte die Bank großmüthig für ihn sein? — Und wenn er abgereist wäre, hätte er es ihr gewiß mitgetheilt. War er in der letzten Zeit auch noch so ruchlos gewesen — von seiner Abreise würde er sie in Kenntniß gesetzt haben. Nein! er war in Baden! er lebte fort wie sonst . . . aber die Mittel für das Spiel — wo fand er sie? ach, wo? Dann fiel ihr der letzte Augenblick ein, wo sie ihn in Frau Hellmig's Zimmer, bereit sich auf Clermont zu stürzen, gesehen hatte. War das wirklich geschehen? war irgend eine gräßliche That verübt worden? Dann, ja dann erklärte sich Tristans Unsichtbarkeit. Eiskalte Todesangst überkroch sie und verdunkelte ihr Auge. — — —

Schwester Benigna kam nicht mehr, weil sie sehr gut bemerkte, daß Richenza durchaus nicht wünsche,

in Verbindung mit ihr zu sein. Denn Richenza's geistiger Stolz war ungebrochen: sie sah den Quell ihres Unglückes noch immer nicht in sich, sondern in dem unschuldigen Sinkler'schen Hause, dessen plebejischer Zuschnitt ihr das Leben zum Ekel gemacht habe — und ihre ganze spätere Existenz mußte es sich gefallen lassen, für den nothwendigen Gegensatz gegen das Joch und die demüthigende Beschränkung zu gelten, welche sie dort ausgestanden habe. Alles, was sie an jene Zeit erinnerte, war ihr in tiefster Seele zuwider! wie sehr mußte Schwester Benigna es sein, sie, die mit solcher Großmuth in einem für Richenza so demüthigenden Moment, sich ihr zu erkennen gegeben hatte, um ihr zu zeigen, daß sie bereit sei, Schmach und Kummer mit ihr zu theilen. Aber gerade dieses, daß eine Sinkler sie und ihren Sohn so recht im vollen materiellen und sittlichen Elend gesehen hatte, war für Richenza eine unerträgliche Last. Während des bewußtlosen Stadiums ihrer Krankheit ahnte sie nicht Schwester Benigna's häufige Besuche; doch, so wie sie zur Besinnung kam, bäumte sie sich gegen die freundliche Pflege ihrer Schwägerin auf. Bald versicherte sie, nun sei sie ganz hergestellt und bedürfe keiner Pflege mehr; bald — es ständen ihr jetzt die Mittel zu Gebot, für sich selbst zu sorgen; der Arzt und die Wärterin wären ihr lästig. So lange Richenza bettlägerig war, hatte Schwester Benigna ein taubes Ohr

für dergleichen Bemerkungen und begnügte sich damit, ihre Besuche zu vermindern und abzukürzen. Sie hatte mit Frau Hellmig die Sache so geordnet, daß diese alle Auslagen für Richenza's Pflege machte und daß Schwester Benigna sie aus der Casse vergütete, welche die Marquise ihr zur Verfügung stellte.

„Sie haben vor der Hand große Unkosten durch mich, Schwester Benigna," sagte Richenza einmal: „aber es wird Ihnen Alles ersetzt werden."

„Nicht doch! ich selbst habe ja nichts! ich kann nichts thun, als die Wohlthaten vertheilen, die Gott schickt," sagte die gute Schwester.

„Sie begreifen aber doch, hoffe ich, daß ich kein Almosen annehmen kann."

„Ich bitte, nennen Sie es nicht so! nennen Sie es vielmehr eine Liebesgabe."

„Ah, nur keine Comödie, Schwester Benigna. Die widert mich an!"

„In der Liebe Jesu spielt man nicht Comödie," sagte die Schwester einfach.

Auf solche Aeußerungen wußte Richenza nichts zu antworten. Sie fand es aber höchst anmaßend, daß ihr Benigna mit diesen „klösterlichen Phrasen" entgegentrete.

Nach einigen Tagen wurde der Arzt entlassen und die Wärterin nur auf eine Stunde Abends und Morgens angenommen. Da sagte Schwester Benigna zu Richenza:

„Sie sind jetzt auf dem besten Wege zur Genesung und ich kann Ihnen keine wesentlichen Dienste mehr leisten. Da ist es Ihnen vielleicht am liebsten, daß Sie mir sagen lassen, wann ich zu Ihnen kommen soll.“

„Ja,“ sagte Richenza froh, wie von einer großen Last befreit: „so wollen wir es halten. In der Einsamkeit erhole ich mich am schnellsten und durch Frau Hellmig und meine Wärterin hören wir ja immer von einander.“

Daß sie sich durch dies letzte Wort auf eine und dieselbe Stufe mit Schwester Benigna stellte, war die größte Freundlichkeit, zu der sie es in diesen drei Wochen gebracht hatte. Die Schwester aber sagte, um ihr Fortbleiben nicht auffallend zu machen, schonungsvoll zu Frau Hellmig, gerade solche Kranke müßten in ihrer Reconvalescenz recht viel allein sein und sich recht langweilen; das sei den Nerven äußerst heilsam. Frau Hellmig hatte einen großen Respect vor Schwester Benigna bekommen, seitdem sie sah, über welche Geldmittel dieselbe verfügte. Daher schenkte sie auch deren Worten gern Glauben und versprach nach wie vor für Richenza zu sorgen — während Richenza Frau Hellmig ersuchte, ihr für einige Zeit Credit zu geben. Ob sie wieder an's Spiel sich machen will? dachte Frau Hellmig bei sich selbst; das wäre doch gräßlich! aber es scheint, als setze sie wieder ihre Hoffnungen darauf! —

Tag und Nacht dachte Richenza an Tristan und an alle traurigen Möglichkeiten, die ihm widerfahren sein konnten. Wie sehr sie an ihm hing, wurde ihr erst jetzt recht klar. Wie elend sich auch ihr Leben mit ihm zuletzt gestaltet hatte — sie liebte ihn um so zärtlicher, je größere Angst sie um ihn ausstand und je weniger sie sich verhehlen konnte, daß sie die Hauptschuld an seinem Elend trage. Nach ihrer Art faßte sie aber auch dies schief auf; sie hatte keine Schuld; — sie hatte nur ein tragisches Schicksal — und dies Schicksal erfaßte nun das, was sie am meisten, am innigsten liebte .... ihren Sohn! und riß ihn hinab in die dunkle Tiefe. — Einmal war es ihr plötzlich, als fahre ein Blitzstrahl durch die Finsterniß, die Tristan umgab. Sie sagte eines Morgens zu ihrer Wärterin, die pünktlich zweimal im Tage erschien, sie langweile sich sehr und würde gern Zeitungen lesen. Die neuen wären schwer zu bekommen; wenn sie aber drei, vier Wochen alt wären, frage kein Mensch mehr nach ihnen. Am Abend brachte die harmlose Person richtig ein ungeheures Packet Zeitungen mit, das ihr Sohn, der Kellner in einem Kaffeehause war, ihr gegeben hatte. Da fand Richenza den Aufschluß, den sie so lange vergebens gesucht hatte; da stand das Attentat Tristans; da erfuhr sie, wo Tristan sei.

Emanuel war seit drei Wochen spurlos verschwunden. Seine Mutter wußte nicht, ob sie sich freuen oder beunruhigen solle. Sein Vater sagte unmuthig:

„Er ist nach gerade zu alt, um immer wieder in seinen phantastischen Unsinn zu verfallen. Gewiß macht er irgend eine extravagante Tour nach Cairo oder Algier und das muß doch nach gerade aufhören."

„Mein Gott, warum denn nach Afrika?" fragte die Gräfin.

„Wir müßten ja längst Briefe von ihm haben, wenn er noch in Europa wäre, das jetzt durch die Eisenbahn zu einem Lilliput-Welttheil zusammengeschrumpft ist."

Stella dachte in ihrem Sinn: O wär' er nur in Cairo oder Algier! — dort kann er nimmermehr eine Braut suchen! — Sie war auffallend verändert, still, blaß, schweigsam, fast traurig; aber voll zärtlichster Aufmerksamkeit und Rücksicht für den Grafen und die Gräfin, die jetzt, durch Grazia's Aufenthalt in Kreuzbronn und Emanuels Abwesenheit, Niemand von ihren Kindern in ihrer nächsten und täglichen Umgebung hatten und sich desto mehr an Stella anschlossen. Stella hatte nach einiger Ueberlegung erkannt, daß ihr gar nichts Anderes übrig bleibe, als im Meerhaimschen Hause so viel wie möglich festen Fuß zu fassen — und wenn sie auch aus Gram um Emanuel zu Grunde ginge. Denn hätte ihre Mutter auch nur

das geringste Verlangen nach ihr, so würde sich das in dem Augenblick geäußert haben, wo Tristans Catastrophe eintrat; — der Mutter also war sie nicht willkommen. Und das Meerhaimsche Haus zu verlassen, um in ein anderes einzutreten, wäre Thorheit gewesen, weil sich schwerlich eine zweite Stelle gefunden hätte, die ihr einen so töchterlichen Platz im Hause anwies. Gräfin Meerhaim behandelte Stella ganz wie ihr Kind, und wenn der Graf zuweilen zu seiner Frau sagte:

„Du verwöhnst die Kleine aber zu sehr! sie hat ja Toiletten wie eine Prinzessin:" — so sagte die Gräfin:

„Du thust es nicht weniger! was sie nur ansieht, kaufst Du für sie und magst sie keinen Augenblick in Deiner Umgebung entbehren. Sie ist nun einmal eine von den allerliebsten Personen, die von Gott geschaffen sind, um von Allen verwöhnt zu werden, die in ihre Nähe kommen."

Es war begreiflich, daß Stella einen solchen Platz nicht übereilt verlassen wollte. Ueberdas blieb ihr hier immer die Hoffnung, Emanuel zu sehen und in Verkehr mit ihm zu bleiben.

Auf den sausenden Flügeln der Aequinoctialstürme zog das Spätjahr ein. Man machte die tägliche Spazierfahrt nicht mehr am Abend, sondern am Nachmittag. Einmal, bei der Heimkehr, öffnete Emanuel seinen Eltern den Wagenschlag. Ein Ausruf der

Freude begrüßte ihn. Stella sollte zuerst aussteigen; Emanuel bot ihr die Hand. Ihre Hand zitterte so — und sie sah so überrascht glücklich aus, daß er ganz überrascht war.

„Wo warst Du nur, Emanuel?" sagte die Gräfin.

„In Crohnenberg," erwiderte er.

Stella hörte nichts weiter. Ihr war zu Muth, als verwandele dies eine Wort die Erde in den Himmel. Sie floh in ihr Zimmer, fiel auf die Knie und mit einem Strom von Freudenthränen löste sich von ihrem Herzen der Druck, der seit Wochen wie eine eiserne Faust darauf lag.

„Nun erzähle, wo Du warst," sagte der Graf, als Emanuel allein mit seinen Eltern sich befand.

„Da Du mir Crohnenberg als den künftigen Heerd meines Familienglücks angewiesen hattest, lieber Vater, so ging ich dahin, um zu sehen, ob es sich auch einigermaßen dazu eigne — und dann ging ich über Wien zurück."

„Nun und weiter?" fragte die Gräfin, durch die lakonische Antwort noch mehr gespannt.

„Weiter hab' ich mich als Nimrod gegen die Repphühner von Crohnenberg gerirt. Ich war von je her ein schlechter Schütze, was mich oft geärgert hat .... Du weißt es, Papa. Da ich nun gerade mit der Repphuhnjagd in Crohnenberg eintraf, so beschloß ich, mich in dieser Branche des edlen Waidwerks zu vervoll-

kommnen — und da ich mich leicht mit einer gewissen Passion in die Dinge vertiefe, die ich gerade treibe, so bekam ich denn auch eine kurze, aber höchst unglückliche Passion für diese Jagd. Kein einziger dieser vorsichtigen Vögel ließ sich schießen."

Der Graf lachte von ganzem Herzen. Die Gräfin sagte etwas empfindlich:

„Ist das eine passende Erwiderung auf den zärtlichen Wunsch Deiner Eltern, drei Wochen lang auf Repphühner zu schießen?" ....

„Und sie nicht einmal zu treffen!" setzte der Graf lachend hinzu.

„Abends setzte ich mich dann hin und zeichnete Pläne, um das Schloß etwas bequemer einzurichten und Parkanlagen zu machen."

„Nun, am Ende kommt doch noch die Braut zum Vorschein!" sagte die Gräfin erheitert.

„Nein, Mama! darauf rechne nicht. Für mich muß eine Braut vom Himmel herunterfallen — sie zu suchen versteh' ich nicht. Bei mir wird das wahr, was der insolente, aber gescheidte, humoristische Jude Heinrich Heine vor dreißig, vierzig Jahren in seinen Liedern prophetisch von mir gesagt hat — dieser Heine, der nur seine Frechheit, aber nicht seinen Witz, auf die jetzigen Scribenten vom Stamm Israel und Stamm Juda vererbt hat. Denn ich glaube, daß die zehn Stämme, die bei der Gefangenschaft in Ninive zwi-

schen den Heiden verloren gegangen waren, sich im neunzehnten Jahrhundert wieder gefunden und in Europa ein Stelldichein gegeben haben, um es mit der Feder und der Elle zu züchtigen, weil es allzu miserabel geworden ist, um mit dem Schwert gezüchtigt zu werden, wie das in starken, kräftigen Zeiten geschieht."

„Nun was hat denn Heinrich Heine von Dir prophezeiht?" fragte die Gräfin ungeduldig.

„Dieser neue Isaias hat von mir prophetisch Folgendes gesprochen: „Es ist immer die alte Geschichte! Sie war liebenswürdig und er liebte sie. Er aber war nicht liebenswürdig und sie liebte ihn nicht."

„Das ist nicht Dein Ernst!" rief sie.

„Doch, Mama! ich kann mich nicht in die gehörige Harmonie mit dem schönen Geschlecht setzen, weil ich, wie mir scheint, einige Eigenschaften desselben besitze."

„Und die wären?"

„Etwas Wankelmuth, etwas Eitelkeit, etwas Neigung für das Neue, das Phantastische, etwas Beweglichkeit der Empfindung, des Urtheils, etwas Bestechlichkeit durch erste oder äußere Eindrücke" ... —

„Genug! genug! Dein Etwas, mein Sohn, wird etwas zu viel!"

„Nun also! das Unisono ist langweilig, reizlos. Consone Töne bilden die großen Harmonien. Ich treffe sie nicht. Daher bin ich bis jetzt — entweder meiner großen Passionen ganz von selbst über=

drüssig geworden oder — ich fand kein Verständniß. Du siehst, Mama, ich behandle die Sache mit philosophischer Ruhe und daher mit Aufrichtigkeit. Mein Aufenthalt in Crohnenberg war mir dazu höchst ersprießlich. Die Einsamkeit kühlt ab. Jetzt bin ich bereit, wenn Ihr es wünscht, Crohnenberg nach meinen Plänen einzurichten — und ist das gethan, so wird wohl, da die Ehen im Himmel geschlossen werden, wie das Sprüchwort sagt — der Himmel mich mit einer Frau versorgen. Alle die phantastischen Forderungen von idealem Liebesglück, die ich vor einigen Wochen hier aussprach, lasse ich fallen. Crohnenberg hat mich ungemein rationell gestimmt. Ich werde ein guter Landwirth und werfe mich auf die praktische Seite des Lebens. Die Forstcultur interessirt mich außerordentlich. Wälder sind gleichsam die Lungen des Bodens; man muß sie pflegen und schonen, sonst wird er hektisch. Auch sehr einträglich ist der Forst . . . und kurz, ich niste mich wie ein Adler in seinem Horst auf Crohnenberg ein und betrachte mir die Welt und ihr Treiben aus der Ferne, was ihr, wie einer Dame, die über dreißig Jahre zählt, höchst vortheilhaft ist."

Die Eltern staunten nicht wenig über Emanuels plötzliche Begeisterung für das Landleben und ahnten, daß sich etwas Anderes dahinter befinde, als die Rephühner von Crohnenberg. Deßhalb ließen Beide diesen Gegenstand fallen und Graf Meerhaim sagte:

„Stell' Dir vor, die kleine Stella war krank, sieht noch elend aus . . . und Du wirst sie recht verändert finden."

Indem öffnete sich die Thür und Stella trat ein, strahlend, blühend, schwebend, — Stern und Rose in einer Person.

„Was ist Ihnen denn widerfahren?" fragte Graf Meerhaim ganz verblüfft, „Sie sehen ja aus, als hätte man Ihnen eine Krone auf's Haupt gesetzt."

„Wie Sie nur fragen!" entgegnete Stella, auch ganz im frühern muntern Ton: „der verlorne Sohn hat sich wieder eingefunden. Da ist man froh; denn Sie sind es, Herr Graf und die theure Gräfin."

„Nun . . . und das Herzklopfen? . . . und die Beklemmung der Brust? — Alles das ist auf Einmal verschwunden?"

„Ah!" rief Stella lachend, „das weiß ich nicht! ich werde vielleicht noch oft in meinem Leben Herzklopfen haben."

„Weshalb denn . . . zum Beispiel!"

„Zum Beispiel, wenn ich fürchten müßte, daß Sie mit mir unzufrieden wären."

„Nein, meine kleine Hexe," sagte der Graf, „das ist nicht richtig! ein alter Kauz wie ich macht einer jungen Dame kein Herzklopfen mehr — selbst dann nicht, wenn er einmal etwas poltert. Also ein anderes Beispiel."

„O Herr Graf, Sie verlangen zu viel! man kann doch nicht von jeder Veranlassung zum Herzklopfen reden."

„Immer klug ist die Kleine — klug wie ein Schlängelchen! — Nun, Stella, Niemand ist froher als ich, wenn Sie Sich wieder ganz wohl befinden, denn Sie erheitern meine Augen und meine Tage," sagte der Graf.

Stella war glückselig. Sie hatte Emanuel kaum angeschaut, keine Sylbe mit ihm geredet; doch er war da — und kam von Crohnenberg: was brauchte sie mehr . . . vor der Hand! Emanuel aber fing an die Sache gründlich zu verstehen.

Ihm war es in Crohnenberg wirklich so gegangen, wie er es seinen Eltern erzählt hatte. Nur verschwieg er, daß er hingegangen sei, um sich in der Stille und Einsamkeit zu beruhigen über den Ruin seiner Hoffnungen und um für die Zukunft Entschlüsse zu fassen, die ihm gewisse Pflichten, Beschäftigungen und Verbindlichkeiten auflegten, welche seiner Nomaden-Existenz ein Ende machen sollten. Er hatte den Zauber erschöpft, der sich für die Jugend an eine solche knüpft; er hatte sie von Kindheit auf geführt; darum lockte ihn jetzt der Gegensatz: der feste Wohnsitz, die ruhige Gleichförmigkeit. Das Verweilen an demselben Ort, die Beschäftigungen, die sich auf ihn beziehen und die auf jede Weise für mich von großem Interesse sind,

werden mir gleichsam einen Anker bieten, an dem ich festliege, sprach er zu sich selbst — und das gewisse stille Einerlei der Tage, das Leben in und mit der Natur, wird sehr wohlthätig auf mich wirken und allmälig meine allzu bewegliche Phantasie und Empfindungsweise in das richtige Gleichgewicht versetzen. Das wird um so leichter sein, als ich mit der Liebe jetzt gründlich gebrochen habe. Will man mich lieben — so lasse ich es mir gefallen und mache dann eine Variation auf eine Hälfte des Heine'schen Thema's. Sie wird heißen: „Er war liebenswürdig und sie liebte ihn.“ — Es ist gut und sieht ihr ähnlich, daß Grazia mir nicht den leisesten Hoffnungsschimmer ließ. Ja, zuweilen will es mir vorkommen, als wären wir Beide doch nicht für einander geschaffen gewesen. Die starken Charactere sind nicht immer biegsam — freilich auch vice versa. Nun vor der Hand soll mir das ganze weibliche Geschlecht äußerst indifferent sein. Ich ziehe nach Crohnenberg und pflanze da meine Krautköpfe, wie weiland Kaiser ... Aurelian? ... Diocletian? ... Genug ein römischer Kaiser, dem die Herrschaft über Menschenköpfe zugestanden hatte, erfreute sich unschuldig an Kohlköpfen. Warum sollte mir das nicht umsomehr gelingen, als ich nie über einen Menschenkopf, nicht einmal über meinen eigenen, geherrscht habe.

Jetzt beobachtete er Stella und fragte sich heimlich, ob sich vielleicht durch sie jene Variation des Heine'-

schen Themas verwirkliche. Die ganze Gedankenrichtung, die Grazia ihm gegeben — die ganze übernatürliche Perspective, welche sie sich bemüht hatte, ihm zu eröffnen, waren untergegangen — wie die Sternbilder der südlichen Hemisphäre auf der nördlichen nicht zu schauen sind.

Am Abend kamen einige Personen zur Gräfin. Emanuel war sehr munter und gesprächig; man unterhielt sich vortrefflich und ging erst gegen Mitternacht auseinander. Als die Gräfin in ihr Schlafzimmer ging, erfuhr sie von ihrer Kammerfrau, daß um neun Uhr Abends eine Ordensschwester, welche die Kranken pflege, sie zu sprechen verlangt habe.

„So spät? das ist ja seltsam!" sagte die Gräfin.

„Und noch seltsamer war es," setzte die Kammerfrau hinzu, „daß ein Diener in Livree diese Ordensschwester begleitete."

„War sie jung?... schön?... vielleicht eine vornehme Person?" fragte die Gräfin, die schon einen ganzen Roman im Kopf fertig hatte.

„Ich kann's nicht sagen. Nur der Portier hat sie gesehen, für heute abgewiesen und auf morgen früh bestellt."

Es versteht sich, daß die Bitten der Marquise, die Anklage gegen Tristan niederzuschlagen, keinen andern Eindruck als den einer heftigeren Erbitterung auf den Marquis machten.

„Ganz widersinnig ist Deine Bitte!“ rief er. „Dies Verbrechen ist ja nicht nur gegen mich, sondern gegen die ganze menschliche Vergesellschaftung begangen worden und ist durch meine Anklage vor das öffentliche Forum der Justiz gebracht. Diese muß nicht bloß mich, sondern die bürgerliche Gesellschaft schützen, indem sie das Verbrechen straft. Und das würde sie auch dann thun, wenn ich meine Anklage zurücknehmen wollte. Aber Deine Bitte ist auch höchst lieblos! Du willst also andere Leute der Gefahr aussetzen, von seinem Dolch bedroht, an ihrem Leben und Eigenthum gefährdet zu werden! Du willst, daß er auf der Leiter der Verbrechen von einer Stufe zur andern herabsinke! Du willst ihm nicht die heilsame Strafe gönnen, im Zuchthause ein paar Jahre über seinen Frevel nachzudenken! Du willst nicht, daß strenge Aufsicht, schmale Kost und gesunde Arbeit die Bosheit aus ihm vertreibe!“

„Lieber Dagobert, ich wünsche ihm Alles, was zu seinem Heil ist,“ entgegnete die sanfte Marquise. „Nur dachte ich, er könne sich bei seiner großen Jugend bessern, ohne die entehrende Strafe des Zuchthauses, wenn man ihm in einem andern Welttheil die Möglichkeit einer rechtschaffenen Existenz verschaffte.“

„Politik war mit seinem Attentat nicht vermischt. Sonst würde ich Deiner Ansicht beitreten und ihm möglichst schnell zu einer neuen Existenz im Pfeffer-

lande, in Cayenne, verhelfen," sagte der Marquis hohnlächelnd und setzte hinzu: „Wie kommst Du aber auf den Einfall, Dich für dies Subject zu fanatisiren?"

„Ich habe Mitleid mit seiner Jugend und mit seiner Mutter."

„Aber in welcher übertriebenen Weise! Es ist doch wahrhaftig genug, wenn eine Frau, wie Du, ihr Geld zur Unterstützung solcher Leute hergibt! wozu denn diese empfindsame Zärtlichkeit!"

„Solche Leute, lieber Dagobert, sind vor Gott gerade solche Leute wie wir."

„Es sei Dir überlassen, Dich mit ihnen in eine Linie zu stellen," sagte der Marquis verächtlich. „Das hat weiter keine Folgen, als die, daß die Kluft zwischen Dir und mir immer tiefer wird."

Damit verließ er sie. Ach, Dolores sah nur zu deutlich, welche Kluft zwischen ihr und dem Marquis lag! —

Nach einigen Tagen ließ Tristan wieder die Schwester Benigna um einen Besuch bitten. Mit betrübtem Herzen ging sie zu ihm. Ach! dieser verwilderte, verkommene, verbrecherische Jüngling war der Sohn ihres verschollenen Bruders, der vielleicht in ähnlicher Weise zu Grunde gegangen war. Tristan sah noch viel elender und unheimlicher aus. Seine Augen waren tief eingesunken und glühten wie ein paar Kohlen, die sich in ihre dunkeln Höhlen hineingebrannt hatten. Seine

Stimme war rauh und heiser, sein Haar verwirrt, seine Farbe fieberhaft, und zuweilen flog ein Nervenzucken durch seinen ganzen Körper.

„Bringen Sie mir Freiheit?“ rief er der Schwester Benigna entgegen: „Heute sind es drei Wochen, daß man mich hier eingesperrt hat. Wie lange soll das denn noch dauern? . . . Sehen Sie denn nicht, daß ich hier umkomme?“ Sie faltete die Hände und sagte bittend:

„O bringen Sie geduldig die Haft als Sühne für Ihre That dem lieben Gott zum Opfer.“

Tristan brach in ein wildes, aber gezwungenes Lachen aus:

„Geduld! Sühne! Opfer! was das für Worte, für unerhörte, sind! Ha, ha, ha!... In welchem Lexicon haben Sie denn die gefunden?“

„Im christlichen,“ sagte die Schwester gelassen.

„Es bleibt mir also nur noch Eines übrig,“ rief er furchtbar aufgeregt: „die Flucht! Geben Sie mir Ihr Kleid, Ihren Schleier . . . und bleiben Sie an meiner Statt hier zurück.“

„Das ist unmöglich! Ihr Aufseher wartet draußen, um mich zur Hausthür zurück zu begleiten. Er kennt Sie und mich genau“

„Man muß ihn für mich gewinnen, bestechen . . . Sie haben gewiß Geld bei Sich.“

„Ja, drei Gulden, die mir nicht gehören und die ich einer armen Familie zu bringen habe.“

„Drei Gulden nur? Nein!... damit kann man den Aufseher nicht bestechen!“ ächzte er.

„Man kann es überhaupt nicht — ach! versuchen Sie Ihre Haft mit Ergebung zu tragen! sie wird Ihnen leichter werden,“ bat sie wehmüthig.

„Leicht oder schwer, gleichviel! ich will keine Haft! Lieber hacke man mir den Kopf ab, denn ich verliere ihn doch... im Wahnsinn.“

Schwester Benigna schauderte, denn Tristan sah wohl aus, als ob ihm das begegnen könne. Sie nahm sich zusammen und sagte ruhig:

„Denken Sie doch, ehe Sie so reden, an Ihre beklagenswerthe Mutter. Lassen Sie ihr doch die Hoffnung, daß Sie nach überstandener Strafzeit als ein neuer Mensch zu ihr zurückkehren.“

„Aber ich bin ja noch gar nicht verurtheilt! vielleicht werde ich freigesprochen.“

„Wenn Sie das hoffen, so haben Sie ja einen Grund mehr zur Geduld.“

„Geduld! und das Fieber der Gefangenschaft, der Durst nach Freiheit tobt mir im Kopf, in der Brust, im Blut, im Pulsschlag. Geduld!... und da unten im Cursaal hätte ich vielleicht in diesen drei Wochen ein reicher, glücklicher, geachteter Mann werden können, während man mich jetzt zu den Verbrechern gesellen will! — Geduld!... das Wort ist erfunden für Menschen, denen es gut geht und die es noch besser

haben möchten; aber nicht für ein Elend, wie das meine."

„Es gibt ja Menschen," sagte Schwester Benigna mild, „die durch schwere Krankheit auch ihrer Freiheit beraubt werden und zehn, zwanzig Jahre gelähmt im Bett liegen; — sie haben Geduld. Und andere Menschen gibt es, die wieder in anderer Weise durch bittere Armuth gleichsam ihre Freiheit verloren haben und lebenslänglich zu angestrengter Arbeit genöthigt sind; — sie haben Geduld. Und in der Geduld genießen sie eine übernatürliche Freiheit, indem sie ihren Willen mit dem ewig anbetungswürdigen Willen Gottes vereinigen und sich bereiten, dessen Fügungen anzunehmen und dessen Heimsuchungen zu tragen."

„Ich bin kein Katholik: also paßt Ihre Ermahnung nicht für mich."

„Was ich gesagt habe, paßt für jeden Christen."

„Ach! das ist ja Alles Larifari! übernatürliche Freiheit... wer spricht von der!"

„So sagen Sie christliche Freiheit."

„O das ist mir aber Alles vollkommen einerlei!" brach Tristan aus. „Ich will meine ganz natürliche gewöhnliche Freiheit haben, die darin besteht, thun und lassen — kommen und gehen zu dürfen, wie ich es für gut finde. Alles Uebrige sind Kinderpossen, und wenn Sie zu meiner gar nicht sublimen, aber in der Praxis göttlich angenehmen Freiheit mir nicht verhel-

fen können: so danke ich fortan für Ihren Besuch. Uebrigens kenne auch ich eine Art von Freiheit, die kein Mensch mir rauben kann."

Und mit stolzer Handbewegung, als habe er eine Audienz an Schwester Benigna ertheilt, deutete er ihr an, daß er allein sein wolle.

„Haben Sie keinen Gruß, keinen Auftrag an Ihre Mutter?" fragte die betrübte Schwester Benigna: „sie war sehr krank, erholt sich langsam..." —

„Weshalb erhielten Sie ihr das Leben?" rief er mit einem Ausdruck von namenloser Verzweiflung. „Sehen Sie denn nicht, wie elend wir sind... und daß unser Elend keine andere Grenze als den Tod hat? Darum fürcht' ich ihn gar nicht — den Tod! und meine Mutter auch nicht. In der Beziehung haben wir ganz gleiche Gesinnungen — ganz so, wie die großen Menschen des Alterthums sie hatten. Gibt's keine Hoffnung mehr, so ist das Leben eine Folter von jeder Minute und durch jeden Athemzug. Es ist sehr unrecht, daß Sie meiner Mutter das kühle Grab nicht gönnten, denn welche Hoffnung bliebe ihr, wenn ich im Zuchthause sitze!"

„Daß Sie Sich zu Gott bekehren," sagte Schwester Benigna liebreich.

„Für dergleichen Schattenspiele hat meine kluge Mutter ebensowenig Sinn wie ich. Also... Adieu!"

Ihr traten die Thränen in die Augen, daß sie ihn

so gefunden hatte und so verlassen mußte. Sie empfahl dem Aufseher, recht wachsam zu sein und Tristan mit Schonung zu behandeln.

„Mit Schonung kommt man nicht weit bei dem!" sagte der Mann; — „der ist wie eine gefangene wilde Katze — möchte einem gleich an die Gurgel springen, um das Weite zu suchen."

Die Marquise ließ sich von Schwester Benigna genau erzählen, wie sie Tristan gefunden habe und erschöpfte sich in vergeblichen Combinationen, wie sie ihm und seiner Mutter helfen könne.

„Es scheint, als habe das Unglück beide versteinert, da sie jedem religiösen Trost und jeder Liebe, die aus dem Glauben entspringt, unzugänglich sind," sagte die Marquise.

Mehr als alles Unglück versteinert das Unrecht ein Herz, wenn es sich darin zurecht setzt wie in seinem Recht, und nie es bereuen, nie es abbüßen will. Das mochte die Marquise wohl heimlich denken, weil sie es täglich an ihrem Mann vor Augen sah, aber eben deshalb wagte sie nicht, es auszusprechen.

„Mir blutet das Herz bei dem armen jungen Menschen!" sagte Schwester Benigna: „man merkt ihm an, daß er in der schrecklichsten Verzweiflung ist."

„Zwanzig Jahr und Verzweiflung — welch ein furchtbarer Gegensatz!" sagte die Marquise.

„Ach und doch so begreiflich! Nie ist sein Wille ge=

brochen worden, nie hat er ihn beherrscht. Seine arme Mutter, selbst ohne Gott und ohne Glauben, ließ ihn in der Wildniß seiner leidenschaftlichen Natur, nicht aus Gleichgültigkeit, sondern weil sie nicht wußte, wie sie ihn in heilsame Zucht hätte nehmen können. Steht nicht die elterliche Autorität als Stellvertreterin der göttlichen da, so haben die Eltern keinen wahren Grund und kein wirkliches Recht, Gehorsam zu fordern — und das merken die Kinder sehr bald."

„Der Unglaube haucht, ohne es zu beabsichtigen und zu ahnen, Stickstoff aus, dem Alles erliegt, was unter seinen Einfluß geräth — und der Glaube... Luft des Lebens, des übernatürlichen Lebens, des ewigen Lebens," sagte die Marquise.

„Und so wurde sein Wille dem Bösen unterthan," fuhr die Schwester fort, „und kannte kein anderes Gesetz als die Lust der Leidenschaft. Und jetzt auf einmal tritt ein fremdes Gesetz unerbittlich drohend ihm entgegen und raubt ihm Alles, indem es ihm die Willkühr entzieht. Nun wähnt er sich nur von Ungerechtigkeit, Härte und Grausamkeit einer stärkeren Willkühr umgeben und bäumt sich gegen sie auf, weil er die Hand Gottes, welche die Sünde straft, nicht kennt. Was soll er beginnen?... Er fällt einer rasenden Verzweiflung anheim."

Die Marquise erschauerte. Sie dachte, daß es auch für den Marquis kein anderes Gesetz als das seiner

Willkühr gebe. Wenn sich das dereinst rächte — was war sein Loos?

„Frau Hellmig," sagte Richenza zu ihrer Hauswirthin, „ich weiß jetzt, wie es mit meinem Sohn steht. Ich habe Alles in diesen Blättern, die mir die gute Frau Wailer verschafft hat, gelesen — und da ich vor Schmerz und Entsetzen nicht gestorben bin, so beginne ich an meine Unsterblichkeit zu glauben."

„Haben Sie nicht immer an die Unsterblichkeit der Seele geglaubt?" fragte Frau Hellmig ganz verblüfft von Richenza's eisigem Ton und seltsamer Redeweise.

„Sagen Sie mir lieber, ob Sie glauben, daß ich meinen Sohn besuchen dürfe. Er ist ja erst in Untersuchung; da wird man es wohl gestatten."

„Ich will Schwester Benigna fragen. Die weiß das! sie war zwei Mal bei ihm."

„Weshalb denn das! sie wird ihn doch nicht mit ihren bigotten Ansichten gequält haben!" sagte Richenza hochfahrend.

„Schwester Benigna quält Niemand mit bigotten Ansichten — denn die hat sie nicht! sie ist fromm!" sagte Frau Hellmig erzürnt. „Und übrigens hat Ihr Sohn sie rufen lassen. Sie drängt sich wahrhaftig Keinem auf — und hat es auch nicht nöthig. Die Frau Marquise von Clermont, die ein wahrer Engel von

Schönheit und Güte ist, sieht Niemand lieber um sich, als Schwester Benigna."

„Das ist sehr schmeichelhaft für den Marquis von Clermont. Aber was kümmern mich diese Leute. Ich wollte Sie bitten, beste Frau Hellmig, mir täglich Ihr Zeitungsblatt zu erlauben. Ich finde doch ab und an irgend ein Wort über meinen Sohn."

„Recht gern!" sagte Frau Hellmig: „ich komme zuweilen in vier, fünf Tagen nicht dazu es zu lesen. Sie sollen es gleich ganz frisch erhalten."

Im Fortgehen dachte sie: Nun das muß ich gestehen... wäre mein Sohn ein Zuchthauscandidat, so würde ich nicht so gefaßt sein.

Richenza war aber nicht gefaßt. Sie war in starrer Verzweiflung, die Hand in Hand mit gänzlicher Erschlaffung ihrer moralischen Kraft ging. Sie konnte auch nicht mehr denken, nicht nachdenken über Tristans und ihren eigenen Zustand in der Gegenwart, in der Zukunft. Sie litt stumpf, wie der Mensch eben leidet, der das übernatürliche Leben in sich ertödtet hat.

Frau Hellmig schickte ein paar Zeitungsblätter herauf. Richenza nahm die neueste Nummer und ihr Blick fiel auf die Worte: Der junge Saint-Clair ist heute früh leblos in seinem Zimmer gefunden worden. Alle Bemühungen, ihn in's Leben zu rufen, waren vergeblich. Ein Gehirnschlag hat ihn getroffen. — — —

Mit einem dumpfen Stöhnen sank Richenza zusammen.

Tristan war nicht mehr! Da war es aus und vorbei und sie fiel in eine Lethargie aller Fähigkeiten, in der sie nicht bemerkte, wie Stunde auf Stunde verging. Gegen Abend kam Frau Wailer mit Licht. Sie entsetzte sich, denn Richenza richtete sich wie eine wandelnde Leiche auf und sagte:

„Wissen Sie es schon?... mein Sohn ist todt... ist umgekommen im Gefängniß. Frau Wailer, sein Sie so gut Schwester Benigna zu bitten mich heute noch zu besuchen."

Frau Wailer entfernte sich weinend; Richenza weinte nicht. Sie sprach halblaut: Wie sagt Orest, als er den Hain der Göttin auf Tauris betritt? —

„Reiche mir aus Lethe's Wellen
„Den letzten kühlen Becher der Erquickung!
„Bald ist der Krampf des Lebens hinweggespült."

— O ja... der Krampf des Lebens! — Mit Krampf beginnt es... und der reibt so auf, daß es mit Krampf endet. Das hat er wohl gewußt — der große Dichter. O mein Tristan... Du hast ihn überwunden... den Krampf des Lebens.

Sie setzte sich und schrieb einige Worte. Dann nahm sie vom Halse eine Schnur, an der ein ganz kleines Beutelchen hing. Sie wickelte es ein, legte es zu dem beschriebenen Papier und machte über Beides ein Couvert, das sie adressirte und versiegelte. — Dann stützte sie den Kopf auf beide Hände, gedankenlos, empfin-

dungslos. Nur zuweilen war ihr, als wolle der Kopf zerspringen, das Herz still stehen — und dann seufzte sie: O mein Tristan! — Und wie von einem furchtbaren Schwindel ergriffen, fiel sie wieder in sich selbst zusammen wie ein Häuflein Asche, wenn die letzten Kohlen verglüht sind...

Schwester Benigna kam, bewegt und weich, Aug' und Herz voll Thränen. Allein das Wort der Theilnahme erstarb auf ihren Lippen der starren Kälte Richenza's gegenüber; vor dieser Marmorstatue verstummte jeder Ausdruck von Schmerz, besonders der, welcher an höheren Trost sich lehnte. Richenza aber bemerkte das gar nicht. Sie war ihr Lebenlang allein gewesen mit ihren Schmerzen, ihren Kämpfen, ihren Qualen; — sie hatte allein alle Phasen des Leidens durchgemacht und alle ertragen: so fiel es ihr denn jetzt gar nicht ein, aus ihrer Abgeschlossenheit herauszutreten. Sind die Faden abgerissen, welche das Menschenherz an die Ewige Liebe knüpfen: so verschrumpfen auch die, welche ihn mit dem Nächsten verbinden, während die natürliche Liebe zur Familie oder zu einem Familiengliede nicht selten in ein krankhaft übertriebenes Uebermaß ausartet.

„Wissen Sie, wie er gestorben ist?" fragte Richenza mit tonloser Stimme.

„An einem Gehirnschlag, sagt man," erwiderte Schwester Benigna.

„Und was glauben Sie?“

„Warum sollte ich etwas Anderes glauben? Er war in einem so furchtbar aufgeregten Zustand, seine Hände zitternd, seine Augen mit Blut unterlaufen, seine Lippen vertrocknet — dazu diese Paroxysmen von ohnmächtiger Verzweiflung, daß ein Gehirnschlag durchaus nicht diesem Zustand widerspricht.“

„Wie muß er gelitten haben, um so in drei Wochen aufgerieben zu sein!“ rief Richenza.

„Gelitten hat er unaussprechlich,“ entgegnete Schwester Benigna, „aber sein Nervensystem schien mir schon zuvor so gänzlich zerrüttet zu sein, daß er wohl nicht mehr viel ertragen konnte.“

„Soll das ein Trost für mich sein?“ fragte Richenza scharf.

„Nur insofern eine Beruhigung, als es Ihre Furcht vor einem... anderen Tod aufhebt.“

„Meine Furcht?“ sagte Richenza mit eigenthümlicher Betonung. Nach einer Pause setzte sie hinzu: „Ich bitte Sie um die große Gefälligkeit, diesen Brief hier morgen früh an die Adresse zu befördern und selbst abzugeben.“

„Gräfin Meerhaim!“ rief Schwester Benigna, einen Blick auf die Adresse werfend: „um Gotteswillen... ist denn Gräfin Meerhaim in Baden!“

„Die halbe Welt ist in Baden; — warum nicht Gräfin Meerhaim!“ antwortete Richenza mit einer ab=

wehrenden Starrheit, die jeden Ausdruck des Gefühls hemmte.

„Soll ich den Brief nicht sogleich jetzt, wenn ich Sie verlasse, abgeben?“

„Nein, ich bitte morgen. Es könnten in Folge desselben Veränderungen eintreten, für die ein Unterschied von zwölf Stunden nicht von Belang ist. Ich danke Ihnen, daß Sie auch diese Mühe noch zu all der andern Mühe fügen wollen, die Sie mit mir gehabt haben.“

Schwester Benigna sah Richenza mit einem Blick voll so treuer, frommer Liebe an, daß Richenza in ungewöhnlich weichem Ton beifügte:

„Von ganzem Herzen danke ich Ihnen!... Und nun bitte ich Sie, meinen Auftrag nicht zu vergessen... wenn Sie morgen früh Zeit haben.“

„Zu allen Werken der Nächstenliebe gibt mir die Frau Marquise immer Zeit.“

„Danken Sie auch der Marquise von Clermont für ihre Güte. Wie gesagt, ich glaube, es wird nun anders werden — nun, da ich in meinem Tristan mein höchstes Glück verloren habe. Alles... Alles litt ich für ihn, that ich für ihn! Alles umsonst!“

Schwester Benigna wagte nicht, das zu sagen, was sie dachte: O hättest du weniger für ihn gethan und mehr für ihn gebetet. Sie sagte laut:

„Wir wollen jetzt recht für ihn beten — das ist gewiß nicht umsonst.“

„Wie so?“ fragte Richenza gleichgültig.

„Und noch weniger umsonst ist es,“ fuhr Schwester Benigna fort, „wenn Sie Ihren Schmerz, Ihre Thränen, Ihr gebeugtes Mutterherz für ihn opfern — und das Alles an's Kreuz hängen, im Blut Jesu baden und Ihr Opfer, vereint mit dem göttlichen Opfer am Kreuz, dem himmlischen Vater für diese arme Seele darbringen.“

Aber ach! was wußte Richenza von dem ewigen Opfer, welches den Kern des stellvertretenden Amtes der Kirche und des innern Lebens jedes Gläubigen ausmacht! Das Opfer und seine sühnende, aus dem Blut Jesu geschöpfte Kraft kann nur von Denen begriffen werden, welche den eucharistischen Christus besitzen. Und wo kein Opfer, kann keine Fürbitte sein; denn sie ist ein geistiges Opfer.

Richenza hörte gar nicht auf Schwester Benigna. Ihr war, als schlage der Schall von unverstandenen Worten aus weiter Ferne an ihr Ohr — und statt aller Antwort sprach sie:

„Gute Nacht, Schwester Benigna;“ — und reichte ihr die Hand, so daß die gute Schwester, ganz beglückt durch dies Zeichen des Wohlwollens, woran Richenza sie nicht gewöhnt hatte, sich entfernte.

Sollte Gräfin Meerhaim Richenza's Mutter sein? dachte sie auf dem Heimweg. O, warum denn nicht gleich den Brief der Tochter ihr bringen! — Vielleicht

ist's eine Schwester... eine Schwägerin!... — ich versuch' es. — Sie fragte den Diener, den die Marquise ihr zur Begleitung gegeben hatte, ob er wisse, wo die Gräfin Meerhaim wohne. Er bejahte es und führte sie dahin. Der Portier aber wies sie ab und bestellte sie auf den andern Morgen.

Richenza blieb allein. Sie holte tief Athem, als falle ihr eine schwere Last vom Herzen. „Bald ist der Krampf des Lebens hinweggespült" — sagte sie, ging zu einem Tisch, worauf verschiedene Medicamente standen, und nahm eine kleine Schachtel, aus der sie allabendlich, wegen ihrer marternden Schlaflosigkeit, ein paar Pillen zu nehmen pflegte. Jetzt aber leerte sie die ganze Schachtel. Es waren Morphiumpillen. Nun ist's geschehen! sagte sie und ein unaussprechliches, namenloses Entsetzen machte sie beben vom Scheitel zur Sohle. Mein Gott, gehe nicht in's Gericht mit mir... ächzte sie. Aber sogleich ermannte sie sich: Porzia verschlang glühende Kohlen, als Brutus nicht mehr war. Tristan war mein Leben. Mit ihm hört es auf. O mein Tristan. — — Sie entschlief und erwachte nicht wieder. Aber die wahre Axe ihres Lebens hieß nicht Tristan, sondern „Non serviam."

Catastrophe.

Gräfin Meerhaim legte die letzte Hand an ihren Morgenanzug, als schon die Schwester Benigna ihr gemeldet wurde. Mit einer gewissen Spannung, die aber mehr die Person der Schwester, als deren Anliegen betraf, ließ die Gräfin sie in ihr Schreibcabinet führen; — war aber nicht wenig enttäuscht, als sie eintretend, statt einer jugendlichen Schönheit, eine Person über die Vierzig hinaus, mit ganz gewöhnlichen Zügen vor sich sah. Schwester Benigna bat einfach um Verzeihung wegen der frühen Belästigung und übergab das Schreiben. Die Gräfin, auf irgend eine Bittschrift gefaßt, öffnete den Brief und las:

„Der Tod versöhnt und löscht jede Schuld gegen die Lebenden aus. Darum wage ich getrost, meinen theuern Eltern meine Tochter Stella zu empfehlen. Sie und Tristan sind meine Kinder aus meiner höchst unglücklichen Ehe mit dem Maler Wilhelm Sinkler von Straßburg, dessen Schwester diese Zeilen überbringt.

Tristan ist nicht mehr unter den Lebenden. Ich folge ihm. Mein Leben war ein einziger Jammerschrei, den Niemand gehört hat. Jetzt verhallt er — im Grabe! Habe ich gefehlt, so habe ich dafür gelitten, wie der Mensch nur leiden kann. Jetzt aber kann ich nicht mehr. Die lange Folter, die jede Faser meines Herzens zerrissen hat, hat meine Kraft bis auf den letzten Blutstropfen erschöpft. Ich bedarf der Ruhe. Und da es einen Erlöser gibt, der Ruhe bringt, so flüchte ich zu ihm. Dieser Erlöser ist der Tod. Das werden meine theuern Eltern begreifen und nicht länger zürnen ihrer armen Tochter Richenza."

Sprachlos im Sturm widerstreitender Gefühle gab die Gräfin das Blatt an Schwester Benigna, während sie das Päckchen öffnete. Es enthielt Tristans und Stella's Taufschein aus Straßburg und Paris, und in dem kleinen Beutel befand sich ein Stein und ein Zettel. Der Stein war ein Jaspis, auf der einen Seite mit dem Meerhaim'schen Wappen, auf der andern mit den Buchstaben R. M. unter einer Grafenkrone gestochen. Auf dem Zettel standen die Worte: „Dieser Jaspis, in Gold gefaßt, bildete ein Petschaft, das mir meine Mutter am 1. Juli 1839 in Dresden schenkte. Das war der Tag, an dem ich neunzehn Jahr alt wurde und das Jahr, in dem mein Elend begann. Längst hat mich bittere Noth gezwungen, die goldene Fassung zu verkaufen. Doch den Stein selbst bewahrte

ich zu meiner Legitimation als Richenza Meerhaim sorgsam auf und schicke ihn heute, den 30. September 1860, meiner theuern Mutter zu."

Wie eine Somnambule hatte die Gräfin dies Alles gelesen und betrachtet. Nun schien sie zum Bewußtsein der Wirklichkeit zu erwachen und mit einem herzzerschneidenden Ton rief sie, indem sie mit beiden Händen ihren Kopf hielt:

„Aber um Gottes Barmherzigkeit willen, wo ist sie denn?... warum kommt sie nicht?... am 30. September hat sie geschrieben: das war gestern... sie ist also in der Nähe... Aber warum weinen Sie denn so traurig? sagte sie heftig zu Schwester Benigna, die bereits Richenza's Tod wußte und sowohl über ihn als über Richenza's schauerlichen Brief bittere Thränen vergoß: sie kann ja nicht so schnell gestorben sein! gestern schrieb sie mit dieser festen Hand... und heute früh todt? das ist unmöglich! — Sagen Sie doch, daß so etwas unmöglich ist."

„O könnt' ich es sagen!" seufzte Schwester Benigna.

Die Gräfin schellte und ließ Emanuel rufen. Ehe er kam, eilte sie zu ihrem Mann, so daß Emanuel Schwester Benigna allein fand. Diese benutzte das, um ihm vorbereitend zu sagen, indem sie Richenza's Adresse aufschrieb:

„Gräfin Richenza Meerhaim ist hier, aber ster-

bend!... wohl gar todt!... ich eile zu ihr. Bereiten Sie die Eltern darauf vor!"

Und ehe er sich besinnen und fragen konnte, war sie fort. Er wollte zu seinen Eltern; aber Stella trat rasch ein und fragte hastig:

„Wissen Sie denn schon das traurige Schicksal des armen Tristan?"

„Eben las ich voll Schreck seinen Tod," sagte er in der Meinung, daß sie bereits davon unterrichtet sei.

„Todt? ach, das wußte ich noch nicht! ach, mein armer Bruder!" rief Stella und sank halb ohnmächtig auf einen Stuhl.

Da kam die Gräfin zurück in Thränen gebadet, umarmte Stella und sagte zu Emanuel:

„Weiß sie es schon!"

„Was denn? was?" rief Emanuel betäubt.

„Daß Richenza ihre Mutter ist."

„Richenza... ihre Mutter!!" rief er.

„Gewiß! meine Mutter heißt Richenza," sagte Stella, sich an die Gräfin schmiegend: „aber mein armer Bruder Tristan ist im Gefängniß gestorben. Meine Mutter wollte mich nicht für ihre Tochter gelten lassen, als ich hier in's Haus kam;... aber nun kann ich es nicht länger verbergen, weil meines Bruders Tod im Gefängniß mich allzu tief betrübt! Nun muß ich zu meiner Mutter."

„Im Gefängniß? . . . Kind, wer ist denn Dein Bruder?" fragte die Gräfin mit neuem Entsetzen.

„Tristan Saint-Claïr, der das Attentat auf den Marquis Clermont begangen hat."

„Richenza's Sohn — ein Verbrecher!" stammelte die Gräfin starr vor Entsetzen.

„Richenza, Ihre Mutter, ist meine älteste Schwester," sagte Emanuel zu Stella.

Diese fiel der Gräfin zu Füßen und sagte in Thränen gebadet:

„Ach, so wollen wir denn zu meiner armen Mutter gehen und sie holen."

„Sie ist ja sterbend . . . vielleicht todt," sagte Emanuel, der sich an Schwester Benigna's Auftrag erinnerte.

„Umsomehr," versetzte die Gräfin; „Dein Vater macht sich bereit, der Wagen kommt gleich."

„Hier ist die Adresse," sagte Emanuel, gab seiner Mutter das Blatt und eilte zu Fuß nach dem bezeichneten Hause.

Dort herrschte die größte Aufregung. Frau Wailer hatte Richenza ruhig wie eine Schlafende, aber entseelt, auf ihrem Lager gefunden. Nirgends eine Unordnung — oder die Spur von etwas Gewaltsamen — oder von einer Vorbereitung — oder von einem Nachlaß. Sie hatte sich niedergelegt, war eingeschlafen und nicht wieder erwacht. Der Arzt, der sie in ihrer Krankheit

behandelt hatte und nun gerufen worden war, mochte etwas Anderes wissen und Schwester Benigna es ahnen. Sonst aber Niemand. Frau Hellmig sagte zu Emanuel mit größter Aufregung und Bestimmtheit. :

„Herr Graf dürfen es glauben: sie ist erstickt an den Thränen, die sie um ihren Taugenichts von Sohn nicht geweint hat. Als Frau Wailer gestern Abend herunter kam und mir sagte, Madame Saint-Clair wisse, daß ihr Sohn todt sei — ich selbst erfuhr es erst auf diese Weise! — aber sie weine nicht und sehe nur aus wie eine lebendige Leiche, da sagte ich: Frau Wailer, das ist nicht gut! in solchem Fall muß man weinen, dazu hat man die Thränen! sonst drückt einem der Schmerz das Herz ab. — Ich ging dann gleich zu ihr hinauf und klopfte an. Aber sie sagte nicht herein. Und als ich die Thür leise öffnen wollte, war sie von Innen verschlossen. Es beruhigte mich aber, daß sie Schwester Benigna rufen ließ — und so habe ich sie denn nicht mehr gesehen. Was ich prophezeihte, ist eingetroffen. Elend war sie lange, ganz schlaflos; . . . dann die schwere Krankheit . . . nun Gram und Schreck! . . . das konnte sie nicht mehr aushalten.“ —

Der Meerhaim'sche Wagen fuhr vor. Stella flog die Treppen hinauf und warf sich jammernd über die entseelte Hülle ihrer Mutter. Emanuel ging seinen Eltern entgegen, um ihnen zu sagen, daß Richenza bereits verschieden sei. Die Gräfin wollte es nicht glau-

ben und eilte voran. Mühselig die schlechten Treppen erklimmend, stumm und ernst folgte der Graf langsam nach. Als die Gräfin eintrat und ihr Blick dies armselige, dürftige Zimmer überflog und auf ihrer Tochter haften blieb, die in diesem Elend, in dieser Verlassenheit ihren letzten Seufzer ausgehaucht hatte, da senkte sich eine schwarze Wolke über ihre Augen und besinnungslos fiel sie in Emanuels Arme. —

Die Wellen der Aufregung hatten sich gelegt. Euphrosyne, durch ein Telegramm gerufen, hatte ihre Eltern sogleich nach Kreuzbronn geführt, während Emanuel das Nöthige in Baden besorgte und bei Schwester Benigna genaue Auskunft über Richenza's Schicksal suchte. Aber Benigna, das Jahr in Straßburg ausgenommen, wußte nichts Genaues. Richenza hatte erst mit ihrem Mann, dann allein, in verschiedenen Ländern und Städten gelebt: darauf beschränkte sich die Kunde, die Wilhelm Sinkler seiner Familie hatte zukommen lassen. Daß er selbst in London vor fünf Jahren gestorben sei, hatte Schwester Benigna erst durch Graf Meerhaim erfahren. Und so wurden nur die äußeren Umrisse von Richenza's Leben ihrer Familie bekannt, da Stella theils zu jung war, theils zu wenig mit ihrer Mutter gelebt hatte, um in all die inneren Wechselfälle dieser traurigen Existenz blicken zu können.

Emanuel erzählte an Schwester Benigna, wie er Richenza in Dresden oberflächlich unter ihrem französirten Namen Saint-Clair gekannt und sich unglaublich von ihr angezogen gefühlt habe, weil sie eine ungemein interessante und talentvolle Erscheinung gewesen sei.

„Sie war ein Meteor, das sich im Selbstverbrennungsprozeß verzehrte," sagte er.

Davon verstand Schwester Benigna nicht eine Sylbe. Sie sagte einfach:

„Ihr Unglück war, daß sie keine christliche Erziehung bekommen hatte. Wo die Natur große Gaben verlieh, muß man die Gaben der Gnade besonders aufmerksam pflanzen und pflegen; — sonst behalten jene die Oberhand und stürzen in's Elend. Das ist geschehen bei der armen Richenza."

Der Marquis sagte zu seiner Frau:

„Nun, Dein Schützling ist dem Arm der Gerechtigkeit durch den Tod entrückt. Er verfiel in eine Gehirnentzündung und starb in vierundzwanzig Stunden. Statt des Zuchthauses — das Grab! Freut Dich das?"

„Mich freut nichts Trauriges, lieber Dagobert... umsoweniger in diesem Fall, da die Mutter des jungen Saint-Clair, kaum genesen von schwerer Krankheit und noch schwach an Leib und Seele, vor Gram und Schreck gestorben ist."

„Ah bah! davon stirbt Niemand!“

„Genug — sie ist todt!“

„Todt! ist es möglich? die süperbe Frau... todt!“ rief der Marquis überrascht. „Sie war der schönsten Eine und von großen Characteranlagen... aber von unerträglicher, hochmüthiger Leidenschaftlichkeit.“

„Ah, Du kanntest sie?“ —

„Vor Jahren.. in Rom, wo sie steinunglücklich war mit ihrem Pinsel von Mann... Also sie ist todt! ... Ja, ja!... so stirbt man! — —

Stella fand sich sehr leicht und sehr glücklich in ihr neues Verhältniß hinein. Ihre Großeltern machten aus ihr ein Idol, das sie mit all der Zärtlichkeit überschütteten, die sie etwa bei Richenza versäumt hatten. Stella wurde der Mittelpunkt ihrer Gedanken und die Hauptperson in der Familie. Stella hatte also einen Theil ihrer Wünsche erreicht und zweifelte jetzt keinen Augenblick an der Erfüllung ihres höchsten und liebsten Wunsches.

Kaum in Kreuzbronn angelangt, wo sie Alle von Grazia mit treuherziger Liebe empfangen wurden, begann Stella ihre kleinen Machinationen, um den Aufenthalt daselbst möglichst abzukürzen. Darüber waren Alle einverstanden, daß vor der Hand Niemand von der Familie nach Baden gehen werde. Da sagte Stella zu der Gräfin, wenn sie mit ihr allein war:

„Aber wir werden doch nicht sehr lange hier bleiben! nicht wahr, liebe Großmama? Hier käme Emanuel so recht unter Grazia's Einfluß. Und obgleich ich ihn — Gott weiß wie gern zwischen uns sehe, ist es mir doch ganz lieb, daß er in Baden bleiben mußte."

„Glaubst Du, daß Grazia noch immer ihren Plan mit Emanuel verfolge?" fragte die Gräfin besorgt.

„Ob ich es glaube! — Aber, liebe Großmama, die Ultramontanen haben ja gar keinen andern Gedanken, als die ganze Welt katholisch zu machen. Das geben sie nie auf. Sie warten auf ihre Zeit."

Gräfin Meerhaim war inzwischen durch Grazia's liebevolle Theilnahme und durch den neuen Weg, den Emanuel eingeschlagen hatte, wieder mit Grazia versöhnt. Deshalb lieh sie Stella's Befürchtungen nicht unbedingt ihr Ohr, sondern sagte:

„Diese Behauptung wird jetzt freilich von allen Protestanten und von allen Fortschritts- und Freiheitsmännern aufgestellt — und ich bekenne Dir, daß ich diese Behauptung, gerade weil sie aus solcher Quelle floß, nicht glaubte. Ueberdas fand ich sie sinnlos und das geistige Armuthszeugniß, welches man sich den Katholiken gegenüber ausstellte, verdroß mich. Ist denn die akatholische Welt ein Steinblock, aus dem die katholische gleichsam eine katholische Statue machen könnte? Man macht ein paar Schuhe groß oder klein

— man macht ein Kleid kurz oder lang — aber man macht nicht einen Menschen katholisch oder protestantisch. Wer es wird, der wird es, weil er will."

„Liebe Großmama, wie dürfte ich mit Dir disputiren! das trauest Du mir gewiß nicht zu. Ich weiß nur, daß in dem katholischen Frankreich die gallicanische Kirche der römischen gegenüber steht. Die römische Kirche ist der Mittelpunkt für Diejenigen, welche man in Deutschland Ultramontane nennt, und daher weiß ich, daß man sehr gut katholisch sein könne, ohne der extremen Richtung zu huldigen. Daß Grazia in derselben befangen ist, sehen wir. Täglich geht sie in die Messe, sehr häufig zu den Sacramenten. Unverhohlen spricht sie, es gebe eine alleinseligmachende Kirche, das sei die katholische. Nun, Du weißt ja wie sie ist, diese schöne fanatische Seele! Emanuel aber hat eine merkwürdige Anhänglichkeit an Grazia, an Kreuzbronn, an Alles, was hier geschieht und wie es geschieht. Es wäre also ganz widernatürlich, wenn Grazia's Tendenz keinen Einfluß auf ihn übte."

Stella war ein ächtes Kind des Zeitgeistes: aus Dingen, welche sie halb verstand und welche Andere gar nicht verstanden, machte sie confuse Schlagworte, die ihren persönlichen Zwecken dienen mußten. Die Gräfin antwortete lebhaft aufgeregt durch Stella's unsinnige Erklärung:

„Was Emanuel betrifft, hast Du vollkommen Recht!

und was Grazia's Richtung — so kannst Du, als Katholikin, sie am besten beurtheilen. Deshalb denke ich wie Du, daß wir hier nicht allzu lange bleiben wollen."

Dem Grafen Meerhaim stellte Stella die Rücksichten auf seine Gesundheit, welche in dem Schwarzwald nothwendig leiden mußte, so eindringlich vor, als ob sie ein Arzt sei, der seinen Patienten für incurabel hält und ihn deshalb hundert Meilen weit wegschicken möchte.

Der Graf fand, daß ihm sein Aufenthalt in dem benachbarten Baden, auch im Winter, sehr gut bekommen sei; allein Stella behauptete, das Thal von Baden sei noch nicht der eigentliche Schwarzwald und habe durch seine geschützte Lage ein sehr mildes Klima, während es hier oben auf dem Kreuzbronner Schloßberg gewiß schon im November kamtschadalisch kalt sei.

„Es ist schwer, nach dem Süden zu gehen," sagte der Graf: „auf der einen Seite wird man von republikanischen Aufständen bedroht, auf der andern wird man annexirt, auf der dritten von Garibaldi's Banden überfallen — lauter Dinge, die mir verhaßter sind, als die Novemberstürme im Schwarzwald."

„Da ist noch Spanien, das mir aus meiner frühesten Kindheit ganz wunderreizend vorschwebt," sagte Stella.

„Nein, liebes Kind," rief der Graf: „Spanien...

das sind spanische Schlösser! — und für die bin ich zu alt."

„Oder Meran;" sagte die Gräfin: „das milde Etschthal! so etwas wie ein südlicheres Baden — und doch noch so gewiß heimathlich — auch leicht zu erreichen."

„Das ist kein übler Gedanke," erwiderte der Graf; — „und im Sommer gehen wir nach Crohnenberg."

Grazia bemühte sich, ihren Großeltern den Aufenthalt in Kreuzbronn so angenehm wie möglich zu machen. Bei dem Grafen gelang es ihr. Er hatte überhaupt Grazia sehr gern. Ihr grader Character, ihr einfaches Wesen sagten ihm zu. Minder bei der Gräfin, welche allzu geneigt war, Menschen und Dinge nur mit Stella's Augen anzusehen. Stella und Grazia aber, obschon so nahe Blutsverwandte, kamen sich auch jetzt, dem Herzen nach, um keinen Strohhalm näher, als früher. Das kränkte die Gräfin. Sie sagte zu Euphrosyne:

„Es ist traurig, daß Grazia so wenig Gemüth hat. Welch ein Unterschied zwischen meinen beiden Enkelinnen: Stella — ganz anschmiegende, opferwillige Zärtlichkeit; Grazia . . . Kälte durchaus nicht . . . Nein! aber ein Mangel an Hingebung, an Ausdruck der Empfindungen! man weiß nie, ob man von ihr geliebt wird."

„Ja, ja!" sagte Euphrosyne lächelnd; „sie hat etwas von einer Cordelia."

„Und wem theilst Du die Rolle König Lears zu? Dir oder mir?“ fragte die Gräfin spitz.

„Keinem von uns, liebste Mutter! ich sage nur, daß dieser gewisse zarte Schleier der Zurückhaltung über der Tiefe warmer und wahrer Empfindung Shakespeare's Cordelia und meine Grazia characterisirt. Mir gefällt das. Es verräth ein jungfräuliches Herz.“

„Ein kindliches Herz, wie Stella es hat, ist mir sympathischer,“ sagte die Gräfin.

„O wie glücklich bin ich,“ rief Euphrosyne, die Hand ihrer Mutter küssend, „daß Du in Deiner Enkelin einen Ersatz für Deine Tochter gefunden und sie gleichsam von ihr geerbt hast.“

„Sprich davon nicht, liebes Kind!“ sagte die Gräfin erbleichend. „Du hast nicht den furchtbaren Eindruck empfangen, nach einundzwanzig Jahren eine Tochter wieder zu finden — als Leiche! und unter Umständen und Umgebungen, die es sehr zweifelhaft machen, ob uns ihr Leben nicht schmerzlicher gewesen wäre, als ihr Tod es war.“ — —

Emanuel kam nicht nach Kreuzbronn. Er wollte nicht wieder in Grazia's Zauberkreis treten. Er schrieb seinen Eltern, er habe Einiges für Richenza zu besorgen und sie möchten ihm nur ihre weiteren Pläne schriftlich mittheilen. Er ließ Richenza und Tristan

neben einander beerdigen und den Stein, der diese Gräber deckte, mit dem deutschen Namen Sinkler bezeichnen, so daß das traurige Saint-Clair, woran so bittere Erinnerungen hafteten, spurlos verschwunden und mit Mutter und Sohn begraben war.

Als sich Graf Meerhaim für den Winter in Meran entschieden ausgesprochen hatte, ging Emanuel seinen Eltern voraus, um ihnen eine passende Wohnung zu bereiten. Sie folgten ihm mit Stella und der von Stella so gefürchtete November sah sie bereits sehr behaglich in dem schönen warmen Etschthal, zu Füßen der ewigen Schnee-Pyramide des Ortles.

Auf Kreuzbronn herrschte nun wieder das äußerlich stille, innerlich thätige und bewegte Leben, welches dort heimisch geworden war durch Bernhard und Euphrosyne. Im weiten, weltumfassenden und weltdurchdringenden Bereich der Kirche gab es kein Interesse, das hier nicht Anklang, nicht Theilnahme, nicht praktische Beihülfe, nicht geistigen Eifer gefunden oder angefeuert hätte. Dies unendlich vielseitige, wunderbar reiche Leben kann nur da gelebt werden, wo in der Kirche — Christus lebt: Christus mit seinen Leiden, Christus mit seinen Lehren, Christus mit seinen Gnaden, Christus mit seinen Sacramenten, Christus wahrhaft und wesenhaft mit der Fülle seiner Liebe. Und ein Funke dieser Liebe genügt, um die Seele immer

tiefer in die Wege des Glaubens einzuführen und um dem Herzen für alle Ewigkeit eine unvergängliche Nahrung zu gewähren. Die Glaubensschwäche bezweifelt das, die Oberflächlichkeit belächelt das, der brutale Unglaube verwirft das. Welcher Beweis geht aus dieser dreifachen Verneinung hervor? — Einfach der: daß Schwäche des Herzens, Leerheit des Verstandes und rohe Selbstsucht nicht im Stande sind, auch nur annäherungsweise das Leben in und mit Christus zu begreifen.

Gegen Weihnachten erhielt Euphrosyne folgenden Brief von ihrer Mutter aus Meran:

„Geliebtes Kind! Unsere innigsten Wünsche sind erfüllt! Emanuel hat das Wesen gefunden, nach welchem er so lange gesucht, so heiß verlangt hat; — das Wesen, das mit unbegrenzter, anbetender Liebe an ihm hängt und dies Gefühl für ihn gehegt hat, lange bevor auf Erwiderung zu hoffen war. Ich brauche Dir nicht Stella zu nennen: Du erräthst sie. Mit wahrhaftem Heldenmuth hat das junge Geschöpf gegen sich selbst gekämpft und die tiefste Leidenschaft beherrscht, so lange für sie, bei ihrer untergeordneten Stellung in unserm Hause, kein glückliches Ziel zu erwarten war. Fast wäre sie an dieser Liebe zu Grunde gegangen — so krank wurde sie, so litt sie. Damals sahen wir das zwar, allein den Grund ahnten wir nicht. Jetzt, nach-

dem der große Umschwung der Verhältnisse sie zur Tochter des Hauses und zwar zu einer sehr geliebten Tochter gemacht hat — jetzt brauchte sie dies junge, feurige Herz nicht mehr vor sich selbst und vor uns zu verbergen. Emanuel ist namenlos glücklich, so geliebt zu werden und wir sind es für ihn, für Stella und für unsere arme Richenza, der gleichsam eine Genugthuung dadurch geleistet wird, daß ihre Tochter in eine noch innigere Beziehung zu uns tritt und aus unserer Enkelin — unsere Tochter wird. Ein Zug von Stella's zarter Schmiegsamkeit hat mich unaussprechlich gerührt. Ganz von selbst und ohne die mindeste Aufforderung von unserer Seite erklärte sie: wenn Emanuel es wünsche, sei sie ganz bereit, protestantisch zu werden, da sie nun einmal nicht glaube, daß die katholische Kirche allein die wahre — und daß es ihr unerträglich sei, nicht in jedem Gedanken mit ihm überein zu stimmen. Es entspann sich ein förmlicher Wettkampf edelmüthiger Gesinnung zwischen Stella und Emanuel, der mich mit Wonne erfüllte. Zwei Kinder zu haben, die so hoch über kleinlichen Vorurtheilen stehen, ist der schönste Triumph für ein Mutterherz. Stella bleibt katholisch, weil wir Alle es wünschten, indem ein schönes Beispiel von Toleranz dadurch gegeben wird. Zum Weihnachtsfest besucht ein protestantischer Prediger einige protestantische Familien, die den Winter hier zubringen. Er wird Emanuels und Stella's

Herzensbund weihen — natürlich in aller Stille, weil wir ja noch in Trauerkleidern um unsere lieben Verstorbenen sind. Dies Jahr hat viele Gräber für uns geöffnet, mein theures Kind, und manchen Schmerz uns gebracht. Dafür schließt es mit einer wonnigen Freude, die gerade aus dem Schmerz uns erblüht ist. Wie sehr Dein treues Herz über das Glück Deines Bruders frohlocken wird, stelle ich mir lebhaft vor und hoffe, daß sogar die stille Grazia darin einstimmen werde." — — —

Euphrosyne hatte ihrer Tochter den Brief vorgelesen. Nun setzte sie hinzu:

„Dies ist freilich das Traurigste, das dem armen Emanuel begegnen konnte. Aber es war zu erwarten."

„O schwaches Menschenherz!" sagte Grazia mit namenloser Wehmuth, aber weniger in Bezug auf Emanuel als auf sich selbst, da ja in ihrem Herzen eine Neigung für einen Mann von solchem Wankelmuth hatte aufdämmern wollen. „O liebste Mutter! Dem ist das Loos am lieblichsten gefallen, der sein Glück nicht auf ein solches Herz baut! Armer Emanuel! Jetzt wird es ihm schwerer denn je werden, sich zur vollen Erkenntniß der Wahrheit durchzuarbeiten."

„Auf scharfen Dornen wird er sie fortan suchen müssen, das ist gewiß!“ sagte Euphrosyne tief betrübt.

„Aber vielleicht werden ihm die Dornen heilsamer sein, als es bis jetzt die zerflatternden Blumen seines Lebens waren,“ setzte Grazia hinzu.

Am heiligen Weihnachtsabend schwamm die Kirche zu Kreuzbronn in einem Meer von Kerzenlicht, das seinen Glanzpunkt um die Krippe fand, die Amandus so lieblich, als hab' er es dem seraphischen heiligen Franziscus abgelauscht, errichtet hatte. Alle Schloß- und Dorfbewohner, Jung und Alt, Groß und Klein, waren versammelt und begrüßten mit den süßen Liedern der heiligen Nacht das Wonnefest unserer Erlösung. Seit Jahren war Grazia nicht an diesem Tage in Kreuzbronn gewesen: jetzt feierte sie ihn mit all der seligen Liebe, die in ihrem Herzen war. Und als sie in der Mitternachtsmesse vor dem Altar kniete, auf dem die geheimnißvolle Fortsetzung der Incarnation im ewigen Opfer sich vollzog, da stimmte sie in das „Gloria in excelsis“ der himmlischen Heerschaaren ein und betete um Frieden für alle Menschen, die guten Willens sind und die Erinnerung an Emanuel störte ihren tiefen Frieden nicht mehr.

Aber an jenem Abend trat Stella strahlend in bräutlicher Schönheit vor ihren Spiegel, betrachtete

aufmerksam und wohlgefällig das reizende Bild, das ihr aus demselben entgegenlächelte und sprach ganz laut mit unsäglicher Befriedigung: Jetzt bin ich Gräfin Emanuel Meerhaim.

Ein Brief.

Graf Meerhaim an seinen Sohn.

Kreuzbronn, 3. Februar 1863.

Lieber Emanuel! Das Schreiben ist just nicht meine Passion. Indessen muß ich mich doch daran machen, Dir eine gehörige Epistel zu schreiben, da alle Briefe Deiner Mutter mit schönen Redensarten beantwortet, jedoch ohne Erfolg geblieben sind. Ich, mein lieber Sohn, ziehe jetzt die Fingerhandschuh aus und schreibe in einem andern Styl, als Deine allzu nachsichtige Mutter: Wenn Ihr nicht bis zum 1. März Paris verlaßt und Euch auf den Weg nach Crohnenberg macht, so werden Eure Schulden nicht bezahlt und Ihr könnt dann sehen, wie es sich von der Luft leben läßt. Anderthalb Jahr sitzt Ihr jetzt schon in dem Paris, weil Stella keine Lust hatte, mit uns nach Crohnenberg zu gehen, sondern sich ihren Pensionsfreundinnen, ich weiß nicht was für Prinzessinnen! als elegante junge Frau zeigen wollte. Gegen eine Reise von vier oder sechs Wochen nach Paris machten

wir durchaus keine Einwendung; wohl aber, daß Ihr seit zwanzig Monaten dort lebt! und wie lebt!! — Bedenke, mein Sohn, daß Du bei dem unsinnigen Train, den Du führst, von anderer Leute Geld lebst; denn entweder bezahlt Deine Mutter Deine Schulden — und dann entziehst Du ihr die Mittel, so zu leben, wie sie es gewohnt ist; oder sie bezahlt sie nicht — und dann lebst Du die gemeine Existenz des Schuldenmachers, ehrlos und verachtet. Leider hab' ich es in meiner Jugend auch ungefähr so gemacht! um desto mehr kann ich Dich warnen, durch mein Beispiel und meine Erfahrung. Besäße ich noch mein Vermögen, so würde ich es vielleicht für meine Pflicht halten, Deiner Verschwendung kein so kurzes Ziel zu setzen. Da es sich aber um das Vermögen Deiner Mutter handelt, so werde ich Deine Thorheit nicht länger begünstigen. Wohl weiß ich, daß Stella die Hauptverschwenderin ist! 40,000 Franken für Spitzen — das ist in Euren Verhältnissen ein colossaler Wahnsinn. Ich weiß ebenfalls, daß Stella ein solides Pantoffelregiment zu führen versteht; — allein das Alles macht mich nicht irre. Du bist der Mann: an Dich wende und halte ich mich. Und zwar mit eiserner Entschiedenheit. Basta.

Nun das abgemacht ist, will ich mir meine Laune nicht länger verderben, sondern von andern Dingen reden, die Dich interessiren werden. Wir sind schon

seit dem October hier bei Grazia. Dank den ungewöhnlichen Ausgaben die Du Deiner Mutter aufgewälzt hast, reichte ihr Budget für den Winter zu keinem andern Aufenthalt als in Crohnenberg aus. Da hätten wir denn ganz einsamlich wie ein verlassenes Turteltaubenpaar sitzen und nach ungestörter Herzenslust Sechsundsechszig spielen können. Aber schau'! wer kommt? Grazia mit ihrer Mutter! — und sie entführen uns richtig nach Kreuzbronn. Ich sprach wohl einige Besorgniß vor den Novemberstürmen des Schwarzwaldes aus; allein sie meinten, diese wären am heftigsten in Stella's Phantasie gewesen, und nicht stärker in Kreuzbronn, als in Crohnenberg. Kurz, wir sind hier, es geht uns vortrefflich und meine Rheumatismen sind hier nicht stärker als sonstwo. Grazia ist ein Engel: heiter, zufrieden, thätig, immer sorgend für irgend Jemand, sei es für ihren alten Großpapa, sei es für ein armes Kind in ihrem Dorf und ihrer Schule, sei es für Schulen, Kirchen, Missionen, in Asien und Amerika. Für sie gibt es auf Erden nur Eines: die katholische Kirche! aber dies Eine nimmt alles Uebrige in größter Vielseitigkeit in sich auf. Ich bekomme durch Grazia eine große Idee von — und einen großen Respect vor der katholischen Kirche, die überhaupt um so mehr im Preise bei mir steigt, als Alles was auf Erden gemein, boshaft und niederträchtig ist, mit einem Wort: der ganze falsche

hohle, lügnerische Liberalismus unserer armseligen Zeit, bald verblümt, bald brutal gegen sie geifert. Was diese Leute hassen, muß groß und erhaben sein — so schließe ich; — denn das Niedrige und Erbärmliche, sowohl Individuen als Institutionen, Ereignisse als Einrichtungen, findet regelmäßig lobende Protectoren in ihnen. Das habe ich mir früher nie klar gemacht. Aber um auf Grazia zurückzukommen! sie ist ganz entschieden zu keiner zweiten Ehe zu schreiten und sie kleidet sich immer in die sanfte Halbtrauer der Wittwe — was zugleich einen lieblichen Contrast und eine schöne Einrahmung zu ihrer anmuthigen Jugend bildet. Es kommt viel Besuch her, denn alle Welt, Männer und Frauen, sind gern hier und finden die gastfreundlichste Aufnahme. Auch Odo erschien vor Kurzem — wie mir schien mit dem Wunsch, das Urspergsche Vermögen zu vereinigen; denn bei ihm geht die Verbindung der Geldsäcke der Verbindung der Herzen voran — und da er noch nie den Geldsack gefunden hat, der gehörig mit dem seinen harmonirte: so ist er auf bestem Wege, als Hagestolz und Geizhals zu verkümmern. In der Politik war er höchst geschlagen. Vor ein paar Jahren war er ein glühender Fortschrittler gegen Alles und Jedes, was nicht die büreaukratische Staatsomnipotenz anbetete, also hauptsächlich gegen die katholische Kirche, die den Fortschrittlern mehr als alles Andere im Wege

ist. Jetzt aber haben die Fortschrittler Front gemacht nicht allein gegen die Kirche, sondern auch gegen die kleinen Regierungen und wünschen, Preußen möge dieselben verspeisen, dann werde der Fortschritt behaglich Preußen verspeisen. Auf diese Wendung war der gute Odo nicht gefaßt. Sie bringt ihn in das peinlichste Dilemma. Bleibt er bei dem Fortschritt, so glotzen ihn dessen Ziele, Revolution und Republik an, die ihm ein Gräuel sind; bleibt er nicht dabei, macht er retrograde Bewegungen, so weiß er nicht genau, was ihn anglotzt, vielleicht abermals Revolution! etwas Schreckliches gewiß. Er war ganz haltungslos. Das geschieht heutzutage manchen Leuten, die sich einbildeten, der Fortschritt werde auf ihr Commando Halt oder Kehrt machen. Nivelliren und dann centralisiren ist die fixe Idee der Liberalen und da denkt denn Jeder von ihnen die Centralisationsdrähte durch seine Hand laufen zu lassen und ist höchst verblüfft, wenn eine stärkere Faust sie ihm entreißt. — Welche Faust, d. h. welche Zuchtruthe Gottes in dem armen, verwirrten Deutschland Ordnung stiften und auf Principien des Rechts und der Wahrheit sie gründen werde, — das wüßt ich gern; und ich glaube, mancher Minister, Diplomat und wie alle die klugen Herren heißen! — wüßte es ebenfalls gern. Ich weiß nur das Eine: es gab eine Zeit, wo die Geschichte des dentschen Reiches die Geschichte Europa's war; und in jener

Zeit war Deutschland katholisch und hatte einen Kaiser.

Du kannst Dir nicht vorstellen, welche gute, gründliche und interessante Bücher ich hier finde; meistens Geschichtswerke. Mir gehen dabei die Augen auf über manche Dinge bezüglich der Politik und der Religion, von denen ich mir bisher nichts träumen ließ; denn ich fange an, einzusehen, daß wir seit mehr als dreihundert Jahren formidable an der Nase herumgeführt worden sind. Das finden viele Protestanten, besonders gründliche Geschichtsforscher — und das ist wichtig! — ebenfalls! Was nun die gelehrten Herren thun werden — wer kann das sagen! Vielleicht machen sie es wie Du, mein Sohn: bewundern das Licht, das ihnen aufgeht und bleiben auf der Schattenseite. Ich werde es vermuthlich anders machen, denn ich war von je her ganz das, was ich war. Doch basta. Es ist besser, dergleichen Dinge zu thun, als zu besprechen. Du weißt jetzt, wie es hier mit uns steht. Ich füge nur hinzu, daß Crohnenberg sehr hübsch eingerichtet und für Euch in Bereitschaft gesetzt ist; — denn mit Paris ist's aus und vorbei. Das merkt Euch! besonders Du, Stella.

Nun Gott befohlen, mein Sohn. Ich bin und bleibe Dein Dich liebender Vater

Ottocar Meerhaim.

In gleichem Verlage erschienen ferner:

Maria Magdalena.

Ein dramatisches Gedicht

von Wilhelm Molitor.

M.=A. Cartonnirt Preis fl. 2. 42 kr. — Rthlr. 1. 15 Sgr. — In engl. Callico=Einband Preis fl. 3. 30 kr. — Rthlr. 2.

Der Doge von Venedig.

Historische Tragödie

von Oscar von Redwitz.

M.=A. Geheftet Preis fl. 1. 30 kr. — 26 Sgr. — In engl. Callico=Einband Preis fl. 2. 20 kr. — Rthlr. 1. 10 Sgr.

Schöne Seelen.

Ein Legenden= und Novellensträußchen

von Gr. Fr. Daumer.

8. Preis 54 kr. — 15 Sgr.

Dichtungen

von Johannes Schrott.

Mit einem Vorwort von Oscar von Redwitz.

M.=A. Geheftet Preis fl. 1 45 kr. — Rthlr. 1. — In engl. Callico=Einband Preis fl. 2. 42 kr. — Rthlr. 1. 18 Sgr.
